

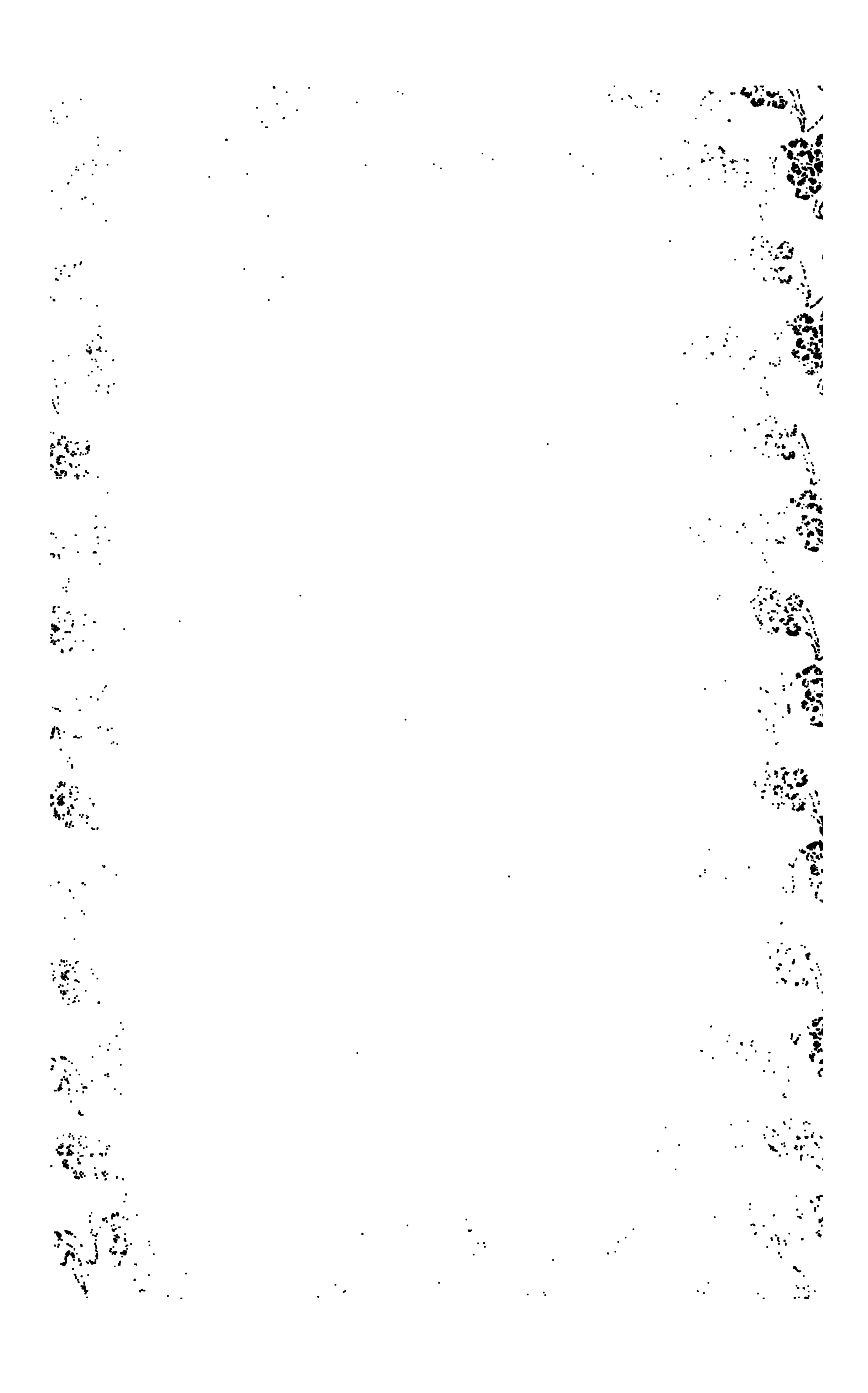
KARL BLEIBTREU

DIE VERTRETER DES JAHRHUNDERTS

I



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Die Vertreter des Jahrhunderts.

Von

Karl Bleibtreu.

> L'individu, nié, écrasé par le monde moderne, va-t-il reprendre de l'importance? Souhaitons — le!
> Flaubert an George Sand 1870.

> The consequence is: being of no party
> I shall offend all parties. Byron.

Band I.



Berlin und Leipzig.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1904.

Inhalt.

Index.

Errata.

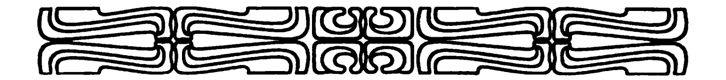
Buchstabenfehler anzukreiden ist unnütz. Als sinnstörend sei genannt:

Seite 7, Zeile 22 lies „von dannen“ statt „von denen“.

Seite 51, Zeile 15 lies „l'ombre“ statt „l'hombre“.

Seite 51, Zeile 33 lies „euch“ statt „auch“.

Seite 320, Zeile 13 lies „Schmelz“ statt „Schmalz“.



Das grosse Jahrhundert der grossen Revolution.

„Nationalbildung zeigt sich in der Gesamtheit der Künste. Daher ist die schöne Literatur vorzüglich charakteristisch für jede Zeit einer Nation!“ Dies Eingeständnis, das sich unter den Aphorismen eines so strengen Denkers, wie J. F. Herbart, findet, diene uns als Richtschnur, wenn wir neben den wenigen bedeutenden Tatmenschen des Jahrhunderts vorzugsweise die literarischen Persönlichkeiten hervorheben. Dichter oder Denker — beides auch in Richard Wagner vertreten — machen die wahre Erbschaft eines Jahrhunderts aus oder geben ihm wenigstens die Signatur. Wann aber beginnt dies neunzehnte Jahrhundert? Sicher nicht mit Neujahrsglocken, die das Jahr von Marengo einläuteten, sondern mit dem letzten Kanonenschuss überm Feld von Waterloo. Dort erst ward dem Grossen Jahrhundert zu Grabe geläutet, dessen Nachfolge einem tintenklexenden Säkulum anheimfiel, reicher an Grössenwahn, als irgend ein gewesenes, ärmer an wahrer Grösse, als die meisten Zeitalter, die einen wirklichen Aufschwung der Menschheit bedeuteten. Das nämliche Jahr, wo Napoleon von der politischen Bühne abtrat, gebar Bismarck, das wird allezeit symbolisch bleiben.

Für die scharfen Einschnitte zusammengehöriger Zeitalter bildet die äussere Gemarkung der Zeitdaten keine Grenze. Obschon Napoleon und Byron erst Anfang der zwanziger Jahre des neunzehnten Säkulums starben, wird man sie ebensowenig zu dessen Söhnen und Vertretern zählen, wie Goethe und Kant. All diese grossen Gestalten entsprangen gemeinsam dem Schoss desselben kraftschwangeren Milieus, das mit dem Königsphilosophen von Sanssouci und dem Philosophenkönig

— mehr König als Philosoph — Voltaire seine Erstgeburt in die Welt setzte, Vertreter einer Generation, die sich in den Saturnalien der Grossen Revolution selber verschlang, um einer riesigen Neugeburt, einer Neuen Welt, unter Trommelwirbeln Platz zu machen. Vom Schafott des guten Dr. Guillotin schwang sich die Revolution zu Thronen empor und erstieg sporenklirrend die Stufen zur Weltherrschaft.

Alle Stände sahen sich unter die Waffen fortgerissen. Da das Leben eine kunstvolle Tragödie und die zeitgenössische Geschichte mit ihrem Römerstil eine pomphafte Bühne vorzustellen schien, wo alle Akteure, gleich dem „ersten Helden“ Napoleon, bei Talma Unterricht nahmen, um heroische Posen zu lernen, fehlten sogar die Schauspieler nicht als Soldaten und reihten sich den Legionen ein. Wie später im deutsch-französischen Kriege, der Bismarckzeit, der bekannte Mime Sevestre bei Buzenval für sein geliebtes Paris fiel, den sterbenden Blick noch auf sein Ehrenkreuz gerichtet, wie Baillet bei Villejuif und Paul Mounet als Adjutant bei Laval ihre Pflicht taten und Mounet-Sully das Banner der Dordogne-Mobilen trug, so fällt ein Talma im Kampf gegen die Briten am Bord des „Rivoli“ und Oberst de Brancas vor der Front seiner 10. Kürassiere bei Essling, der grossen Actrice Sophie Arnould Sohn. Eine Apologie des Krieges stammt sogar von einer Seite her, wo man es nicht erwarten sollte. Der unerbittliche Feind der Revolution und Napoleons, Josef de Maistre, preist den Krieg als Weltgesetz und nennt ihn göttlich. Dieser Kämpe, in Petersburg dürftig lebend und sterbend, machte seinen Frieden mit dem Imperator nicht und so gab es noch Viele, sowohl Reaktionäre als Radikale, die nie verziehen, die nichts vergassen und nichts zulernten, sondern den Widerstand gegen das neue Cäsarentum weiterspannen, bis endlich ein allgemeiner Sklavenaufstand den Einen niederwarf. Diese Auflehnung gegen die neue Form der Bevormundung im Namen von Freiheit und Gleichheit erregte auch das friedliche Reich der Geister. Schon 1796 erschienen gleichzeitig in der Schweiz Maistres „Konsidérations sur la Révolution“ und Bonalds „Théorie du pouvoir politique et religieux.“ Das Bonaldsche Buch wirkte durch

seine bornierte und heftige Einseitigkeit, die kein Paktieren und keine Kompromisse zuliess. Mit Recht spottete Chenier über Bonalds Methode: „Er nimmt als unbestreitbares Prinzip irgend etwas höchst Bestreitbares, oft etwas Unmögliches, und marschiert dann von Behauptung zu Behauptung, indem er jede Annahme, die er bekräftigt, einfach durch eine neue beweist, die er erst hinterher bekräftigen will.“ Condillac und Cabanis werden von diesem plumpen Raufer mit einem Faustschlag erledigt. „Die Fähigkeit zu denken hängt von der Beschaffenheit des Gehirns ab?“ Bonald weiss es besser: „Wären wir nichts als Organe und Organisation, könnten wir nie mehr wollen, als wir können!!“ St. Lambert hatte geschrieben: „Der Mensch ist eine organisierte Masse, welche Geist aus ihrer Umgebung und ihren Bedürfnissen empfängt.“ Dies kehrt Bonald um: „Der Mensch ist eine Intelligenz, bedient von Organen.“ Unbewiesene Paradoxe schlagen hier gegenseitig auf einander los oder auch Truisms, die sich gegenseitig missverstehen. Denn die vier Thesen und Antithesen, die wir oben als Probe zitieren, sind sämtlich halbwahr, aber von einer Halbwahrheit, die kaum noch Zugänge zur höheren Wahrheit offen lässt, in einen engen Denkzirkel eingesponnen, aus dem es kein Entkommen in die lichten Gefilde wahrhaft freien Denkens gibt. Wie armselig, wie unreif nimmt sich der sensualistische Materialismus der französischen und englischen damaligen Bildung aus gegenüber Kants Ideenflügen! Und als Gegengewicht kannte man nur die Theologie, das unwissenschaftliche Gesalbader der High Church oder den Dogmenzwang des Katholizismus. Man verwechsele also die angeblichen Argumente gegen Materialismus und Atheismus, wie Chateaubriands „Genie des Christentums“ und Maistre und Bonald sie vorbrachten, nicht mit wirklicher denkerischer Abrechnung. Was hier und da wie ein transcendentaler Idealismus aussieht, bleibt nur angeschminkte, heuchelnde Tünche: darunter grinst das alte Gespenst hierarchisch-absolutistischer Wahnvorstellungen mit höchst realistischen Machtgierinstinkten. Den Teufel vertreiben durch Beelzebub!

Die charakterologische Unverschämtheit des Jahrhunderts, die sich Kritik taufte, meldet sich schon frühe. „Bonaparte

war ein Schlachtengewinner. Aber abgesehen hiervon war der geringste General geschickter als er . . Man glaubt, dass er die Kriegskunst vervollkommete, es ist jedoch sicher, dass er sie bis zur Kindheit der Kunst zurückschraubte." schimpft Chateaubriand in seiner Schmähschrift „Bonaparte und die Bourbonen." Dieser Ungeheuerlichkeit liess er schon Verachtung jeder Wissenschaft im „Geist des Christentums" vorangehen. „Sie vertrocknet das Herz, entzaubert die Natur, führt schwache Geister zum Atheismus und von da zum Verbrechen." Das System von Linné passt ihm nicht. „Wäre nicht besser, den Menschen an der Spitze der Schöpfung zu lassen, wohin ihn Moses, Aristoteles, Buffon und die Natur gestellt haben?" (Dies „und die Natur" ist unbezahlbar.) Doch dies ist noch gar nichts gegen de Maistre. Bacon? War „fremd allen Wissenschaften, all seine Grundideen falsch." Er hatte einen eminent falschen Geist und von einer ihm besonders zugehörigen Falschheit. Seine „Unfähigkeit in allen Zweigen der Naturwissenschaft war absolut und radikal . . Er entbehrt völlig des Talents zur Analyse, weiss nicht Fragen zu lösen, ja nicht mal sie aufzustellen." Um so einen mit all seinen Mängeln hochbedeutenden Mann abzutun, genügt ein Federstrich. Noch fünfzig Jahre weiter und wir werden in der Presse jeden Affenpintscher über Löwen sein Wauwau anstimmen hören, als wär's die Posaune des jüngsten Gerichts. De Maistre weisst auch alles voraus. „Es gab niemals eine Dynastenfamilie plebejischen Ursprungs. Wenn dies Phänomen erschiene, wäre es ein Ende der Welt." Gleich darauf krönte sich Napoleon. „Nichts kann Preussen wiederherstellen. Dies Gebäude aus Blut und Kot, falschem Geld und Flugschriften, ist in einem Augenblick eingestürzt für immer." Das war 1807, sieben Jahre später stand der Bau wieder da. Natürlich hasste de Maistre in Preussen nur den Protestantismus, sozusagen die Illegitimität, keineswegs das Junkerliche.

„Der Aberglaube ist ein vorgeschobenes Fort der Religion, das man nicht zerstören darf . ." „Jede Autorität, besonders die der Kirche, muss sich jeder Neuheit widersetzen, ohne sich von der Gefahr erschrecken zu lassen,

etwa die Entdeckung einiger Wahrheiten zu verzögern, ein Nachteil gleich Null, verglichen mit dem, die Institutionen und bestehenden Meinungen zu erschüttern." Selbst die arme Chemie ist eine schädliche Neuheit. „Wozu nützt sie dem Minister, Beamten, Militär, Seemann, Negozianten?" Aber natürlich! „Kehrt man nicht zu den alten Maximen zurück, überlässt die Erziehung den Priestern und setzt die Wissenschaft überall an den zweiten Platz, so erwarten uns unabsehbare Übel." „Die Andern haben nicht das Recht über diese Materien der sittlichen Weltordnung zu raisonieren. Sie haben ja die Naturwissenschaft, um sich zu amüsieren. Worüber beklagen sie sich noch?" So geht es unablässig fort in den „Soireen von Petersburg", dem „Versuch über die Schöpfungsprinzipe" und dergleichen Maistrerieen.

Doch der Schöpfergeist der Revolution blies auch den Abtrünnigen seinen lebendigen Odem ein. In die erste Auflage seines „Gènie du Christianisme" schmuggelte Chateaubriand seinen „René" ein, der eine literarische Revolution bedeutet. In den „Martyrs", begonnen gleichzeitig mit jener Apologie des Christentums und veröffentlicht unter den Donnern der Weltgeschichte bei Aspern und Wagram, wollte er die Poesie kirchlichen Christentums katholisch feiern, doch er feierte statt dessen die Gründung des geschichtlichen Romans vor Walter Scott. Wo er sich gegen das Grosse Jahrhundert wandte und in geradezu kindischer Weise uns Übernatürliches zumutet, wie es für Dante und Milton noch eine lebendige Realität war, indem er ein Reisehandbuch durch Fegefeuer, Himmel und Hölle liefert und uns albern die Zuverlässigkeit dieses Bädeker versichert („J' ai soumis mon Travail à de pieux et savants ecclesiastiques"), da rächte sich dies sogar im altmodischen Ton seiner Floskeln. Aber wo er Selbstgeschautes und Selbsterlebtes als geschichtliche Vergangenheit wiederbelebt, da sprach aus ihm die Realität seiner geschichtemachenden Zeit.

Diese düstere hochmütige Seele, die sich in den Memoires d' Outre-tombe selber ihr Grabdenkmal setzte, als sei nur sie selber würdig sich zu bestatten, gehörte innerlich ganz dem grossen Jahrhundert an. Seine reaktionäre Rolle als

Pamphletist der Kontrerevolution und späterer Minister des legitimen Ausgiasstalls täuscht uns darüber nicht. Vor ihm hatten Bernardin de St. Pierre (Paul und Virginie) und Rousseau (Neue Heloise) Befreiung vom Gesellschaftszwang in Naturschwärmerei gesucht. Doch erst Chateaubriand führte diese seelische Revolution durch, lange vor Byron schuf er die Gattung des poetischen Landschaftsbilds als Versinnlichung der Seelenstimmung. In Amerikas Waldnächten „erschien mir eine unbehannte Muse, ich sammelte einige ihrer Laute und zeichnete sie auf unterm Sternenlicht, wie ein Musiker Noten schreibt, die ein grosser Maestro ihm diktiert.“ (Memoiren.) Selbst das Exotische dieser Landschafterei, wie es nachher in Byrons griechisch-türkischen Milieubildern die Welt berauschte, entsprach dem Revolutionären der Weltumwälzung, die alle Grenzen verwischte und den bisher eng umfriedeten Menschen hinaustrieb in ferne Zonen einer neuen Welt. So gewaltig drängt die innere Poesie der grossen Zeit, dass sie den französischen Prosastyl, bisher so trocken und kühl in seiner Eleganz, völlig mit neuem Saft durchdränkt und umwandelt. In Deutschland vollzog sich dieser Prozess wohl früher, doch lange nicht so einheitlich. Goethes „Werther“, dies Muster einer natürlichen Poesie-in-Prosa, blieb ohne andere Nachfolge, als den masslos überladenen Schwulst Jean Pauls, wo Phantasie und Sprache mit dem Autor durchgehen und selbst bei den herrlichsten Aufschwüngen des Naturempfindens der metaphorische Styl durch seine überschwängliche Hypertrophie den künstlerischen Eindruck lahmlegt und das Reinpoetische aufhebt. Derlei Sünden gegen den guten Geschmack finden wir kaum in der rhapsodischen Rhetorik der Staëlschen „Corinna“, niemals bei Chateaubriand. Denn hier entspringt die Naturschwelgerei einem tieferen seelischen Bedürfnis, dem grossen Geheimnis der Melancholie, welche das überwältigend Grosse der Revolutionszeit in empfindsame Seelen hauchte. Das Individuum fühlte sich erdrückt von der riesenhaften Wucht der mitdurchlebten Geschichtsvorgänge, von so viel Ewigkeitsstimmung, über der doch ein Ahnen der Verwesung brütete, und flüchtete in die noch riesigere und im Gegensatz unwandelbare unverwesliche

Natur, um wie in der Geschichte so auch hier die Nichtigkeit von Grösse und Glück der Sinnenwelt im Buch der Schöpfung abzulesen. Doch aus dieser trostlosen Entsagung die bald als byronischer Weltschmerz die Runde durch Europa machen sollte, erhob sich in ihr selber ein trotziges und stolzes Erkennen, dass jenseits aller Verwesung der Mensch noch gross genug sei, der irrende „Faust“ und verbannte „Kain,“ wenn er nur den prometheischen Funken im tiefsten Innern entfache und nähre. Man kann sagen, dass erst die Grosse Revolution wieder das Höchste im Menschen freimachte, was selbst in der Renaissance zu sehr in Sinnenplastik stecken blieb: das Unbewusste. „Ein geheimer Instinkt quälte mich, ich fühlte, dass ich selbst nur ein Reisender war. Doch eine Stimme vom Himmel schien mir zu sagen: Mensch, die Zeit ist noch nicht gekommen, warte, bis der Wind des Todes sich erhebt, dann wirst du deinen Flug zu unbekannten Regionen nehmen, nach denen dein Herz verlangt. Erhebt euch schnell, ihr ersehnten Orkane, die zu Räumen eines anderen Lebens entführen!“ („René“.) Das ist nicht mehr der Konquistadorentrotz der Renaissance, der mit Marlowes Mortimer „weltverachtend nun von denen reist, um unbekannte Länder zu entdecken,“ das ist eine edlere Sehnsucht nach dem Ideal, den Drang des Irdischen abzuschütteln, nach dem „bien inconnu.“

Doch in René, dem allzu spät geborenen Sohn des Grossen Jahrhunderts, kündigt sich leider auch schon jene Charakterschwäche an, die ein Hauptkennzeichen des kleinen Jahrhunderts werden sollte. Mit der Selbstquälerei des alten Pascal und ähnlicher leidender Seelen der Vorzeit verbindet er nicht deren heroische Stärke des Martyriums, ein dilettantischer Geck des Glaubensuchens, der unablässig auf seine eigenen Wunden hinstiert wie hypnotisiert. „Wer Kräfte empfing, soll sie dem Dienst der Menschheit weihen,“ ermahnt ihn streng der Eremitenpriester, Chateaubriand erkennt also sehr wohl seine Schwäche, die ihn zum Übergangstyp der beiden Jahrhunderte macht. Dies gibt ihm eine Klassicität historischen Wertes und deshalb verweilen wir bei seiner Persönlichkeit, indess die unendlich grössere seines Zeitgenossen Byron kaum noch einem Jahr-

hundert, sondern aller Zukunft zugehört. Wenn Rousseau an Malesherbes schrieb: „Ich fand in mir eine unerklärliche Leere, die nichts ausfühlen könnte, ein Hinsehnen des Herzens nach einer anderen Art von Freude, von der ich selber keine Vorstellung hatte und gleichwohl ihrer bedurfte," so spricht hier das erhabene Bedürfnis, aus dem die Revolution keimte. René aber, der den Geist der Erinnerung an Marmorurnen der Vorzeit neben sich stehen wähnt, muss umsonst zu den Füssen des Altars flehen „mich von der Last des Lebens zu befreien oder in mir den alten Menschen zu ändern" und Pater Souel redet ihm ins Gewissen: „Man ist nicht ein höherer Mensch, weil man die Welt in bösem Lichte sieht.. Erweitern Sie Ihren Blick und Sie werden sich bald überzeugen, dass all Ihre Übel, über die Sie jammern, reines Nichts sind." O nein, das sind sie nicht. Das 19. Jahrhundert konnte nichts dafür, dass es sich alt und krank fühlte, dass die Vorzeit ihm nichts lehrte, als einen äusseren Bankerott des Grossen Jahrhunderts, während dessen unermesslicher Reichtum unantastbar innerlich in der Menschheitsökonomie weiter wirkte mit Zins und Zinseszins. Aber statt sich zu den Füssen aller möglichen falschen Altäre zu werfen, der Kirche, des Staates, der Naturwissenschaft, statt den Blick nur in die Aussenseite der Natur zu erweitern, hätte es ihn in die neue Welt des Unbewussten richten sollen, ins unergründliche Innere, zu welchem erst die Revolution durch Wegräumung alles intellektuellen Schuttgerölls und ethischen Schmutzes der Bevormundung dem Neuen Menschen den Eingang öffnete, ins Reich der inneren Freiheit. Nun war Chateaubriand-René gewissermassen ein grosser Mann, da er einem ganzen Kulturvolk, das bisher nur Gesellschaftsliteratur kannte, die Quelle der Poesie erschloss; aber nimmt man ihm die Genialität seiner grossen Zeit, deren Mosesstab nur an Stein zu klopfen brauchte, um alle Quellen sprudeln zu machen, dann bleibt nur ein „Obermann" übrig. Über dies traurige Buch seelischer Entmannung (ausserhalb Frankreichs völlig unbekannt, jedoch von Georg Brandes schon in seinen „Hauptströmungen" gut gewürdigt) heisst es in Le Bretons „Roman francais au 19. siècle" (1901) sehr fein: „La vie qui n' était

pas assez vaste pour contenir René, est trop vaste pour ne pas épouvanter Obermann." Dies ist der wahre Mensch des 19. Jahrhunderte und ebenso „Adolfe" von Benjamin Constant. Senancours „Obermann" ward 1804, „Adolfe" 1816 publiziert, doch sie hätten ebensogut am letzten Fin-de-Siècle erscheinen können, so bruderähnlich sind unsere heutigen Typen. In „Obermann" hat der interesselose Egoismus die ideale Hülle der Kunst abgestreift und sein monotoner Ichschmerz, der dabei wohlüberlegt jedem fremden Elend aus dem Wege geht und sich einbildet aus Philosophie nichts lieben zu können, weil er nichts liebt als sich selber, dreht auch der Schönheit der Natur missmutig den Rücken. „Als ob die Perzeption des Alls die Idee eines positiven Wesens wäre und das Ich des Menschen etwas anderes, als der zufällige Ausdruck einer ephemeren Verbindung! . . Nichts besitzt man, wie man es sich vorstellt, nichts ist bekannt, wie es wirklich ist. Wir sehen Beziehungen und nicht Substanzen, wir benutzen nicht Dinge, sondern deren Abbild. Diese Natur, ausser uns gesucht und undurchdringlich in uns, ist überall dunkel. Ich fühle ist das einzige Wort für den Menschen, der nur Wahrheit will." Man sieht, Obermann kennt philosophische Lektionen gut auswendig.

Aber Constant brauchte nichts zu lernen, um aus sich heraus nach der Natur den Roman des Egoismus zu schreiben. Man wirft ihm vor, in „Adolfe" sein Verhältnis zu Madame de Staël indiskret profaniert zu haben, wie in unsern Tagen d'Annunzio Ähnliches verübte. Doch da tut man Constant Unrecht und unterschätzt seine liebespsychologische Erfahrung, denn es stellt sich bei genauem Forschen heraus, dass seine „Eleonore", diese femme supérieure et imcomprise, die im 19. Jahrhundert so zahllose Nachfolgerinnen haben sollte, sogar zwei hervorragenden Frauen gleicht, die ihm zum Opfer fielen. Es ist Madame de Charrière und ihr schon 1787 erschienener höchst bedeutsamer Roman „Caliste", die in Constants Werk persönlich wie literarisch ihren Schatten werfen. „Le bien inestimable d'être tendrement aimé" wird die Sehnsucht all dieser Jahrhundertfrauen werden, begabt mit einer zu zarten Sensibilität, die auch in ihnen durch die Revolution sich befreit hoffte und die in den

Briefen von Madame Roland und allen andern Emanzipierten der Revolution schmerzlich und ungestüm oder leise vor sich hin schluchzt. In den Wirbeln jenes mächtigen Maelstroms erweckt, konnte sie sich gleichzeitig damals im donnernden Schäumen betäuben; als aber die Flut sich verlief, blieb nur die Hyperästhesie der Empfindung zurück und quälte die früher in schmaler Häuslichkeit umfriedete, vom Salon befriedigte oder durch Religion getröstete Moderne Frau bis zu den Hysterien der heutigen Emanzipationsgelüste. Die schwächliche Melancholie des Jahrhunderts beginnt schon hier. „Je restai seul dans l'obscurité, je ne l'ai jamais revue", diese erschütternde Stelle in „Caliste" wiederholt sich im „Adolfe" in der Abschiedsszene: „Comme tout est calme! comme la nature se résigne! Le coeur aussi ne doit-il pas apprendre à se résigner?" Einer Erklärung der Menschenrechte eine Erklärung der Frauenrechte folgen zu lassen war nur ein Schritt. Was aber bei der Charrière, die schlicht und ohne Sentimentalität ihr Herz ausplauderte, noch echt und rührend als eine Stimme des Grossen Jahrhunderts klang und nicht minder bei der stürmischen Staël, das hatte später bei George Sand und deutschen Autorinnen einen misstönig unreinen Ton. Denn worin die Staêl sich schwach zeigt, das ist wie bei Chateaubriand die schon erfolgte Ansteckung mit dem kommenden Zeitgeist, dessen Embryo sich schon in ihnen bildete. Was stark bei beiden, das ist ihr noch Verwachsensein mit dem grösseren Geschlecht, in das sie hineingeboren. In Madame Cottins „Claire d'Albe" und ähnlichen Romanen hat sich das Übel schon entwickelt und die falsche Sentimentalität mit ihrem „göttlichen Recht der Leidenschaft" gleicht auf ein Haar den poetischen Effusionen der Romantik bis zur Mitte des Jahrhunderts.

Schwüre im Mondschein auf Kirchhöfen, Umarmungen im Schatten der Cypressen, schwindsüchtige Hysterie mit schon vom Tod geküsster Stirne . . wir werden dies alles in dichterischer Verklärung bei Lamartine wiederfinden. Da darf auch nicht die Evangelistin der heiligen Allianz fehlen, Frau von Krüdener, Zar Alexanders inspirierende Sibylle, die nebenbei in Shawltänzen exzellierte. Was in „Valerie" frisch und eigentümlich berührt, hat die Farbe jener Übergangszeit,

wo altes und neues Jahrhundert im Kampfe lagen; alles übrige darin strotzt von Eitelkeit, Lüge und Falschheit, einer Trinität heiliger Allianz, die bis 1830 und drüber hinaus zur Weltphysiognomie wurde. Der brave Gustav, der aus unglücklicher Liebe für Valerie-Krüdener Blut spuckt und aus galoppierender Schwindsucht seine Engelschwingen entfaltet, ist ein Opfer, in dessen Blut sich weiblicher Egoismus ebenso wollüstig badet, wie Lamertines männliche Koketterie in den Tränengüssen seiner sterbenden Geliebten. Das Ewigweibliche unterminiert allenthalben das Ewigmännliche der Revolutionsseele: der Feminismus leitet das neue Jahrhundert ein, ob er klagt oder anklagt oder sich im Spiegel bewundert bei dieser neuen Rasse von Frauenschriftstellerinnen, oder ob er elegisch wimmert in der Gefühlsromantik von Lamartine und Novalis oder die Liebe in Benjamin Constant psychologisch zerfasert. Dieser frivole Politiker und Pamphletist erscheint uns eine Doppelkarrikatur: alles Schwankenden und Unechten in Chateaubriand und aller mannhaften Skepsis von Stendhal, zwei Kämpfern des Empire, die auch in ihr späteres Leben den Typus des Grossen Jahrhunderts hinüberretteten. Und auch die Staël, so wenig man mit den Lobsprüchen ihrer Biographen Sorel und Lady Blennerhasset übereinstimmen mag, trug diesen Typus. Ihr Herz so weit und mütterlich wie ihr dicker Busen, die sie beide, Herz und Busen, recht offen und appetitlich zur Schau stellte, blieb sie eine echtweibliche Madame Roland in all ihrer anscheinenden Mannweiblichkeit. Ihre Begeisterung, Grossmut, Gutmütigkeit, Gerechtigkeitsliebe, ihr weiter Blick in Rundschau grosser Fragen und dabei ein scharfes Begreifen politischer Realitäten und philosophischer Subtilitäten, obschon sie hier aktiv nicht über Intriguen und Gemeinplätze hinauskam, machen sie zu einem enfant chéri des genialen Milieu. Ihre künstlerische Begabung liess viel zu wünschen übrig, in der berühmten „Corinne“ vielleicht noch mehr als in „Delphine“. Ihre Entdeckung Deutschlands und Italiens jenseits der chinesischen Mauer der selbstzufriedenen Pariser Salonkultur sah nur die grossen Linien richtig, irrte in allen Einzelheiten. Allein, dies revolutionäre Pfadfinden bleibt doch eine kühne Befreiertat, und wenn wir auch Sorel nicht

beipflichten, dass die Apostrophen an Italien im „Childe Harold" nur ein volltönendes Echo aus Corinne seien, so darf ihr Einfluss auf Kosmopolitisierung der Weltliteratur nicht unterschätzt werden. Ihre taktlose Zudringlichkeit haben Napoleon, Goethe, Byron übereinstimmend als ärgerliche Belästigung ironisiert und es widerfuhr ihr die Ehre, von Napoleon als kriegführende Macht behandelt, misshandelt, unterdrückt zu werden. Aber eine Person, der Napoleon den Krieg erklärt und sogar mit hässlichen Polizeichikanen den Kleinkrieg macht — nicht als ob Napoleons Zorn nicht berechtigt, die Verbannung der Staël ihm notwendig und die kleinlichen Mittel eben durch die Umstände geboten gewesen wären, da ein Löwe gegen eine intrigante Dame nicht seine eigene Tatze anwenden und nur seinem Schakal (Savary) Verscheuchung der Unbequemen auftragen kann! —, das muss schon ein Jemand gewesen sein. Mit anmassender Oberflächlichkeit fegte sie „wie ein Wirbelwind" (Goethe) an die höchsten Menschen und Dinge mit ihrem Unterrock heran, doch solch ein Wirbelwind reinigt oft die Luft. Byron, ein unerbittlicher Menschenkenner von der Höhe seiner Idealität, vergass über ihrer impetuosen Lächerlichkeit, die sie noch in Genf recht taktlos gegen ihn herauskehrte, nie dies Gesunde und Frische ihrer revolutionierenden Unruhe. Ihre Nachfolgerinnen, die Sand, Hahn-Hahn, Eliot mochten mit reicheren künstlerischen Gaben die zweite Hälfte des Jahrhunderts beschenken, doch das Original und ihr Vorbild blieb immer diese kräftige redliche tapfere Tochter der Revolution, und wie sticht ihre sonnige Wärme und Wahrhaftigkeit von der unheimlichen Schwüle oder Kühle ihrer Erbinnen ab! Auch hier für den Sehenden eine tiefe Kluft zwischen dem Jahrhundert des naiven Enthusiasmus und dem Jahrhundert verlogener Zweideutigkeit.

Schon früher, als noch Napoleons Riesenschatten die Welt bedeckte, krochen die Molche der Reaktion aus ihren Schlupfwinkeln empor und begannen ihr trauriges Werk. Dem heiligen Krieg der Junker und Pfaffen zur „Befreiung" vom korsischen Antichrist gingen schon geistige Symptome einer Kontrerevolution vorauf. Erst nach Napoleons Sturz regte vornehmlich der altenglische Radikalismus in Byron und

Shelley wieder seine Schwingen, und indem Byron im Heldenkultus der Völker Napoleon ablöste und seine weltruhmgefeierte Dichtung ein weithin sichtbares Postament bestieg, sicherte er dem matten und irregeleiteten Empfinden aufs neue das Erbteil der Grossen Revolution, nicht bloss der so genannten politischen Frankreichs, sondern der weit grösseren auf allen Geistesgebieten, in welche das gewaltige achtzehnte Jahrhundert seine Fülle ergoss.

Man hat sich gewöhnt, die Zeit des Perikles und die Renaissance als die goldene Ära genialen Schaffens zu feiern. Doch Sophokles und Plato, Shakespeare und Giordano Bruno samt ihren geringeren Trabanten strahlen mit vereintem Glanze kaum so hell wie das gewaltige Fünfgestirn Friedrich, Kant, Goethe, Byron, Napoleon. Nur in den Bildenden Künsten erschöpfte sich die Genialität jener früheren Epochen und hier allerdings hat die Neuzeit nichts Ähnliches aufzuweisen. Auch stehen hier Lionardo und Michel Angelo, beide gleichzeitig Denker und Dichter, in ihrer universalen Begabung so hoch, dass wir sie den obengenannten vier Grossen anreihen können. Rafael und Tizian aber, Murillo und Velasquez wie Phidias und Praxiteles mögen immerhin dadurch aufgewogen werden, dass das grosse achtzehnte Jahrhundert die Musik in ungeahnte Sphären erhob und sein mehr dem Abstrakten als dem Sinnlich-plastischen zugewandter Genius die Meister des Tons beseelte. Jedenfalls verteilen sich die schöpferischen Kräfte sowohl in dem Jahrhundert des Perikles als in den hundertfünfzig Jahren der Renaissance, deren Schluss freilich noch einen Cromwell und Milton, einen Calderon und Cervantes dem reichen Register ihrer Grössen hinzufügte, auf einen unverhältnismässig längeren Raum, während 1750—1815 eine unübersehbare Menge von Talenten jeder Ordnung sich über Europa ergoss. Denn noch unter den kleineren Sternen, die jene fünf Planeten umkreisen, finden sich Lichter, die sonst ein ganzes Jahrhundert wärmen könnten. Die weltgeschichtliche Propaganda von Voltaire und Rousseau hat nicht ihresgleichen in der Geschichte der Volksliteratur, ein Schiller erhob den Begriff des Dichters zu neuer Würde, ein Burns bot das erstaunliche Beispiel genialer Volkspoesie, Macphersons Pseudo-Ossian

erschloss neue Quellen romantischer Naturbetrachtung, ein Hume begann den Entscheidungskampf strengen Denkens, den Kant zum Siege brachte. Laplace, Cuvier, Lamarque begründeten die Naturwissenschaft grossen Stils, wie Humboldt. Auch unter den Leuten dritter Ordnung, welche Namen! Lessing, Herder, Jean Paul, Kleist, Walter Scott, Shelley, Wordsworth, Chateaubriand, Condillac, Condorcet, Diderot, Adam Smith, Berkeley, Faraday, Gibbon, Alfieri oder Pitt, Fox, Nelson, Wellington, Mirabeau, Robespierre, Katharina II., Josef II., Erzherzog Karl, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher! Die Zahl der sonstigen Hochbegabten auf allen Gebieten des Wissens und Könnens — auch für Technik der Dampfkraft gehören Stefenson, Fulton, Watt dieser Epoche an — ist Legion. Nie hat der Genius der Menschheit eine kühnere Regsamkeit entfaltet.

Was aber bildet die Spiralfeder in diesem unaufhaltsam rollenden Mechanismus einer entfesselten und nun mit eiserner Gesetzmässigkeit funktionierenden Geistesfreiheit? Es ist der wie nie zuvor in allen Schichten und Ständen erwachende Idealismus, ob er sich teilweise auch als Materialismus maskiert, furchtlose Begeisterung für Erhöhung des Menschentums.

„Und es ist niemals in der Welt ohne Enthusiasmus etwas Grosses geschehen", lautet Kants herrlicher Ausspruch. („Versuch über die Krankheiten des Kopfes.") Oder laut Hegel niemals ohne die Leidenschaft als Hebel der Kraft. Während aber Kant durchaus eine moralische Schätzung dabei im Auge hält, verteidigt Hegel die selbstsüchtigen Regungen gegen Moralschulmeister, denen freilich der stürmische Ehrgeiz Alexanders fehlt, die aber dafür auch Asien nicht erobern und eine neue Kulturerweiterung heraufführen. Dieser Zeitgeist war stark genug, Bluttaufen der Revolution und „Gottesgeissel" Napoleons als Notwendigkeit zu begreifen, und auf dem Waterloofeld mit Childe Harold zu seufzen: „Hier fiel der Grösste und nicht der Schlimmste der Menschen." Der Korse und sein grosses Reich, der alte Fritz und sein kleines Preussen ragen immer noch als die bedeutsamsten Staatsgebilde der Geschichte. Wozu Rom fünf Jahrhunderte gebrauchte, das vollbrachten die Revo-

lution und Napoleon in fünfundzwanzig Jahren: Verbreitung zivilisatorischer Einheitlichkeit des Kulturbegriffs durch die gesamte Bildungswelt. Nur närrische Oberflächlichkeit kann daher spotten, dass von allem Lärm der französischen Heroica kein Echo zurückblieb, während das ganze moderne Europa und sein neues Jahrhundert ihre dauernde Schöpfung. Von der Dauerhaftigkeit des neuen Preussen, wo der Staatsbegriff zu heroischem Pflichtgefühl geadelt, sahen wir die historischen Proben. Aber wahrlich nicht junkerlicher Militarismus ermöglichte es, diese äusserliche Begleiterscheinung hat man leider für das Wesen genommen in jenen Kreisen, die nie lernen und nie vergessen. Jene Zopfspartaner, die bei Leuthen siegten, hatten blutwenig gemein mit jenen Fuchtelgendarmen, die bei Jena Fusstritte erhielten und die heute säbelrasselnd als „erster Stand" Deutschland unsicher machen.

Ferdinand von Braunschweig, als echter Feldher natürlich antimilitaristisch, human und hochgebildet, wie später Erzherzog Karl und seine Paladine, und Moritz von Dessau, der für die Hochkirchniederlage nur eingerissenem Hochmut und Genusssucht des Offizierkorps Verantwortung zuschob, geben uns den besten Begriff von der wahren Beschaffenheit des Friederizianischen Kriegertums. Und wie verrät eines Husarenrittmeisters rührender Brief an Gellert, er biete als schwache Erkenntlichkeit für seine Erbauung durch Gellerts Gedichte die Hälfte seiner Zorndorfbeute ihm an, den naiven Idealismus der scheinbar so harten und rauhen Zeit! Zu dem ernsten Heroen, der sich „den ersten Diener seines Staates" nannte und als Pseudomaterialist in einer Versbeichte keine andere Unsterblichkeit seiner Seele verlangte als de faire des bienfaits au genre humain, ja der einem Professor das trockene Wort: „So, Er hat über die Unsterblichkeit geschrieben? Was hat Er denn getan, um die zu verdienen?" mit derselben erhabenen Barschheit zuschleuderte, wie seinen Soldaten das unvergessliche „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?" „Fähnrich, wenn Er stirbt, so sterbe Er ruhig!" — zu ihm gehörte unzertrennlich der kleine schwächliche Professor in Königsberg, der in seiner Weise ein ebenso unbeugsamer Held war. Kants „kategorischer Imperativ", ein philosophischer Irrtum, aber ehrwürdig im

Irrtum selber, sprach nur den Gedanken des Preussenstaates aus. Ebenso bildete Byrons schrankenloses Welt-Ich, das naturgemäss den Welt-Schmerz in sich schloss, die geistige Ergänzung zu Napoleons Übermenschentum. Zwischen den zwei Realidealisten und den zwei Idealrealisten stand Goethe als Vermittler. Indem wir nun die Erschlaffung des überspannten Bogens, die im sogenannten müden Fin-de-Siècle endende Reaktion des neunzehnten nach dem von Kraft überstrotzenden Jahrhundert der Revolution betrachten wollen, vermögen wir das Einzige, worauf das grössenwahnsinnige Maschinenzeitalter seine stolzen Ansprüche baut, nicht als etwas Besonderes und ihm Eigentümliches zu betrachten.

Alle Entdeckungen und Erfindungen der Technik nämlich und alle Fortschritte der Naturwissenschaften verdankt man ausschliesslich der grundlegenden Gedankenarbeit der Revolutionsepoche. Auch brachte das „Jahrhundert der Naturwissenschaft" überhaupt nur zwei Grössen der Naturergründung hervor, die sich neben denen jener früheren Zeiten sehen lassen können, ohne aber eine gleiche Höhe zu erreichen: Robert Mayer und Helmholtz. Denn Darwins fleissige und geistvolle Studien können nur als breite Ausführung früherer Anregungen gelten und besitzen als blosse Hypothese keineswegs die Würde eines aufgehellten unumstösslichen Naturgesetzes. Doch abgesehen davon, fehlt den Männern der exakten Wissenschaften durchaus das Gepräge der reinen Denker, deren Ideengang unwillkürlich eine neue eigentümliche Stufe geistiger Entwicklung darstellt und daher unmittelbar Richtung und innere Beschaffenheit ihrer Zeit wiederspiegelt. Exakte Wissenschaft ist ein unteilbares Ganzes für sich, losgelöst von Milieu und Bedürfnissen der jeweiligen Generation, ein Gebäude, zu dem jede Zeit ein paar neue Steine hinzufügt, ohne diesen irgendwie den bestimmten Stempel einer Zeit aufzudrücken. Wer die Vertreter eines Jahrhunderts sucht, darf sich nicht in Gelehrtenstuben verirren, wo man ebensogut in jedem beliebigen andern Jahrhundert zu Hause ist.

Balzac meint, der Mensch repräsentiere seine Sitten und Gedanken in seinen äussern Bedürfnissen. Also z. B. in Kleidung, Wohnung und Einrichtung. Dies traf noch für

Revolution und Empire, wie für Rokoko und Zopfzeit, in vollem Masse zu. (Vergl. Jakob Falkes Kostümkunde.) Je tiefer wir aber ins 19. Jahrhundert hinabsteigen, desto hässlicher, verschwommener, charakterloser werden Tracht und Mobiliar. Nur Krinoline, Vatermörder und Zylinderhut ragen als Monumente aufgeblasener Unnatur und Abkehr von jedem Schönheitssinn aus dem flachen Brei banaler Nützlichkeit hervor.

Was Fichte als Signatur seines Zeitalters auffasste (Werke VII, 40), dass es hochmütig auf alles Ideale herabsehe und sich nur labe an der eigenen Pfiffigkeit, kann im Allgemeinen als Grundzug des ganzen gepriesenen Jahrhunderts gelten, in welchem kalter Verstand den Alleinthron besteigen, alle geistigen Güter entwerten, den Wert des Lebens umwerten und die Maschine, sein hässliches Symbol, auch als Prinzip der Gesellschaftsseele einführen wollte. „Wenn der Gedanke ein soziales Element ist, so ist er auch andrerseits das Element der Zerstörung", bekennt Balzac in der Vorrede seiner „Menschlichen Komödie." Von diesem destruktiven Element sich freizumachen, bestrebte sich redlich die Bourgeoisie. Immer winziger schien der Kreis jener Elitenaturen einzuschrumpfen, die sich im Gedanken, um mit Spinoza zu reden, „ein Reich in einem Reiche", ein inneres Heim in der Heimatlosigkeit der Weltwüste schaffen. Man verwechsele solche Schaffensmächte des Gedankenlebens beileibe nicht mit der kritischen Verstandesarbeit, der sich das Jahrhundert mit perverser Wollust hingab. Die Kritik zerstört alle Illusionen und damit den sinnlichen Reiz des Lebens, so dass Wille und Handeln zu kurz kommen. Deshalb stösst Flauberts heiliger Antonius den Sehnsuchtsschrei aus: „O wäre ich Materie!" Wenn Stendhal bündig meint: „Das Einzige, was Gott entschuldigt, ist, dass er nicht existiert", so lallten unzählige Kretins dies nur im Munde eines Chamfort und Stendhal erträgliche Bonmot wie eine Heilswahrheit nach. Aber derselbe Stendhal, Sohn einer grossen Zeit, versenkte sich bis zum Tode immer wieder ins Entzücken jener Herrenjahre, wo er als Offizier „sein bischen Leben im Gefolge des Grosen Mannes genoss." Er schreibt es gross: „Grand Homme", der Name Napoleon

erfüllt den kühlsten furchtlosesten der Menschen mit ehrfürchtigem Schauer, so gerne er sich die Jugenderinnerung kritisch vom Leibe halten möchte. Über solch naive Heldenverehrung, solchen Rest von Enthusiasmus schüttelt das müde Jahrhundert den Kopf. „Man wird müde von allem, nur nicht vom Verstehen“ soll schon der alte Virgil geäussert haben. Unter Verstehen verstand aber das Maschinenjahrhundert: alles verwerfen, was wir nicht verstehen, was über unsern Horizont geht. Die geniale Universalität der Renaissancemenschen, eines Lionardo, und der Revolutionsmenschen, eines Napoleon, Goethe und Byron, gehört zu solchen Unbegreiflichkeiten. Was nicht Spezialismus eines Fachberufs, heisst Dilettantismus. Die Menschheitsgeschichte, welche Carlyle „nicht als tote, sondern lebendige und göttliche Sache“ und Michelet als eine Dichtung auffasste, aus welcher mitleidende Sympathie die Gefühle der Vergangenheit neubelebt, ward in Händen der Ranke, Sybel, im Grunde auch der Mommsen oder Taine bis auf Lamprecht hinunter eine Bibliothek von Akten, diplomatischen Dokumenten und Rechnungsberichten einer politischen und sozialen Wirtschaftsökonomie. Das nennt man exakte Forschung. Da kann man sich nicht wundern, dass ein Zeitgeist, der nur an Massenmilieu und nicht an spontane Schöpferkräfte von Genie und Heldentum glaubt, weder Genies noch Helden hervorbringt oder vielmehr, da dies Tainesche Erzeugen durchs Milieu auf blossem Wahn beruht, den schlummernden Genies und Helden keinerlei Spielraum gewährt. Die höchste, ja die wahre Form des Genies verknüpft sich mit universalem Bewusstsein, mit allgemeinem Verständnis, originaler Fortentwickelungsfähigkeit in sich selber zu immer neuen, immer höheren Allgemeinbegriffen. Und diese Fähigkeit alles zu begreifen schliesst fast immer die Fähigkeit in sich, alles auszuführen und zu tun. Spezialismus unterbindet jede Spur solcher Begabung und so bildete das Jahrhundert lauter Einseitigkeiten aus. Da war der Eine ein bedeutender Diplomat in auswärtigen Angelegenheiten: flugs hiess er grösster Staatsmann aller Zeiten, Genie vom höchsten Range, obschon er in allen andern Gebieten des Wissens

und Könnens eine Null, ja sogar auf innerpolitischem Gebiete ein blosser Stümper infolge seines beschränkten Gedankenhorizonts. Da war der andre ein ausgezeichneter Spezialist militärischer Technik: flugs hiess er der grösste Feldherr aller Zeiten, obschon ihm jeder Schimmer von Genialität gebrach. Da fügten andre den genialen spekulativen Entdeckungen der Renaissance und des Revolutionsjahrhunderts einige Ergänzungen hinzu, zum Teil nur Hypothesen auf Grund fleissigen Dokument- und Experimentsammelns: flugs hiessen sie Leuchten des Universums und es ward ihnen wie dem seligen Virchow vor ihrer Gottähnlichkeit bange, als Geheimräten der Natur. Die Hegelsche Metamorphose der Ideen nahm bei uns, hocherhaben über Abstraktionen, prächtig konkrete und exakte Gestalt an: sozusagen die einer hektographischen Schreibmaschine, die mechanisch Satz an Satz reiht — die Sätze heissen „Tatsachen" — und sich selbst für den Urheber hält, indess ein unbekannter Geist ihre technische Fertigkeit diktiert. Denn wozu im Weltplan die „naturwissenschaftliche Idee" des Materialismus dienen sollte, nämlich kirchlichen Aberglauben zu töten und für wahre Erkenntnis des Immateriellen Raum zu schaffen, das blieb ihr völlig verhüllt.

Nicht unwitzig verspottet Dickens („Hard Times") einen solchen Durchschnittsphilister unsres Aufkläricht: „Was wir brauchen, sind Tatsachen. Reissen Sie jede andre Vorstellung mit der Wurzel aus! Ihr könnt den Geist eines verständigen Tieres, wie der Mensch es ist, nur mit Tatsachen füttern." Das Geschlecht der Tatsachen*macher* war tot, symbolisch ins Grab von St. Helena versunken, und auf Goethes Sterbewort „Mehr Licht" folgte das Geschlecht der Maulwürfe, die im Dunkeln ihre Tatsachen der Engerlinge sammeln. Der tatsachenlüsterne Materialismus ward sich seiner eigenen praktischen Ohnmacht kaum bewusst, als die Revolution von 48 ihre soziologischen Tatsachensysteme auf die Probe stellte. Unausgesetzt sammelte man Tatsachen, wie ein Botaniker in sein Herbarium, und hielt diese eifrigen botanischen Spaziergänge für den Marsch des Fortschritts. Ein Aussatz von Mittelmässigkeit überzog die bourgeoise Gesellschaft wie eine schimmelige Kruste und

steckte selbst Gesundere an. Jede heroische Auffassung des Lebens ertrank in einem Tintenstrom und einer chemischen Sauce, die man für neues Jordanwasser eines gelobten Laudes hielt. Die Literatur, allzeit das deutlichste Sprachrohr des Zeitgeistes, tönte mit phonographischer Treue die hohle blecherne Stimme der tatsachenunfähigen Tatsachenwut nach. „Technik“ hiess der heilige Schiboleth und Talisman für jedes Können, die „Technik der Kunst“ ward alexandrinisch proklamiert. Natürlich ging die hohe Kunst dabei zum Teufel, die Inspiration der Phantasie ward als eine Art Neurose und Nostalgie medizinisch begutachtet, das Genie aus morbidem Hirnboden abgeleitet. (Dass der gute Lombroso, abgesehen von seinen flüchtigen Trugschlüssen in Verwechselung von Genie mit Talent, physiologischen Begleiterscheinungen der Nervenüberspannung mit Gehirnerkrankung, höchstens den „Irrsinn“ selber uns in ehrwürdigerem Lichte zeigte und der Naseweisheit des „Normalen“ Nasenstüber versetzte, begriff er natürlich selber nicht. Vielleicht hat er heut, auf dem unreinlichen Wege des Spiritismus zur Einkehr gebracht, etwas weitere Horizonte ins Unbewusste.) Die Dichter selbst erklärten den Vers für altmodisch und abgesetzt. Nachdem der nach exotischen Sensationen lüsterne Theophile Gautier sich zu dem Dogma bekehrt, dass die Poesie in erster Linie technisch werden und Malerei wie Skulptur in sich ausformen müsse, musste er sich, um eine Illusion ärmer, zuletzt einen „alten Reimer, abgenutzt durch Missbrauch der Prosa“ nennen, da der Zeitgeist den Lyriker zwang, für die Presse Feuilletons zu schreiben. Die Presse! Seit die Tagesblätter sich um Feuilletonromane rissen, siechte das Buch dahin, die wahre Literatur begann abzusterben. Ist das Ich nur eine unwillkürliche Kette von Begebenheiten, zusammengesetzt aus allerlei kleinen Phänomenen des Bewusstseins, und die Natur gleichfalls nur eine Serie von Phänomenen der Bewegung, steht keine dauernde und verborgene Substanz als Erhalterin in den Qualitäten, überlebt keinerlei dauernde Einheit in Natur und Mensch die zufälligen und flüchtigen blinden Begebenheiten, wozu dann noch eine Einheit des Denkens uud Gestaltens, eine dauernde Idee

des Lebens in den Künsten suchen? Alles zerflattert in Milieu-Anekdoten, zusammenhanglose Genrebilder. In dieser Hinsicht stellen Nachtasyle von Hauptmann und Gorki die typische Krisis dar und die Diagnose der grossen Krankheit lieferte Taine mit einer Brahminensalbung, als handle es sich umgekehrt um heilkräftige Gesundung des Menschengeistes.

Was geht uns die Sonne an, lass sie leuchten! Wir analysieren ihre einzelnen Stadien im Brennspiegel, wir stapeln eine Unmasse Kleinigkeiten als menschliche Dokumente auf und studieren wie Lumpensammler den Kehrichtabfall des Allzumenschlichen, um aus den Zufälligkeiten das reale Wesen zu konstruieren. Wäscherechnungen von Goethe sind ebenso lehrreich, wie die Garderobe Napoleons. Weil dieser eine gute topographische Auffassung besass, gewann er die Schlacht von Austerlitz. Und warum besass er solche topographische und sonstige Gabe? Weil er sie vom schwächlichen Advokaten Carlo Bonaparte und der Bäuerin Lätitia geerbt hatte. Es ist sonnenklar. Mittlerweile leuchtet die Sonne weiter auf Gerechte und Ungerechte als ein unerklärbares Faktum, das heroische Grosse lebt immer noch, nachdem man es aufs Prokrustesbett gespannt und ihm das Grossmaul geknebelt: Du sollst und musst klein milieuisiert werden.

Theorie und Praxis decken sich.

Eine niedrige und zu unheilbarer Mittelmässigkeit verdammte Gesellschaftsordnung schnürt jedes freiere Ausatmen des „Atma“, des Gottesgeistes, ein. Allerlei kleinliche Polizei- und Justizquängeleien unterbinden jedes Ausleben der Persönlichkeit in freier Rede und Tat. Jesus müsste sich als Kurpfuscher und undiplomierter Naturheilkünstler oder wegen Vagabondage und öffentlichem Unfug vor allerlei Dummköpfen in schwarzem Talar verantworten, bis die Wichte in Uniform und Talar ihn ins Zuchthaus brächten wegen Aufreizung zum Klassenhass, Gefährdung der Staatssicherheit, Religionsverhöhnung und Gotteslästerung. Hier verbirgt sich die grausamste Ironie der von Jesus als schwerste Todsünde gebrandmarkten allmächtigen Heuchelei. Denn der Inquisitor, indem er bessere Gotteserkenner verbrannte, handelte doch wenigstens im Bann seiner Borniertheit. Der moderne Staatsanwalt aber, der als Zionswächter von Religion

und Altar gegen jeden wahren Gottsucher à la Tolstoi donnert, ist in meisten Fällen selber innerlich ein „Ungläubiger“, schon aus feiger Eitelkeit, um nicht hinter dem modernen Aufkläricht als gebildeter Mann zurückzustehen.

Kinder der Ohnmacht, bleiben wir weltenweit entfernt von dem Heldenwillen des wahren Übermenschen, der sein glorreiches Testament der Abendmahlsrede — im Evangelium Johanni voll unvergleichlicher Grösse in jedem Satze, doch wahrscheinlich wie alle Reden und Parabeln Jesu immer noch unvollkommen wiedergegeben, so dass wir dies Riesenhafte meist nur ahnen, obschon bereits hinlänglich die wiederholte Notiz begreifend: „Da die Jünger solches hörten, entsetzten sie sich“ — mit dem Triumphschrei schloss: „Freuet euch mit mir, denn ich habe die Welt überwältigt.“ [1])

Aber auch ein Taine stösst Triumphschreie aus, deren Dreistigkeit verblüffen würde, wenn sie nicht so erheiternd wäre. Die heilige Wissenschaft, „bewaffnet mit exakten durchdringenden Instrumenten, deren Richtigkeit dreihundert Jahre der Erfahrung bewiesen, macht sich an die Seele selber heran. Sie bringt mit sich eine neue Kunst, Moral, Politik, Religion und unsre Sache ists heut, sie zu finden!“ Ja, suchet, so werdet ihr finden, nur meist etwas anderes, als was ihr sucht. „Die Entdeckung kleiner Tatsachen, wohlgewählt, bedeutend (?! importants), bezeichnend, umfangreich umschrieben (circonstanciés) und sorgfältig notiert“, das entschleiert sofort das Weltgeheimnis. Die Einschmuggelung des Adjektivs „bedeutend“ atmet eine groteske Selbstironie. Dass die Welt des Unendlich-Kleinen in ihrer Weise gradeso wichtig sei wie das Planetensystem, darauf wies freilich Napoleon in seiner Grösse die Laplace und Monge gesprächsweise hin und gab hiermit den Anstoss zur mikroskopischen Forschung. Aber dass man aus den Infusorienkreisen die Bahn der Planeten, aus Milliarden Kleinheiten das Grosse bestimmen könne, diese geniale Überspringung aller Massverhältnisse und Substanzfunktionen hat wirklich etwas rührend Metaphysisches, so entsetzlich dies verpönte

---

[1]) „Überwunden“ klingt theologisch-passiv, was gar nicht dem Sinne nach gemeint.

Wort den Positivisten ins Ohr tönt. Spinoza sagt zwar: „Der Weise ist der, dessen Gedanke teilnimmt an der ewigen Notwendigkeit der Natur“, aber was ist diese Notwendigkeit? Ist es jene, wobei Gesetz und Zufall nur noch andre Namen für mechanische Notwendigkeit wären? Und was ist jener Denkende, der teilnimmt? Eine Kette zufälliger Akzidenzen und Apperzeptionen als Bewusstsein? Ein Nervenbündel von Assoziationen und Impressionen als Ich? Welch entnervende Folgen der pessimistische Nihilismus einer solchen mit allem Pomp der Wissenschaftlichkeit einherstolzierenden und doch nur angeblich wissenschaftlichen Betrachtungsweise nach sich ziehe, behandelt unser Kapitel über die Sophisten. Doch sahen die eigenen Führer der Naturwissenschaft zuletzt sich genötigt, gegen die superklugen Hoffnungen vornehmlich der Laien aufzutreten. So Tyndall und Huxley in England, ersterer besonders in „Scope and Limit of scientific Materialism“, so Helmholtz und Dubois-Reymond in Deutschland, letzterer besonders in seinem Vortrag „Über die Grenzen des Naturerkennens“.

Wenn wir ankündigten, wir könnten die Vertreter exakter Wissenschaft nicht unter Vertreter des Jahrhunderts aufnehmen, da der Zeitgeist nicht in die stille Klause des reinen Gelehrten dringt und obendrein einem Darwin und Helmholtz völlig das Typische der Leistung abgeht, das in einem Newton und Descartes, geschweige einem Giordano und Kant, hervortritt, so stellen wir doch die allgemeine Quintessenz der unserm Jahrhundert angehörigen Wissenschaften überall in den Vordergrund. Wir suchen dabei freies selbständiges Denken zu üben ausserhalb des fachlich schulmässigen Spezialismus, sowie Chamberlain in seinem bedeutenden Werke über die Grundlagen des Jahrhunderts sich mit spitzer Ironie als Laien und Nichtgelehrten ausgibt oder Dühring jedes gradgewachsene unverfälschte Anschauen dem Verlehrtentum gegenüberstellt. Der erlauchte Vorgang eines Goethe und Lionardo und vieler anderer, da alles wirklich Menschheitfördernde stets nur von autodidaktisch freien Geistern — im Grunde fallen fast alle griechischen Philosophen und indischen Brahmanen unter dies Schema, desgleichen alle religiösen Genien und

Mystiker — oder von künstlerisch Schöpferischen herstammt, möge uns hierbei entschuldigen, um im üblichen Bescheidenheitsjargon zu reden, oder, richtiger und offen herausgesagt, uns den Weg weisen. Besitzen wir doch Helmholtz' geniales Zugeständnis, dass zum Ordnen der Begriffe und Tatsachen eine dichterische Anlage (Beispiel: Goethes Tiefblicke ins Naturreich) erforderlich sei.

Auflösung der Naturvorgänge in Mechanik der Atome, deren Bewegung durch zentrale und konstante Kräfte bewirkt wird, kann höchstens dem kirchlichen Aberglauben bedenklich erscheinen. Wir, die wir — zur Warnung des empörten Gebildeten sei es vorausgesagt — dem schnöden Aberglauben des esoterischen Buddhismus d. h. der okkulten Theosophie der uralten Geheimlehre huldigen, gehen sehr gerne bis zu den äussersten Konsequenzen hierbei mit. Selbst Laplaces phantastisches Ideal, dass ein Geist (Menschengeist?) „in derselben Formel die Bewegungen der grössten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen" könnte, so dass dann „Zukunft wie Vergangenheit seinem Blick gegenwärtig" wären, macht uns nicht bange. Denn erstlich würde dies alles unser Grundgesetz des Karma — der ewigen Kausalität unsterblicher Transformation — nur auf sogenannte wissenschaftliche Basis stellen, wenn es deren für den transzendental Erkennenden noch bedürfte, und zweitens leben wir der Überzeugung, dass ein solcher Geist (Übermensch) tatsächlich schon in mehreren Exemplaren in der Körperwelt weilt. Wir bezeichnen diese Übergänge vom Menschen zur höheren spirituellen Wesensreihe als Mahatma und sehen in den Buddhas und Jesus bereits Inkarnationen davon. Dass Zukünftiges wie Vergangenes dem seiner selbst bewusst werdenden Unbewussten schon in der „dritten Schauung" — noch vor der höchsten Initiation der vierten — klar vor Augen treten, lehrt Gotamo Buddha ausdrücklich. Nur mit dem Unterschied, dass ihm die einfache Eine Formel für alles Sein und Werden nicht eine mechanische, klügelndem Rechnen erreichbare, sondern transzendentale, nur im blitzhell erleuchteten Unbewussten fassbare ist. Ganz gewiss ist „das Weltganze eine einzige Tatsache und Eine grosse Wahrheit" (Laplace 1751): um so weniger darf der blosse

Menschenverstand als ein blosser Teil des Ganzen, ja sogar nur ein Teil seines eigenen Selbst, sich eine völlige Naturerkenntnis jemals anmassen. Dazu müsste erst der Stein der Weisen gefunden werden, der für die „spezifischen Energien“ der Sinnessubstanzen (Joh. Müller) und all ihre Qualitäten die eigenschaftslose unwägbare Ursubstanz des Grundstoffes entdeckte. Allerdings gestattete das Göttliche im Menschen einzelnen Naturforschern in heiliger selbstloser tiefsittlicher Anstrengung bedeutende Tiefblicke. Es verdient betont zu werden, dass die Wissenschaft dem Mystiker Pascal manches verdankt, dass Descartes, Mallebranche und viele Astronomen auf einem schier kirchlich religiösen Standpunkt verharrten, dass Keppler und Giordano als ethische Gottsucher das Naturreich durchdrangen, dass Newton als tiefreligiöser Mystiker endete und sein eigener Lebenswandel völlig den Bedingungen der indischen Yogalehre (absolute Keuschheit, absolute Selbstversenkung) entsprach. Unbefangene Naturforschung erkennt an, dass die tatsächlichen Bestimmungen für „Differentialgleichungen der Weltformel“ zu erlangen schlechterdings unmöglich sei. Ja, Dubois-Reymond wagt das stolze Wort furchtloser Selbstkritik, dass unser „Naturerkennen in Wahrheit kein Erkennen ist“.

Die atomistische Theorie läuft eigentlich nur auf eine Fiktion der Physik hinaus, um unser Kausalitätsbedürfnis zu befriedigen. Jede Corpuscular-Philosophie wird bei näherem Zergliedern ein lächerliches Unding. Unsre Teilung der Materie entspringt nur unserm Unvermögen, uns ein anderes Bild als das von unserer sinnlichen Anschauung entlehnte vorzustellen. Wir setzen Materie und Kraft als etwas Bekanntes und Gegebenes voraus, indess wir doch nur selber uns gegeben und bekannt sind. Seit Robert Mayer's „Mechanik der Wärme“, Helmholtz' „Wechselwirkung der Naturkräfte“, seit Cuviers „Tableau élementaire de l'histoire naturelle des animaux“, „Le règne animal distribué d'après son organisation“, seit Erasmus Darwins „Zoonomie“ und Darwins „Descent of man“ (1871), Biot's „Lehrbuch der Experimentalphysik“, Fechners „Elementen der Psychophysik“ (1860) sind wir in dieser Hinsicht nur scheinbar weitergekommen, wie ein Rad, das auf dem gleichen Flecke

um sich selber rollt. Fechner (Über physikalische und philosophische Atomenlehre 1855) hat im Grunde für den Denkenden den Materialismus beerdigt. Freilich, gegen die Theorie des Urschleims wäre an sich ebensowenig einzuwenden wie gegen die Kant-Laplacesche Theorie der Sonnennebel. Ein Zusammentreten unorganischer Stoffe durch anordnende Bewegung von Molekülen, deren Spannung zum Stoffwechsel einladet, lässt sich vorstellen und füglich hypothetisch annehmen. Allein, der bekannte Gegensatz der Krystallisierung zum Organischen, wofür Dubois-Reymond ein glückliches Gleichnis (blosses Bauwerk — Fabrik) und beide Verschiedenheiten „incommensurabel" fand, legt uns noch einen andern, bisher nicht aufgedeckten Widerspruch nahe. Bei so grundverschiedener Doppel-Produktion der gleichen Materie nämlich müssten wir offenbar einen Dualismus ihrer Kraftäusserung annehmen, da theoretisch nicht einzusehen wäre, warum das ewig stabile Gleichgewicht des Krystalls nicht ebenso gut ins dynamische des Organischen übergehen könnte, da die Urbedingungen der Bewegung, kurzum das Wesen der Materie, doch zweifellos als identisch angenommen werden müssen. Wir kämen also von der angenommenen Raum-Teilbarkeit der Materie (Atome) nun schon gar zur Teilbarkeit ihrer Stoffkräfte. Wie aber Fechner das bekannte Leibniz'sche Gleichnis von den zwei Uhren (Leib und Seele) verspottete, dass von den drei Leibniz'schen Fällen ihm nur der naheliegendste vierte entging: nämlich die Identität der zwei Uhren, so könnte man umgekehrt hier folgern, dass der obige Widerspruch gegen monistische Auffassung der Materie sich am Ende gar durch die Möglichkeit lösen lasse: bei „Beseelung" der Atome zum Organischen arbeite neben der Materie ein Anderes, jenes undefinierbare Etwas, das schon der alte Grieche als „Nous" bezeichnete.

Wir vermögen daher Dubois-Reymond nicht zu folgen, dass hier noch „kein unbedingtes Hindernis" des Naturerkennens liege, dass Urzeugung lebender Wesen nur als überaus schwieriges — sagen wir lieber: für unser Verständnis unlösbares — mechanisches Problem gelten könne. Wir lassen dahingestellt, ob selbst der Urwald nichts als bewegte Materie sei — Materie im gewöhnlichen Sinn des Unorganischen

verstanden —, da wir von Möglichkeit einer Pflanzenpsyche bisher nichts Ordentliches wissen und neuere Forschungen sogar das Mineralreich als animalisch belebt und zusammengesetzt behaupten wollen. Jedenfalls stellt aber echte Naturforschung das Bewusstsein des „Lebenden" als das schlechthin Unbegreifliche hin und wehrt sogar die — zuletzt noch von Virchow in London angeblich ausgesprochene — Chimäre ab, dass wir jemals darüber Auskunft erlangen. Dem frommen Dualismus von Leib und Seele, der Descartes, Malebranche, Leibniz zu so kindlichen Absurditäten verleitete, ein Ende gemacht zu haben erscheint der Moderne als ihr Ruhmestitel. Allein, die Urweisheit der Menschheit am Himalaya hat solchen Dualismus nie gekannt, der auf Verwechselung von Geist (Bewusstsein) und Seele (Unbewusstheit) hinausläuft. Den Ausdruck, dass der „Geist" — von Naturforschern als „Seele" missverstanden — eine „Wirkung" der Materie sei, halten wir freilich für sehr unglücklich. Er enthält sinnfälligen Widerspruch, indem bei Identität von Geist und Körper doch nicht die Ursache zugleich ihre eigene Wirkung sein kann. Schärfer gefasst muss Geist heissen: Bewegung der Materie. Die Unmöglichkeit aber, das Seelenleben hieraus zu erklären, da Bewegung nur Bewegung, Mechanisches nur Mechanisches erzeugen kann, ward von der Geheimlehre längst gelöst durch Erkenntnis eines dritten über alle Mechanik erhabenen latenten Elements, für das heute die glückliche Definition „das Unbewusste" gang und gäbe wurde. Unleugbar erwarb sich E. v. Hartmann ein grosses Verdienst, indem er diesen (übrigens schon lange geahnten) Grundbegriff im gelehrten Europa einführte, obschon er sich in Auslegung weit genug von der einzig plausibeln und stichhaltigen Erläuterung durch den Okkultismus entfernte. Dem unsterblichen du Prel, dessen „traurige Irrtümer" unsre bornierten Verlehrten-Maulwürfe wenigstens nicht über seine wissenschaftlichen Entdeckungen täuschen sollten, blieb es vorbehalten, den Seelenbegriff wieder zur indischen Urquelle zurückzuleiten.

Aber auch an und für sich, was jene bedenken sollten, die sich überhaupt noch Ehrlichkeit bewahrten und nicht wie Haeckel blind und toll ohne jede philosophische Bildung

[illegible] spricht das Zusammenstimmen [illegible] selbst ohne Annahme [illegible]. Wenn nämlich [illegible] Moment [illegible] Bewusstsein [illegible] ausgestattet. [illegible] verschiedenen [illegible] können [illegible] Bewusstsein sei. [illegible] Fibrillen [illegible] bezk- [illegible] Gegensätze [illegible] aus der [illegible] genau das [illegible] Fibrillen [illegible] unvorstellbar [illegible] Cellular- [illegible] Rätsel des Bewusstseins [illegible] menschlichen [illegible] sollen wir, [illegible] vollends über die Bewegung [illegible] etwas aussagen können!

Auf der Gehirnanatomie lässt sich also keinerlei Bestimmung geistiger Vorgänge durch materielle Bedingungen aufbauen, obschon wir bereitwillig zugestehen, dass letztere sehr oft [illegible] Einfluss auf erstere zu üben scheinen. Analytische Mechanik braucht sich zwar vor dem abstrakten Problem der Willensfreiheit nicht zu fürchten, da solches nur für den [illegible] und vom eigenen Grössenwahn verblendeten Europäer besteht, soweit das [illegible] Bewusstsein in Frage kommt und die [illegible] Willensunfreiheit alles Körperlich-Animalischen nur von [illegible] und Ichwahn geleugnet werden können. Wohl aber hat die mechanische Weltanschauung schon vor der Sinnesempfindung Halt zu machen, da sie nicht mal für deren Verschränkungen den zureichenden Grund besitzt. Sogar die Übereinstimmung krankhafter Hirnzustände mit entsprechender Lädierung eines

Organs kann irreführen, ebenso wie die Wirkung eines äusseren Drucks (Fall, Schlag) aufs Hirnbewusstsein. Denn möglichenfalls und für mystische Anschauung sogar sicher sind diese verschiedenen Phänomene nur gegenseitig einheitliche Karma-Zustände einer tieferen inneren Erkrankung im Organischen. Im übrigen ist gar nichts mit der grossspurigen Synthese erreicht, dass Denken nur eine Absonderung des Gehirns sei, wie Ausscheidungen von Leber und Niere (Carl Vogt), so lange unmöglich anzugeben, wodurch und weshalb diese Verdauung äusserer Wahrnehmungen als Gedanke sich produziert. Ausserdem hinkt obiger appetitlicher Vergleich noch sehr, ja scheint völlig unpassend, da Galle und Harn tatsächlich ausgeschieden werden, der Gedanke aber nicht nur immateriell im Hirnleben, sondern auch auf den photographischen Platten der Erinnerung dauernd bestehen bleibt. Ferner sind alle betreffenden Funktionen bei Wirbeltieren von denen bei Wirbellosen verschieden, minimale Klümpchen Nervensubstanz erregen aber in der Ameise ein gleiches oder gar höheres Seelenleben als beim Hunde, Affen oder selbst dem Papuaneger. Die Architektur der Gehirnwindungen liefert uns also keinen Anhalt für den Grad der Gehirnqualitäten, sondern höchstens für innere Elemente der Struktur ihrer Masse. Wie aber dieser Stoff sich zum Denken kombiniere und vermöge welcher unbegreiflichen Kraft, darüber wird sich unser Denken so lange den Kopf zerbrechen, bis nicht der Materialismus völlig die Waffen streckt und das, was man unklar als „Lebenskraft" bezeichnete, als das jenseits jeder Bewusstseinsschwelle liegende „transzendente Ego" begreift.

Die brahmanische Lehre von den sieben Grundstoffen und den sieben Ebenen, die unsern blöden Brillenschlangen des Katheders bloss als Ausgeburt quacksalbernder Exaltation erscheint, fusst eben auf einer unendlich tieferen Wissenschaft der „Kraft", sintemal das Seelische nicht mit seiner irdischen Unterfunktion des sinnlich-wahrnehmenden Bewusstseins, sondern nur mit seiner höchsten Zentralfunktion des Manas, der unbewussten Vernunft, über sich selber aussagen kann, letztere aber nur auf dem furchtbar steilen

Pfad der Inspiration und Intuition vermittels übermenschlicher Willensstärke und seltener Genialität ihr Sichselberbewusstwerden jenseits sinnlicher Wahrnehmung erreichen kann. Wir werden also die modernen Hauptbegriffe Determinismus und Evolution zwar um so weniger antasten, als die indische Urweisheit sie schon zur selbstverständlichen Basis nahm, zu welcher wir heut nach traurigen Irrfahrten des europäischen Geistes erst wieder heimkehren, nur mit dem Unterschied, dass damals schon das ganze Planetensystem, nicht nur das irdisch Organische, den Manvantara (Evolutionsperioden) unterworfen wurde. Sobald man jedoch diese Begriffe buchstäblich nimmt, die Evolution nicht mehr relativ und figürlich, sondern absolut und konkret auffasst, die Unfreiheit der Körperwelt mit der transzendentalen Freiheit verwechselt, gähnen wieder die Unmöglichkeiten menschlicher Verstandesschlüsse uns an, bei denen nur kindliche Unreife unphilosophischer Denkunfähigkeit sich zu beruhigen vermag. Laplaces „principe de la raison suffisante" kann uns wohl zu der Grenze führen: „La volontè la plus libre ne peut sans un motif dèterminant leur donner naissance . . l'opinion contraire est une illusion de l'esprit." Aber jenseits dieser Grenze dehnt sich der unendliche Ozean der Urgründe, an dessen Strand wir umsonst mit Newton ein paar Muscheln auflesen und in dessen Abgrund erst die Antwort schlummert, weshalb wir überhaupt „Willen", „Illusionen", „determinierendes Motiv" besitzen können. Vom Unbekannten, das um uns her im Raume spukt, hat vielleicht Leibniz eine richtige Ahnung, wenn er Bayles Spott, Leibniz setze Körper voraus, die durch eigene Kraft dem Hafen zusteuern, trocken bejaht: er könne sich sehr wohl einen menschlichen Mechaniker vorstellen, der einen solchen Automaten fabriziere (was bekanntlich seither bewahrheitet). Nun wohl, für das transzendente Ego ist der irdische Mensch ein solcher Automat, solange er im Reiche der Sansara sein Pensum abschnurrt. Wie aber im Automat etwas Höheres und Immaterielles sich symbolisiert, nämlich das Gesetz des menschlischen Logos, so wohnt im Menschen das Allgesetz des göttlichen Logos, das unverändert fortwährt, ob auch der Automat in Stücke bricht. . . . .

Das Gefühl, von dessen Sensation ja unser sogenanntes Denken überhaupt erst den Anfang nimmt, steht als im eigenen Organischen wurzelnd dem Organismus des Alls näher, als die abstrakte Logik des Verstandes. Wie es aber damit bei den Kindern des Jahrhunderts bestellt ist, dafür diene als gelegentliche Probe folgendes Selbstbekenntnis der schönen Seele Fürst Pückler-Muskaus, dessen „Briefe eines Verstorbenen" die europamüde blasierte Gesellschaft der Reaktionszeit entzückten:

„Vernimm, dass ich fremde Liebe nur dulde, milde bin nur aus Kälte, dass mit einem Wort die Denkkraft stark, das Gefühl aber so schwach in mir ist, dass seine Wärme kaum noch hinreicht an Gott festzuhalten, und den Menschen aber schon lange losgelassen habe. Beurteile mich auch nicht nach meinem Buche, dort bin ich durch und durch Komödiant und habe höhnisch gelacht, dass man darin die Natürlichkeit als schönstes pries, da es von Anfang bis Ende die fortgesetzteste Täuschung enthält." (Pückler an Bettina von Arnim, April 1832. „Aus dem Nachlass, herausgegeben von Ludmilla Assing," I. Band.) Diese Knochengerippe, die sich umsonst mit intellektuellen Blumenkränzen umwinden, diese halbtoten Vampyre, die sich durch Blutsaugen ein neues Leben von Sensationen verschaffen möchten, ein lauernd Unheimliches mit perversem Appetit, tragen nur noch einen Funken in sich, der sie galvanisiert: die Eitelkeit. „Ich werde dir dann zeigen, dass ich keine falschen Waden trage, wie du dir wegen der strengen Form meines Beins einbildest"!! Solches geschah im August, aber noch im Dezember heisst es: „um dich zu überzeugen, dass ich keine falschen Waden trage, eine Beleidigung, die ich immer noch nicht verschmerzen kann." Es liegt ein tiefer Sinn in diesem kindischen Spiele. Sehr richtig redet Pückler seine berühmte Freundin an: „Wesentlich schauspielerische Bettina!" und sagt von sich selber aus: „Ich bin ein Findelkind und kenne meine Eltern nicht." Ferner: „Ich habe an mir selber solche Dinge erlebt, dass ich an nichts zweifle und über nichts mich wundere, womit ich zugleich ein echtes Kind meiner Zeit bin." Hübsch charakterisiert auch die Bemerkung der verschrobenen, obschon wirklich

genialischen, Bettina: „Glück liegt nur in der Möglichkeit, die sinnlichen Anlagen des Geistes zu entwickeln.“

Später heissts dann wieder: „Gewiss, was die Sinne reizt, macht auch glücklich, was glücklich macht, ist göttlich . . . was verlangt denn Gott von uns? Dass was in uns lebt sich vergeistige — und was lebt denn in uns als nur das Sinnliche? — und wie vergeistigt es sich denn als dadurch, dass es eine Tugend wird? Ach, ich wollte, ich könnte hier deutlicher sein . . .“ Ei ja wohl! Die Sinnlichkeit, die zur Tugend wird . . . von dieser erlogenen Mystik bis zu Schlegels „Lucinde“ ist nur ein Schritt. Ein andermal schwelgt Bettina wieder: der Leib und die sinnliche Natur seien auch berufen selig zu werden. „Wir dürsten nach Vermählung mit der Schönheit, der Leib zittert vor Lust in der Empfindung, dass er dem Schönen angeschmiegt sei, dies ist doch wohl nicht tierischer Trieb.“

Im Hintergrund breitet Schleiermachers platonische Theologie segnend die Hände. Das harte Urteil Varnhagens über Bettina, vor der ihn „ihres Bruders Clemens Bekanntschaft gewarnt“, wird bestätigt, wenn man die Methode dieser Schauspielerin kennt, immer den einen Freund beim andern anzuschwärzen. Der Lump Clemens Brentano gibt selber ein Beispiel, wie bei den Romantikern ihre unleugbare poetische Begabung im Grunde nur auf artistischem Klügeln, nicht auf echter Empfindung beruhte. Überaus peinlich berührt auch Bettinas begeisterter Brief über Schleiermachers Tod, der wahrhaftig Brot und Wein im unmittelbaren Sterben an seine Umgebung verteilt: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben ward, das ist mein Blut, das für euch vergossen ward.“ Der impotente Grössenwahn des anempfindenden eklektischen Jahrhunderts, das sich mit vergangener Schöpfergrösse identifiziert, weil seine kritische Geistreichelei ihm Ebenbürtigkeit mit dem Kritisierten und Analysierten vorspiegelt, kommt hier zu bezeichnendem Gleichnis. Famos auch die Kennzeichnung ihrer religiösen Seelengemeinschaft mit dem neuen Christus: „Ich hab noch mehr mit ihm gesprochen, was sich nicht wiedergeben lässt, denn Witz und Scherz waren uns die Träger aller geistigen und mystischen Genüsse“. Hier und da blühen zwischen all

dem Unkraut Seelenblumen von reinerem Duft und grade das Geniale in Bettina macht ihre phraseologische Falschheit, Schauspielerei, versteckte Brunst so widerwärtig. Um zu würdigen, weshalb wir diese zwei Kinder des Jahrhunderts in ihren Briefbeichten belauschen, vergegenwärtige man sich die Stellung beider. Fürst Pückler, eine faszinierende Erscheinung etwa im Genre des Prinzen Louis Ferdinand, spielte bis über die erste Hälfte des Jahrhunderts — er machte noch als Achtzigjähriger den Feldzug 1866 mit — die Rolle des Fürsten Ligne zur Wiener Kongresszeit.

Natürlich spielte er den Liberalen, spielte mit demokratischen Regungen. So sagt er von Christus: „Es würde nicht lange dauern heutzutage, so sässe er in Spandau, und wir mit ihm. Die Frömmler würden alle wieder schreien: Kreuziget ihn!“ Ein Geständnis von unsrer Zeiten Schande, das sogar noch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts gilt, und solche geistige Verelendung zäher vis inertiae der reaktionären Mächte hätte Pückler wohl kaum vorausgeahnt. Denn all diese Geister befanden sich in der Autosuggestion einer kommenden Erlösung, eines neuen grossen Aufschwungs der Menschheit, und dieser Spuk wiederholte sich in jedem Lustrum — nach 1815, 1830, 1848, 1870, 1889, um immer wieder in Misère eines blanken Dilettantismus zu verenden.

Bettina aber, durch ihr verschrobenes Kindesverhältnis zum alten Goethe weltberühmt, galt ihrer Zeit so viel, dass Gutzkow in den „Briefen eines Narren“ Rousseau, Jean Paul, Byron (!), Bettina für Inkarnationen desselben Geistes hält! Dieser Geist — aber nicht „derselbe“, sondern bloss der Bettinageist — lebte übrigens in einigen Spielarten noch heute fort. Unter anderen auch in ihrem Schwiegersohn Hermann Grimm, dem geistvoll feierlichen Salbaderer „vornehmer“ Ästhetik, über den Karl Werder, gleichfalls ein Schössling dieser alten Genialitätsschwelgerei der Impotenz, das reizende Epigramm uns vortrug: „In einsam abgemessenem Gang wandelt Herr Grimm sich selber entlang“ und dem ein böses Witzwort ein Werk zuschrieb: „Michael Angelo über Hermann Grimm.“ Dies eklektische Alexandrinern des deutschen Professorentums, sein Schulmeistern in Kunst und Literatur mit phantastischer Ästhetik, das fortwährende

Benagen ehrwürdiger Meisterknochen mit der Andacht eines Pfaffen vor Reliquien, gehört mit zur Signatur des Kärrner-Jahrhunderts, das sich einen bauenden König dünkte.

Der wahre Sinn für Wirklichkeit, sofern man nicht die ganz gemeine der Kaserne und Börse darunter versteht, kam so sehr abhanden, dass Pückler von sich aussagt, er lebe fast nur in der Phantasie, nie in der Wirklichkeit. In ihrem schauspielerischen Pathos schreibt Bettina am 25. Juli 1834, dass sie Auftrag gab, den dritten Band ihres „Briefwechsels Goethes mit einem Kinde", wenn sie vorher sterben sollte (!), „dem Lord Byron zu widmen". Wie wenig Freude hätte der naive Genius der Revolutionszeit an diesem Phantasieren über den Genius gehabt! Und wie herrlich offenbart sich der Genius des 19. Jahrhunderts in Pücklers Brief an Gräfin Hahn-Hahn (1845): „Doch bleibe ich bei grosser Wahrheitsliebe ein geborener Komödiant, der fortwährend abwechselnde Rollen spielt, nicht um damit anzuführen, sondern nur aus natürlicher Lust daran." Allein, diese komödiantische Wahrheitsliebe — denn auch sie ist nur Komödie —, die ein andermal beichtet: „meine Komödiantenrolle ist mehr eine tragische als eine lustige" (sehr wahr!), möchten wir doch noch der unerträglichen Ziererei vorziehen, die Ida Hahn-Hahn in ihrer aristokratisch parfümierten und dabei idealisch gaukelnden Correspondance (man muss das Wort französisch schreiben, um das gesucht Salonmässige dieser Selbstbespiegelungen zu nüanzieren) so herzig entfaltet.

Freilich, die langen geistreichen Betrachtungen, dass Pückler „ein Komet" sei, haben tiefen Sinn. Wie er ist dies Jahrhundert ein entgleister Komet, gemessen am leuchtenden Planeten seines gewaltigen Vorgängers. In Pücklers Nachlass taucht neben damals schwefelnden Nullen wie Steffens — von dem es in den Befreiungskriegen hiess: „Bei Anfang des Treffens drückte sich Steffens" — auch Lady Hester Stanhope auf, Pitts Nichte, die neben jener Mary Montague der Pope-Zeit den Typ der ewig reisenden emanzipierten Extravaganten vorstellte. Und doch, indem er der belletristen Ida gegenüber die Erinnerung an jene überspannte Greisin aus seiner frühen Jugend beschwört, spürt man förmlich, wie den modernen Zeitgeist-Pückler ein

Schauer überkommt, als wehe ihn ferner Duft eines besseren Geschlechtes an: „Ach, wie wenig Gescheidte fand ich, die wert gewesen wären, dieser Verrückten die Schuhriemen zu lösen!" Lady Hester die Tolle, die noch den jungen Byron in Athen kannte und Pitts sterbenden „Austerlitz-Blick" auffing, glaubte an Wiederkunft des Messias und das gab ihrer Vagabondage idealen Reiz. Wahrlich, ein starker Glaube an einen Messias — erst hiess er Aufklärung, dann Revolution, dann Napoleon — versetzte dem ruhmvollen 18. Jahrhundert alle Berge der alten Welt und auch er durfte rufen: „Ich habe die Welt überwältigt." Ida Hahn-Hahn war eine der bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit und nur das Prestige der französischen Sprache lieh der George Sand ein höheres Postament. Doch wie armselig nimmt sich die stete überheizte Aufregung, die sie für Begeisterung hält, in Idas Büchern und Briefen aus neben dem werktägigen, im besten Sinne realistischen Enthusiasmus des Revolutionszeitalters! Auch der Enzyklopädisten brutale Skepsis, was war sie als begeisterte Propagandawut: écrasez l'infâme!

Nicht nur Voltaire und Diderot, nein, alle diese Materialismusvertreter miteinander handelten als Idealisten, wie ihr Freund der Preussenkönig. Helvetius und Holbach predigten den Egoismus als Système de la nature und waren jeden Augenblick bereit, Leben und Wohlfahrt dafür zu opfern. Bezeichnend, dass ein Salon-Aufklärer wie Lord Shaftesbury ausdrücklich den Enthusiasmus für den einzigen Kulturhebel erklärt, dass selbst bei höfischen Bolingbrokes und Chesterfields wiederholt ein strenger männlicher Idealismus aus ihren Spitzenmanchetten hervorlugt. Nur echte Humanität, gesäugt von begeistertem Sehnen nach Seelenfreiheit, konnte die Grandseigneurs in jener unsterblichen Augustnacht des Revolutionsfrühlings anfeuern, sich selbst zu verleugnen, sich selber das Todesurteil zu schreiben. Und nun vergleiche man die Afferei der Hahn-Hahn und Bulwer in ihren Romanen, wo das Recht, ein vornehmer Mensch zu sein, erst beim Baron anfängt, dabei aber unaufhörlich von sublimen Seelenerhebungen geschwefelt wird! Dass die Hahn, vom bischöflichen Freiherrn Ketteler in den Schoss der katholischen Kirche gerettet — es musste natürlich ein Freiherr

sein, um eine hochgeborene Seele als Bischof zu gewinnen! —, in ihrer Schlussperiode (Epoche vor 1870) als krasseste Reaktionärin aller konservativen und kirchlichen Bevormundung die Stange hielt und sogar die österreichische Fremdherrschaft in Italien als göttliches Recht zu verteidigen wagte, verrät sinnbildlich das Enden des gesamten europäischen Junkertums im 19. Jahrhundert: nach Tändelei mit liberalen Anwandlungen, meist aus egoistischem Missvergnügen über die Staatsbureaukratie. Beim amerikanischen Unabhängigkeitskrieg begeisterte sich der ganze kontinentale Adel, der französische natürlich voran, für die freie Bürgerschaft: beim Sezessionskrieg aber stand das gesamte Junkertum, das französische voran, auf Seite der Sklavenbarone. Das idealistische Frankreich Voltaires und Rousseaus zwang die Regierung, mit Franklin gemeinsame Sache zu machen, Franklin ward hochgeehrt an Höfen empfangen: das fortgeschrittene Europa in der Neujahrsnacht des 20. Jahrhunderts sah die Buren verbluten und besass keine andre Hülfsmacht als ohnmächtiges Fluchen und Schimpfen, hocherhaben darüber fraternisierten die Staatshäupter mit den englischen Henkern und die Burengesandten bettelten umsonst um Gehör. So herrlich weit haben wirs gebracht.

Das ist der Jahrhundertgeist, der aus Pückler spricht: „weil es keine objektive Wahrheit gibt". Mit Entsetzen muss man übrigens einen geistigen und literarischen Zustand sich vergegenwärtigen, in welchem ein Pückler für seine frivolen seichten und bloss weltmännisch gefälligen Schreibereien „30–40000 Taler" bezog, wie er selbst bekennt, „in Deutschland, wo es Schiller, Herder, Jean Paul nie so weit brachten und Goethe erst am Ende seiner Laufbahn." Wenn man die Honorarrechnungsbücher aller Autoren des Jahrhunderts vergleichen könnte, so würden wir nur zu oft ein ähnliches Exempel finden, wie immer das Seichte und Überflüssige von diesem „hochgebildeten" Zeitgeist mit Begier verschlungen ward. Doch seien wir nicht ungerecht gegen den armen Pückler, in dem unser ganzes deutsches Jahrhundert bis 1870 sich spiegelt, der ein Schwiegersohn Hardenbergs, ein Jugendfreund Schopenhauers und ein Tafelgenosse der attischen Umsturzsymposien Ferdinand Lassalles gewesen

ist. Zwar seine kindische Eitelkeitspose blieb ihm treu. Diese männliche Kokette behielt ihre falschen Waden und gefärbten Haare. Schier achzig Jahre war er alt und zwei darüber, hatte so manchen Sturm erlebt, und als sein liebebedürftiges Herz 1868 eine neue platonische Wahlverwandtschaft mit einer Frauenseele anknüpfte, sandte er der anonymen Marlitt, als „Verstorbener" sich vorstellend, des noch sehr lebendigen Fürsten Porträt in Gala mit sämtlichen Orden. Aber ein Zug von Güte und vornehmer Liebenswürdigkeit kommt doch in diesem letzten Johannistrieb seiner verliebten Natur zum Vorschein, wie er auch im Briefwechsel mit der eingebildeten Ida noch als der minder komödiantische erscheint. Gegenüber dem plumpen unwahren Bürgerstolz der „liberalen" Marlitt erfreut Pücklers wahrhaft aristokratische Urbanität, seine gelassene Gleichgültigkeit gegen alle gesellschaftlichen Scheinschranken, als ein Zeugnis feinerer geistiger Freiheit. Vergessen wir nicht, dass seine Kindheit noch unter die Revolution fiel, dass er Napoleons Sturz als Dreissigjähriger erlebte, dass im jungen Freund der Hester Stanhope noch ein Odem des grossen Jahrhunderts wehte. Der abgelebte Weltbummler „Semilasso" hatte in den Befreiungskriegen als Freiwilliger gefochten, sein Kämpferdrang fand nur kein Feld mehr in der Polizeiordnung und korrupten Zahmheit der Modernen und so begnügte er sich, Schlösser und Parks zu bauen. Als Gartenkünstler gross zu sein, ist wenig, aber besser als nichts, Bäume pflanzen ist auch etwas tuen, der Muskauer Park überdauert sein zweifelhaftes Andenken. Aber ach, sein Verkehr mit den drei berühmten Frauen verschiedener Perioden, die nach den stürmischen Amouretten seiner Jugend sein Hirn beschäftigten, malt uns traurig das stete Sinken des grössenwahnsinnigen Jahrhunderts bis zum Ende. Nach der wüsten Genialitätsspritzerei der Bettina, auf der noch ein schwacher Abglanz des klassischen Weimar flimmerte, wo ihr Kinderfuss geweihte Stätten betrat, zur Affektation und Nervenhysterie der Hahn und von da zur spiessbürgerlichen Nüchternheit und bourgeoisen Sentimentalität der Eugenie John (Marlitt) — o meine Römer, welch ein Fall war das! Da fielet ihr und ich, wir alle fielen.

Von den schlüpfrig mystischen Amphytrio-Geheimnissen der Romantischen Schule bis zu den Geheimnissen der Alten Mamsell, von des Knaben Wunderhorn bis zu den Bonbonreimen des Mirza Schaffy und den Butzenscheibenschildereien der Spielmannsweisen, Rattenfänger und Trompeter von Säkkingen — Verpöbelung von Etappe zu Etappe. Und als dann später eine sogenannte Revolution der Literatur losbrach, versandete sie alsbald im professoralen Philistertum, das eine neue Reaktion als Revolutionssieg taufte und eine rein formale Technik naturalistischer Genremalerei als ultramoderne Kunst anglotzte. Was hilft das Freilicht, wo es weder Freiheit noch etwas zu beleuchten gibt! was der Impressionismus, wenn die Impressionen nur aus überreizten Nervensträngen stammen! Auch gab sich in dem internationalen Warenaustausch geistiger Güter, der im Zeichen des Verkehrs auch die chinesischen Mauern französischer und britischer Kultur mit exotischen russischen und skandinavischen Werten überschwemmte, jener Eklektizismus kund, der schon früh dem Jahrhundert der satten Erben ein verschwommenes Gepräge aufdrückte.

In dieser Hinsicht scheint es lehrreich, auf eine philosophische Schule den Blick zu werfen, die seit der Julirevolution in Frankreich schwarmgeisterte und der man den Namen Eklektizismus verlieh, statt dies abscheuliche unredliche Gewäsch gröber beim Namen zu nennen. Victor Cousin machte damit viel Furore. Wenn man ihn sowie eine Abhandlung des einstmals gefeierten Schelling zu sich nimmt und vomiert, fühlt man sich sogar in den dreistesten Ausschreitungen des naturwissenschaftlichen Materialismus wieder wohl, etwas reinere Lüfte atmend, sofern nicht allzu mephitische Dünste aus der Haeckelei aufsteigen. Herr Cousin ging von der geschickten Prämisse aus, dass man als Franzose zuvörderst den Franzosen schmeicheln und daher vor dem Empirismus der Sensualisten sein Kompliment machen müsse. Er behauptet daher, von Condillac auszugehen, dem jeder Syllogismus nur eine kombinierte Sensation war, und stützt sich angeblich auf die Beobachtung. Von dieser aus will er jedoch zur deutschen Metaphysik zurückgelangen. In unglaublich sprunghafter Leichtfertigkeit

setzt er der Passivität der Sensationen die aktive „Personalität", den Willen, entgegen, der natürlich „frei" ist und freiwillige (!) Aufmerksamkeit anwendet. Über diesen faits volontaires steht ausserdem noch die „Vernunft", die in rein rationale Kategorien wie ein Mädchen aus der Fremde hineinschneit, ohne Anmeldung woher sie kam. Tiefsinnig äussert Schelling über diese ganze Konfusion: „Der letzte metaphysische Gipfel wird erreicht durch die von der Vernunft dem Bewusstsein aufgelegte Notwendigkeit, von den beiden limitierten Ursachen Ich und Nicht-Ich zu der illimitierten wahren Ursache fortzugehen, die jenem das Sein giebt und sie darin erhält." Dass er dieser Platitüde wenigstens hinzufügt, es sei damit „nicht das Geringste von Wissen verbunden", erfrischt. Um den unsäglichen Wirrwarr Cousinscher Deduktionen anzudeuten: nach ihm „offenbart" die Vernunft die Existenz der Aussenwelt, während das einzige Verdienst des Sensualismus gerade in dem Nachweis besteht, dass wir's durch die Sinne erfahren. Das nennt Cousin von Condillac ausgehen! Da verfuhr der mystische Materialismus Saint-Simons und seiner Schule, aus welcher die Systeme des Sozialismus sich ableiten, entschieden logischer. Wie Cousin es aber mit den Empiristen nicht verderben möchte und sich einen Positivismus anlügt, so scheut er andrerseits entsetzt vor der Unterstellung zurück, auch er vertrete Saint-Simons pantheistischen All-Gott. O nein, sein Gott sei nicht der tote Gott der Scholastik: „Dieser Gott, von dem unser Bewusstsein zeugt, ist ebenso ideell wie reell, zugleich Substanz und Ursache, Einer und Mehrere, Unteilbarkeit und Totalität, Anfang, Ende und Mitte, unendlich und endlich." Das könnte in der Baggavad-Gita stehen, nur schade, dass es einfach unmöglich ist, derlei aus Cousins eigenen Prämissen zu folgern. Was er gegen Spinoza äussert, dass dessen Gott bloss Substanz und keine Ursache sei, ist garnicht unrichtig, aber Spinozas Gott ist wenigstens logisch abstrahiert, während der Cousins einfach aus der deutschen Naturphilosophie entlehnt und einem ganz verschiedenen Lehrgebäude aufgepfropft ist. Indem der gewandte Franzose Hegels „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften" plündert,

versteht er andrerseits den Theologen um den Bart zu gehen. „Lasst sehen, welch Dogma ist von meiner Theorie gefährdet?“ ruft er ängstlich aus. Aber halt! Die Freidenker könnten das übel nehmen und so zieht er heftig gegen das Bestreben los, die Philosophie zur Magd der Theologie zu machen. Zuletzt findet er das klassische Wort: „Der Geist des 19. Jahrhunderts hat sich im Eklektizismus wiedererkannt.“ Um sein Werk zu krönen, empfiehlt er endlich die Monarchie mit der Konstitution, die Aristokratie mit dem Parlamentarismus, just die reizende Olla Potrida, die wir so nahrhaft genossen und die in den Kindereien von 1830 und 1848 als spartanische schwarze Suppe von neuen Lykurgen angerührt wurde. Ja, der ohnmächtige zweideutige mantelträgerische marklose Eklektizismus als Geist des Jahrhunderts . . mit dieser schönen Selbsterkenntnis wollen wir seinen Ruhmestempel betreten.



Der letzte Ideologe: Lamartine.

Alphonse hiess er auch. Das klingt doppelt vornehm bei einem adligen Namen. Es versteht sich, dass nur eine Elvira dazu passte, obschon sie im gewöhnlichen Leben minder anspruchsvoll Julie hiess. Der Name Alphonse bekam später im Pariser Sprachgebrauch, der alles Strahlende zu schwärzen liebt, einen übeln Beigeschmack. Aber dieser Alphonse de Lamartine hatte es gar mit der platonischen Liebe. Seine Elvira und Graziella wurden ihm mystische Jesusbräute, nur mit der kleinen Abweichung, dass Alphonse selber jesusartig sich anbeten liess. Da jedoch Abwechselung des Lebens Würze bildet, so wandte er sich später anderen transzendentalen Bräuten zu, welche er Freiheit und Humanität benannte. Mit dem gleichen selbstgefälligen Eifer wie früher den Mirakeln der katholischen Kirche huldigte sein frommer Schwung den antikirchlichen Idolen. Das kirchliche Christentum musste um ihn trauern, wie über den „Sturz eines Engels“, den er so sachkundig beschrieb, und eitel Frohlocken herrschte unter den Schlachtreihen der revolutionären Demokratie, als er seine tönenden Phrasen auf ihr Banner schrieb. Denn seine Phrasen besassen allzeit eine verblüffende Ähnlichkeit mit übersinnlich übermenschlicher Inspiration und seine hochragende Erscheinung mimte den übersinnlichen Übermenschen mit täuschender Geschicklichkeit.

Lamartine trat ins Leben unter mässig günstigen Umständen. In der halbgermanischen Bourgogne als Sprössling eines armen Kleinadels aufgewachsen, durchlebte er die Stürme der Revolution und des Empire in dem üblichen

Dunstkreis beschränkter Verbissenheit, worin legitimistische Edelleute, ob emigriert oder nicht, sich vor der neuen Zeit verschlossen, soweit nicht napoleonischer Kriegsruhm sie zur nationalen Trikolore verlockte. Die alte Kirche, das alte Königtum, der alte Adel, vor solchen Heiligtümern kniete des jungen Sängers Seelenleben. Von der beispiellosen Gewaltigkeit der Weltumwälzung sah er nur die hässliche Aussenseite, die Abkehr vom verschwommen Schwärmerischen, was er und seinesgleichen allein für Idealität halten, das grell Positive, frech Brutale durchgreifender Naturkraft.

Freilich, treffend geisselte er später in einem Aufsatz (vielmehr einem berühmten Vortrag, der nachher in Druck ging) „Die Schicksale der Poesie" jenes Zeitalter, aus dem wir heutigen entspringen. Jedes seiner Worte passt vielleicht noch genauer auf das Ende des Maschinenjahrhunderts wie auf seinen Beginn: Alles poetische und ideale Empfinden sei gewaltsam erstickt worden, nur Zahl und Gewicht, nur Säbel und Gold, nur Stoff und Kraft hätten regiert. Der Gute übersah, dass die scheinbar trockene Regelmässigkeit der Gleichheitsdemokratie in Napoleons Staatsgebäude, über dessen angebliche moralische und geistige Abscheulichkeit nachmals umgekehrt ein richtiger Sohn dieser naturwissenschaftelnden Demokratie, nämlich Taine, so viel geistreichen Unsinn zusammenschwätzte, aus trunken dithyrambischer Unregelmässigkeit entsprang. Grossartigste vulkanische Entladung versteinerte hier gleichsam in majestätischer Starrheit und deutlicher tönte nie der Atem des Weltgeistes, als aus dem erobernden Marschtritt dieser straffen cäsarischen Legionen. Die Nüchternheit einer Ziffernberechnung, die einen Wunderpalast wie aus Tausendundeiner Nacht gleichsam über Nacht hervorzauberte, den Druck eines Gewichts, das eine morsche alte Welt aus den Angeln hob, die Roheit einer eisernen Rauheit, die auf Adlerschwingen von den Pyramiden bis zum Kreml flog, wird man sich wohl gefallen lassen. Auch dann, wenn man die Dinge nur vom kleinlich ästhetischen Standpunkt misst, wie ein mit Worten hausierender Barde. Mit Lavendelwasser machte man freilich nicht die Revolution, sondern mit Strömen von Blut, auf Schäferschalmeien blies der Imperator

nicht, sondern auf Trompeten. Aber sie schollen wie Posaunen von Jericho, vor der alle Mauern bröcklicher Zwingburgen einstürzten, und Posaune und Orgel pflegen ergreifendere Musik zu machen, als Flöten und Zimbeln. Aus Napoleons eiserner Schlachtenorgel nicht solch gute Bachsche Musik, solche Beethovensche Heroica herauszuhören vermochte nur ein verdumpftes, mit reaktionärer Watte von Mummelgreisen und Tanten verstopftes Ohr. Man täusche sich also nicht über die Strömung, aus welcher Lamartines poetischer Weltruhm emportauchte. Platte Ermüdung weichlicher oder spiessbürgerlicher Gemüter, die sich an Hirtenidyllen und weinerlichen Elegien wieder aufrichten wollten, weil die schwungvollen Heldengedichte heroischer Tatkraft sie niedergedrückt und sich ihrem Kleinheitsverständnis entzogen hatten. Dies nannte man Auferstehung des Poetischen und Idealen, als ob heroische Epen nicht allzeit für eine höhere Form der Poesie gegolten hätten, als Schäferspiele. Daneben die niedrigste Gesinnung lumpiger Interessenpolitik, das Aufatmen aller Ruinenmolche, dass der reinigende Orkan vorüberbrauste und man im alten Unrat sich wieder heimisch machen konnte. Das Ancien Regime, obschon zu Tode getroffen, behauptete mit greisenhaftem geschminkten Schmunzeln, dass es sich des altbeliebten blühenden Lebens erfreue, und tanzte einen Cancan der Reaktion, wie verlebte Greise mit zittrigem Menuettschritt einen Polterabendball mit einer jungen Schönen veranstalten. Diese neue junge Welt der siegreichen Demokratie ward vergewaltigt ins Prokrustesbett der alten legitimistischen Ausbeutung zurückgeschleppt und das, was Buckle später so treffend den Bevormundenden Geist nannte, drapierte sich wieder mit den bekannten Phrasen seines angeblichen historischen Rechts. Auch die heilige Messe war wieder Trumpf und der Jesuiten schwarze Leibgarde umgab schützend die Throne der unheiligen Allianz, die sich als „heilige“ taufte, mit dem alten geweihten Rüstzeug der Verdummung. Aberglaube und Knechtschaft woben zähe Ketten; Autorität von König und Kirche, Junker und Pfaffen, hiess wieder moralische Weltordnung und plünderte von Gottes Gnaden dies irdische Jammertal.

Aber es fehlte noch etwas: fast alle Bildungselemente standen auf der anderen Seite. Der korsische Koloss enthüllte erst im Sturze, da er am Boden lag, seine volle Riesenhaftigkeit und tiefere Bedeutung. Grade dort, wo das Volk alleine Berechtigung zu subjektiver Erbitterung wider den Imperator fühlte, in Deutschland, ja in Preussen fragte man sich, was man mit seiner Beseitigung gewonnen habe, ob die sogenannten Befreiungskriege ihrem Namen entsprächen, ob nicht noch mehr innere und äussere Freiheit jetzt verloren gehe, denn je zuvor unter dem Weltreichjoch. Die innere vereitelte hochfürstlicher Treubruch, die äussere das perfide Gaukelspiel eines europäischen Gleichgewichts, das für Deutschland und Italien mit dauernder Zerstückelung und Abhängigkeit zusammenfiel. Der bittern Enttäuschung über Rückkehr des alten Feudalschwindels, nachdem man dessen Ausmerzung durch Napoleon sich danklos gefallen liess, seine Wiederkehr aber naiverweise für undenkbar hielt, paarte sich patriotischer Ingrimm über Lähmung aller nationalen Einheitsbestrebungen, deren Erfüllung durch Abschüttelung der Fremdherrschaft verheissen war. Mangelhafte Geschichtsforschung entstellte überhaupt das wahre Gesicht der deutschen Volksseele in den Anfängen des Jahrhunderts. Von der angeblichen Fremdtümelei und Franzosenliebschaft fand sich bis zur Schlacht von Jena keine Spur, wohlgemerkt auch nicht in süddeutschen Rheinbundsstaaten. Mit Sehnsucht erwartete man überall Napoleons Niederlage durch Preussen. Auch nach dem betäubenden Eindruck der völligen Niederwerfung deutscher Mächte gährte noch zur Zeit der Aspernschlacht allgemeiner Erhebungsdrang in allen deutschen Gauen, ja selbst im Zenith des Empire warnte Reichsverweser Davout unaufhörlich vor der drohenden Stimmung. Wenn Rheinbundssatrapen und ihr Anhang für den erhabenen Protektor schwärmten, so bewahrten doch selbst in diesen Kreisen die Kronprinzen von Bayern und Württemberg stolze Haltung und Gesinnnug, besonders der Erstere, was dem schrullenhaften, aber originalen und idealangelegten Manne nie vergessen werden soll. Nun aber umgekehrt nach Napoleons Fall irrt herkömmliche Auffassung völlig über die

angebliche Verdumpftheit und Betörung des „befreiten“ Volkes, als ob es die Wiederkunft der alten Augiaswirtschaft geduldig ertragen habe. Das gemeine Geschimpfe über den korsischen Wüterich und der biersaufende Franzosenhass mussten sich gar bald in die Konventikel der Turner und Deutschbündler flüchten, wo aber gleichzeitig ein „liberales“ und „nationales“ Empfinden sich kundgab, das den Besiegern Napoleons nichts Gutes versprach. Es gehörte zur weltgeschichtlichen Ironie der Epoche, dass diese guten dummen Jungen mit ihrem Napoleons- und Franzosenhass, ihrer cheruskermässigen altdeutschen Bärenhäuterei, die am liebsten mit Hermann im Teutoburger Wald Eicheln gefressen hätte, und ihrer deutschen Treue für angestammte Gebieter alsbald in die Acht getan und als revolutionäre „Demagogen“ verfolgt wurden. Daneben aber erhoben sich Stimmen, freier und lauter als man gewöhnlich wähnt, die über Vermummung der Reaktion in verzerrte Deutschtümelei spotteten, mit der Restauration scharf ins Gericht gingen und den Napoleonkult neu belebten. Vordem sprachen Körners und Kleists Racheverse der Nation aus der Seele, wie es denn mit unserer kosmopolitischen Weltbürgerei nie so weit her gewesen ist, um nationale Würde ganz zu vergessen, und eigentlich nie eine Franzosenliebe, sondern nur eine Napoleonbegeisterung in Kreisen deutscher Gebildeter und Soldaten gegeben hat, bei beiden meist aus idealen und objektiven Regungen hervorgegangen. Nun aber stand Platens Spottvers über die Befreiungskriege der Baschkieren und Kosaken wahrlich nicht allein und dem damals in Europa volkstümlich verbreiteten Byron riefen Millionen auf Millionen nach: „Ward der Leu nur gefällt, damit Wölfe freie Pirsch haben?“ „Hier fiel der Grösste und nicht der Schlimmste der Menschen.“ Am ärgsten prägte sich demokratisches Fühlen merkwürdigerweise in Preussen aus, bis in höchste Stände hinein. Prinz Wilhelm von Preussen, der spätere Kaiser, klagt wehmütig in einem Briefe, dass Preussen ganz von jakobinischem Geiste verseucht sei, dass man umsonst „die Revolution 1814 und 1815 niederschlug.“ Ein Fingerzeig für alle Verblendeten, die Napoleons geschichtliche Sendung immer noch fälschen

oder nicht begreifen wollen. Allen Monarchen, Junkern und Pfaffen Europas hiess die Revolution: Napoleon. Genarrte Völker mit ihren „liberalen" Schwätzern an der Spitze erkannten zu spät, was sie angerichtet. Für Napoleons Andenken ward das Martyrium von St. Helena zur Gloriole.

Ja, es steht fest, dass man schon 1815 nur eine sehr kümmerliche Anteilnahme für den neuen „Befreiungskrieg" sogar in Preussen aufbrachte. Der gesunde Volksinstinkt wusste schon nach dem ersten Pariser Frieden, wen man „befreien" sollte, wessen Kriege man gegen den „grossen Tyrannen" schlug. Aber noch flammte die Hoffnung auf, Preussen-Deutschland könnten jetzt am Ende nachholen, was im Vorjahr versäumt. Da aber nun England, das bei Waterloo durch Preussen gerettete, sich nicht minder perfide und undankbar erwies, als die treue turmhochstehende Bundesfreundschaft des Zarismus, da erlosch in dumpfem Groll und entrüsteter Verzweiflung bei allen Vernünftigen die letzte Hoffnung. Bald sollte man auch inne werden, dass Metternich und Zar den eigentümlich demokratischen Geist der Gneisenau, Bülow, Boyen und Grolmann, nicht zu vergessen den herrlichen Scharnhorst und den nie genug zu verehrenden Reichsfreiherrn Stein, diesen Stein des Anstosses für alle Feudalen wie alle ungesunden Demagogen, nicht dulden konnten. Das hatte mit seinen Siegen das neue Volksheer getan, über dessen Landwehr natürlich die Junkeroffiziere den steten Unrat ihrer Kastenvorurteile ergossen. Der Erstürmer des Grimmaischen Tores, Friccius, eine der vornehmsten Gestalten dieses materiell darbenden, aber wahrhaft kraftreichen Zeitgeschlechts, liefert dafür in seinen Erinnerungen die abschreckendsten Zeugnisse. Er selbst, als Generalauditeur der Armee, sollte seinen Abschied nehmen, mit ihm seine Räte, weil er bei Demagogenriecherei nicht mittun wollte. Blücher aber, der dämonische Idealist in rauher Maske, hielt den Linienoffizieren, die von ihrem Siegesbankett die Landwehrkameraden ausschlossen, eine zornrote Standrede und brachte in Karlsbad den Toast aus: „Ein Hoch dem Schwarzenberg, der zu siegen verstand, obschon er drei Monarchen im Lager hatte." Was war auch von einem Berserker anders zu

erwarten, der zu Beginn des heiligen Krieges die Proklamation erliess: „Für Freiheit und Vaterland," statt des allerheiligsten Feldrufs „Mit Gott für König und Vaterland", ja der 1809 seinen Abschied forderte, sintemal er erst in zweiter Linie preussischer Offizier, in erster ein Deutscher sei, und der im unvergesslichen Privatbrief an Scharnhorst sein letztes Wort sprach: „Wenn die Fürsten nich mitdhun wollen, müssen sie mit dem Bonaparte alle zum Land hinausgejaget werden!" Und das wollte ein Mecklenburger Junker sein! O schon frühe gährte in dem ungebildeten tollen Husaren, dessen derb realistischer Sinn natürlich sonst im Altväterischen wurzelte, der unbewusste revolutionäre Sauerteig, als er die gefangenen Republikaner in der Rheinkampagne mit Achtung behandelte und als Kommandierender die Anrede „Sie" statt des famosen „Er" einführte. Diese merkwürdige demokratische Entwickelung in Preussen überrascht nur den, der in jener Legende vom Junkerstaat befangen blieb, dessen Zusammenbruch bei Jena man bejubelt. Eine solchen Junkerstaat gab es weder in Preussen noch in Österreich, wo weit eher die Bureaukratie regierte: ihn und den wirklichen Militarismus, wie ihn gerade Napoleon gründlich niederhielt, kennt erst die heutige gesegnete Generation.

Man braucht nur das königliche Reskript von 1803 zu lesen, wo den Offizieren mit Schärfe vorgehalten wird, dass es überhaupt keinen „ersten Stand" gebe und der steuerzahlende Bürger den „Rock des Königs" allein bezahle wie auch den König selber. Schon der hohe Bildungsstand in Berlin hinderte jene scheusslichen Keime, die erst später in der Reaktionszeit aufgingen und ausschliesslich im ungebildeteren Teil des Militäradels (durchaus nicht des ganzen) wucherten, dessen Typ etwa der so lächerlich überschätzte York, selbst von zweifelhafter und abenteuerlicher Herkunft, auf welchen auch Schöns Memoiren kein freundliches Licht werfen. Doch ein Gneisenau, dessen berüchtigte Denkschrift von 1811 geradezu Einführung eines Milizsystems und Demokratisierung aller Wehrmacht empfahl, stand leider nun obenan. Argwohn aller politischen Dunkelmänner der heiligen Allianz richtete sich gegen dies Preussen von Belle Alliance, das ganz einfach, um es rund heraus zu sagen,

geistige Vormacht alles dessen wurde, was die Reaktion „Revolution" nannte. So ward der vernünftige, redliche und vornehmdenkende Friedrich Wilhelm III., der einzig anständige und tüchtige Mensch unter dem Fürstengeschmeiss jener Epoche, in die Formen des Polizeistaats hineingehetzt, die unserm gewaltigen Preussen so viel Kraft wegsogen und deren verderbliches Gift noch heut im Staatskörper schleicht, bis eine revolutionäre Aussatzkrankheit es endgültig abstossen wird. Früher antwortete der schlichte Mann auf eines Majors devote Untertänigkeit: „Meine Söhne sind alle für Ew. Majestät gefallen" erschrocken: „Nicht für mich, das nicht annehmen können! für das Vaterland!" Jetzt liess er sich, der sonst so Wahrheitsliebende, die Mythe vom Heldenkönig gefallen, dessen Aufruf an sein Volk allergnädigst die „Freiheit" brachte. Doch es half alles nichts, nur Gesindel diente dem Lockruf der Reaktion. Selbst der treuherzige Teutone Arndt, der sich zum „patriotischen" Bratenbarden zu eignen schien, und der knorrig eitle Turnvater Jahn hiessen jetzt Demagogen. Der Gott, der Eisen wachsen liess, wollte allerdings keine Knechte . . aber nicht bloss Franzosenknechte, sondern auch Fürstenknechte fühlten sich davon getroffen! Was ist des Deutschen Vaterland? So weit hundert Potentatchen ihre angestammelte Wirtschaft treiben im Schutze der teutschen Treue. Dieses ist die einzig berechtigte deutsche Eigentümlichkeit. Aber ein Deutschland von dem Rhein bis an die Weichsel, von den Alpen bis zum Belt, — das fehlte gerade noch! Für diesen geographischen Begriff haben wir ja den „Deutschen Bund", diese echtdeutsche Auferstehung des Rheinbundes, diesmal nur unter k. k. Metternichtigem Protektorat. Kurz, Bildung und verwerflicher Idealismus atmeten überall verdächtige Gesinnungen. Sogar Minister von Goethe, Exzellenz, sonst ein submissest konservativer Herr, vergass sich so weit, eine den korsischen Parvenu beschimpfende Hofgesellschaft anzudonnern: „Lasst mir meinen Kaiser zufrieden!"

Freilich hatte man ja eine Romantische Schule, — ohne Schule tuts der Deutsche nicht! — des Rückwärtsschauens durch gefärbte Gläser in ein unmögliches Mittelalter biederer Ritter, frommer Mönche, keuscher Edelfräulein, ein Reich

der Gottesfurcht und Sitte voll urteutscher Treue. Dieser poetische höhere Blödsinn, erglühend für Ordnung, Orden und Sittlichkeit, ekelte auf die Dauer selbst die Teutschesten der Teutschen an und schwarmgeisterte nur noch in Teesalons. Ausserdem, was wollte damals unsre aufs eigene Sprachgebiet beschränkte Literatur für Europa bedeuten! Der berühmteste, populärste, an Genie riesenhaft über alle Mitbewerber wegragende Sänger bediente sich als Lord der englischen Weltsprache und predigte offenkundig Rebellion. Dieser röteste Revolutionär zuckte sogar sein Missolunghischwert gegen die legitimsten Raubtierrechte der Osmanischen Majestät, kein Kleinod der sittlichen Weltordnung blieb ihm heilig. Und selbst der konservative milde Manzoni, glich seine Napoleonsode nicht verzweifelt einer Apotheose des schändlichen Parvenüs? Wo ein Gegengift finden, wo Balsam für so viel kecke Dolchstiche unehrerbietiger Geister, wo einen vom heiligen Geist erleuchteten Dolmetsch des Autoritätsschwindels, der poetischen Firlefanz um nackte Gemeinheit winden könne? Und siehe, der dichterische Messias kam.

Jung Alphons lebte bis dahin tief im Dunkel. Nur die beiden sogenannten Philosophen der Reaktion, Xavier de Maistre und Bonald, wussten von seiner vielversprechenden Existenz. Bonald wusste noch etwas mehr, dieser ehrwürdige Denkergreis schaute patriarchalisch zu, wie seine junge Frau Julie den Platonismus ihrer Schwindsucht mit Alphons auf dem Genfer See spazieren führte. Lamartine hat uns ja mit dem hochtrabenden Schwulst dieses reinen Verhältnisses bis in jede Einzelheit bekannt gemacht, man muss seine Werthernovelle „Rafael“ lesen als Kommentar zur sublimen Erotik jener Versbücher, die als „Meditationen“ und „Neue Meditationen“ die europäische Salongesellschaft bezauberten. Der junge Unbekannte, nur als Gehülfe bei einer kleinen Gesandtschaft kraft seines Adelstitels untergebracht, erwachte wie Byron eines Morgens und fand, dass er berühmt war. Wie hatte er nicht diesen Peer von Grossbritannien beneidet, den er am Genfer See — dem „See“, dem sein nun weltberühmtes Gedicht nach Rousseau und Byron neue Reize abgewann — aus der Ferne sah im

Train de Luxe seiner Lordschaft und seiner weltweiten Celebrität! Als den Ossian der Hyperkultur glaubte er ihn zu erkennen und malte sich jenen bizarr verlogenen spleenig phantastischen Byron aus, den damaliger Geschmack nach dem eigenen Bilde dieses posierenden zerfahrenen Jungeuropas zuschnitt und der heut noch in der Legende spukt. Wahrscheinlich fand Lamartines Dünkel niemals Musse, ernstlich Byron einer eingehenden Lektüre zu würdigen, und in seiner späteren „Grösse" empfand er es vermutlich als Beleidigung, wenn Musset ihn ansang: „Quel aigle, Ganymède, à ce dieu vous portait?" Er, er, Monsieur de Lamartine, ein Ganymed, der sich zum Gott Genius emporschwang? Er, der selbst als Jehova mit den Adlern spielte! Seine Jünglings-Meditation „An Lord Byron", ein rhetorisches Paradestück voll hohler Tiraden, wandte sich schon mit dem Predigerton christgläubigen Hochmuts an den Übermenschen. Mit dem andern grossen Zeitgenossen fand die vielbewunderte „Ode an Bonaparte", übrigens ein ausgezeichnetes Gedicht, sofern man dabei pathetisch didaktische Rhetorik als Poesie gelten lässt, sich etwas weniger kindisch ab: er scheute sich nicht am Schluss zu fragen, ob nicht solche Grösse am Ende vor Gott auch eine Tugend sei. Wenn er auch lächerlicherweise vorm Schatten Enghiens, eines mit Fug und Recht nach Gesetz dem Tode verfallenen Verschwörers und Vaterlandsverräters, Napoleons Gewissen auf St. Helena erzittern liess, so konnte ein feiner Aufhorchender doch schon hier einen Unterton vernehmen, der durchaus nicht zur royalistisch-klerikalen Maskerade passte. Auch der rechtgläubige Katholizismus des Autors ging durch seltsam pantheistische Schmelzungen hindurch.

Aber das machte gerade den Reiz aus. Hier bekannte ein scheinbar hochgebildeter, scheinbar originaldenkerischer Mensch sich zu Krone und Kreuz, man brauchte also nicht revolutionär zu werden, um auf literarische Bedeutung Anspruch zu erheben. Welch ein Triumph für die Reaktion! Ein Weltschmerz, der sich in den Beichtstuhl flüchtete, eine abgeklärte Seelengrösse, die sich demütig-eitel mit dem Krönungsöl von Rheims den zerwühlten Schädel salbte, ein keuscher Idealismus, der sich malerisch vor dem Spiegel

drapierte — auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege entsprach das müde blasierte Jahrhundert seinem dringendsten Bedürfnis und für seine ganze erste Hälfte bleibt diese Mischung steifer akademischer Klassizität und pomphaft sonorer Pathetik mit innerer Zerrissenheit und Unruhe vor- und sinnbildlich.

Für die Franzosen, Gesellschaftsmenschen par excellence, kam noch die angebliche Neuheit der Naturbetrachtung hinzu. So lange gewöhnte man sich, einen See höchstens als taktisches Objekt bei Zürich und Austerlitz zu werten, dass es als funkelnagelneue Entdeckung begrüsst wurde, als „Le Lac“ sozusagen eine eigene Stimme gewann. Diese nach unsern Begriffen ziemlich frostige Naturbeschreibung klang dem Faubourg St. Germain als erfrischendes Säuseln der Winde und Wogen. Natur, o Natur! seufzten sämtliche Gecken und Modedamen. „Souvent sur la montagne à l'hombre du vieux chêne au coucher du soleil tristement je m'assieds,“ welcher Dandy liess sich solch malerische Positur entwischen! Man konnte also byronische Grimassen schneiden, erhabene Leidenschaften im seidenen Busen wälzen, ohne abtrünnig vom guten Ton der konservativen Gesellschaft abzufallen. Wie prächtig! Ausserdem war dieser grosse neue Dichter frommer Begeisterung auch darin ein würdiger Rivale des satanischen Kainsängers, dass er eine seltene männliche Schönheit besass, distinguiert und aristokratisch bis in die Fingerspitzen. Selbst der ironische Benjamin Constant, den „ce bien ideal que toute âme désire et qui n'a pas de nom au terrestre séjour“ gewiss sehr kalt liess und dem ein späterer beissender Vers Sainte-Beuve's „Lamartine ignorant qui ne sait que son âme“ auf der Lippe schwebte, versicherte Herrn Alphonse de Lamartine in einem Salon, dass er nur bei Goethe ähnliche Reinheit und Frische des Empfindens antraf. Nun braucht man bloss Goethes Hymnus „Verteilet auch nach allen Regionen“ mit den meisten Hymnen und Harmonien des französischen Phraseurs zu vergleichen, um den Unterschied wahrer Dichtung von wohltönender Rhetorik festzustellen. Diese verlässt ihn selbst dort nicht, wo er sein Vaterhaus beschreibt: „Et ce foyer chéri ressemble aux nids déserts, d'où l'hirondelle a fui pendant de longs hivers.“ Allein, bei solch allgemeiner

Abschätzung darf man nie ausser Acht lassen, dass ein Verslyriker in gewissem Sinne nur seiner Nation gehört. Mag ein höherer ästhetischer Standpunkt den französischen und überhaupt den romanischen Geschmack für eine untergeordnete Stufe poetischen Vermögens halten, der objektiv Prüfende fragt sich, ob eine Form, die wir verwarfen, aus dem inneren Styl der betreffenden Muttersprache entspringt. Dies scheint bei Lamartine in besonderem Grade der Fall.

Musset und Hugo holten noch mehr Glanz und Wucht aus dem gallischen Idiom heraus, auch bei ihnen aber waltet vor, was wir im wesentlichen Rhetorik nennen, und beide übertrifft Lamartine in Reinheit und Eleganz des Versflusses. Melodischer und schwungvoller sang noch keiner, aber Melodie und Schwung sind nur Requisite der wahren Dichtung, die erst gestaltend sich auslöst. Bei Lamartine gibt es meist nur äussere Plastik der Verse, alles übrige ist leblos, starr und kalt, abstrakte Reflexion, mit elegischer Sentimentalität oder Kanzelpathos gewürzt. Allerdings suchte er im tragischen Idyll „Jocelyn“ zu epischer Gestaltung sich afuzuraffen, blieb aber auch hier meist in lyrischer Stimmung stecken, obschon es hier an wirklichen Schönheiten nicht mangelt und die öde Rhetorik und Didaktik, die einen erheblichen Teil seiner Gedichtbände, auch der „Receuillements“ und „Harmonies“, ausmacht, hier Abschied nimmt. „Ossian, Ossian! Lorsque plus jeune encore je rêvais des brouillards et des monts d'Inistore“, bekennt er übrigens auch hier seine Anempfindung fremder Unklarheit. Der feinsinnige, obschon ganz in französischem Geschmack befangene, Lemaître stellt das allgemein als misslungen bezeichnete allegorisch-phantastische Epos „Der Fall eines Engels“ noch höher, wie er denn Lamartine überhaupt zum grössten französischen Versdichter ernennt und den Begriff Genie hier missbräuchlich im Munde führt. Wir sind zwar glücklich, bestätigen zu können, dass in den „Harmonien“ sich Stellen von erhabener Gewalt der Sprache und des Gedankenschwunges finden, aber daneben auch hier viel taube Nüsse schwerer Verworrenheit. Fügen wir hinzu, dass der grosse Versmeister auch im Prosastil seiner Aufsätze und seiner Ich-Novellen „Rafael“ und „Graziella“ alle Süsse und

Feinheit, deren französische Sprache fähig, verschwenderisch ausstreute, so haben wir sein schmales poetisches Gepäck, mit dem er die Reise in literarische Unsterblichkeit so zuversichtlich antrat, genügend durchmustert. Kein Dichter hat mit so Wenigem eine solche erste Rolle bei Lebzeiten gespielt, keiner mit so Geringem so ungemessene Ansprüche erhoben. Ich, ich allein bin der inspirierte, von Jehova selber auserwählte Sänger! tönt es endlos zwischen den Zeilen dieser glanzvollen Wortberauschung hervor. Seine masslose Eitelkeit traktierte den genialen Musset als „Kind mit blonden Haaren," und machte sich förmlich lächerlich in den anmutigen Versen „An ein junges Mädchen, das Haare von mir verlangte." Unglücklicher Lamartine! heut wünschen wir nicht mal seine Verse mehr.

Zu geringschätzig als Grandseigneur, zu generös als christlicher Almosenspender, um geregelte Einkünfte zu bewahren, versteigerte er seinen Namen und Ruhm an eine reiche Engländerin, mit der er im übrigen eine Musterehe führte. Als er trotzdem in finanzielle Nöte kam, da ein von Jehova selber inspirierter Dichterfürst auch äusserlich als Fürst auftreten musste, bezahlte die Nation mehrmals seine Schulden.

Faust, der kein Gretchen verführt, sondern sein Weltweh in den Schoss einer Millionenheirat rettet — wie zog das Ewigweibliche ihn doch hinan! Seine kalte und gezierte Keuschheit galt als seraphische Tugend voll Liebe, Glaube, Hoffnung. „So vermengte Frankreich die Hoffnung mit dem Glauben", kennzeichnet Brandes („Die Reaktion in Frankreich") nicht übel die Lamartinemode. Wenn John Stuart Mill einmal von modernen Menschen verlangt, „tätigen Anteil am öffentlichen Leben zu nehmen", so betrieb dieser moderne Psalmist sein Versemachen als öffentliche Tätigkeit. Er glaubte einen wühlend aushöhlenden Strom flammender Begeisterung ins Bett fester Form zu zwängen und seelisches Metall, zu edlen Gebilden erstarrt, in goldene Kunst umzugiessen. Doch das Metall war brüchig und die Flamme meist nur Bruthitze eines Backofens. Der boshafte St. Beuve erklärt („Montagsplauderei", 29. Oktober 1849) die Prosaumschreibung früherer Versstimmungen, wie der alternde

Dichter es im „Rafael“ beliebte, für unwahrer und falschpathetischer als die einstigen Strophen. Gewiss! Diese unleidliche Affektation fühlte sich nur wohl in der Draperie feiner Versgespinnste. Übrigens fehlte auch seiner so reizenden Form die Eigenart. Selbst die leichte Rhytmik eines salomonischen Liedes „Ainsi qu'on choisit une rose dans les guirlandes de Sarons“ machten ihm die Chorgesänge der beiden Bibeldramen Racines vor. Ja, wenn dieser würdevoll steife Klassiker seine klösterliche Jugenderziehung besingt „Je vois ce cloître vénérable“, tut er uns seelisch wohler, als die grenzenlose Sentimentalität schmachtender Sehnsucht nach „ewigem Frieden“, ohne den Kampf zu kennen, unseres modernen Jahrhundertverwandten. Naturliebe? „Un seul être vous manque et tout est dépeuplé.“ Alle Grotten und Haine haben nur wiederzuhallen: „Tout disent, ils ont aimés.“ So macht sich überall das Ich mit beschränkten Regungen breit, dürftig und bedürftig. —

Wir haben uns nicht enthalten, ironische Töne anzuschlagen, wozu sein Dichten wie seine Person reichlichen Anlass geben, aber so wenig sympathisch seine Erscheinung in beiderlei Hinsicht, wollen wir keine Ungerechtigkeit und keinen Zweifel darüber bestehen lassen, dass er unter den Repräsentanten des Jahrhunderts wahrlich nicht die schlechteste Figur macht. Wie in seinem Dichten, so masslos überschätzt, doch gewisse Saiten anklingen, die ein respektvolles Gehör heischen, so hat auch seine Persönlichkeit trotz ihrer geckenhaften und unbewusst unwahrhaftigen Auswüchse einen gewissen grossen Stil. Wer sich den schönen Lamartine etwa als einen zierlichen Salonlöwen vorstellte oder einen seraphischen Schmachtlappen, täuschte sich ungemein. Nie gab es eine männlichere vornehmere Schönheit als die dieses stolzen Kopfes und dieser ritterlichen Gestalt. Jn jede Geste, jeden Zug dieser stattlichen Erscheinung schrieb die Natur gelassen das grosse Wort: Edelmann. Nichts an ihm war gemein und kleinlich, Höflingsservilität und Bigotterie lagen ihm fern, als Bourbonismus und Klerikalismus ihn zum Laureaten krönten. Seine Unwahrhaftigkeit, wohl zu unterscheiden von berechnender Heuchelei, beschränkte sich auf Verwechselung überspannter Hochgefühle, die nur dem

Hirn am Schreibtisch entsprangen, mit wirklichen „Schauungen“, wie der Buddhist es nennt, eines erlösten Herzens, sowie auf glattpolierende Zustutzung seiner geschraubten Gottseligkeit, als ob jemand beim Beten übers Kruzifix weg in den Spiegel schiele. Überall Pose. Wer lacht nicht ärgerlich, wenn er einem seiner besten tragischen Gedichte die Note hinzufügt: „Ich habe diese Verse nie wieder gelesen, es war genug sie geschrieben zu haben!“ Wer lacht nicht, wenn er von Rafael, seinem Alter Ego, versichert, dass er Romeo und Julia oder Don Juan und Haidee geschaffen haben würde, was nun freilich schon vorweggenommen war! Eine tollere Verkennung seines wirklichen Ranges hat noch kein Dichter zweiter oder dritter Ordnung wie er gewagt. Aber darum darf man noch nicht blind sein für die unleugbare Seelenkraft des eigenartigen Mannes und die Selbstberauschung seiner Überzeugungen an sich. Seine Weihestunden waren nicht immer ein Wahn, etwas Prophetisches und Übersinnliches trat manchmal ihm nahe, und selten seit den Indischen Veden hat jemand für die letzten Seufzer und Aufschwünge eines Gottsuchers so machtvollen, öfters tiefsinnigen, mitunter sogar blitzesklaren Ausdruck gefunden.

Das katholische Dogma freilich ging bei solchem Gottsuchen bald in die Brüche, das Christentum verflüchtigte sich immer mehr zu einem Deismus, der zuletzt pantheistischer Theosophie glich. Und siehe da, plötzlich verschwanden Christus, Kirche, Royalismus wie eine Theaterdekoration und ein richtiger Demokraterich kam zum Vorschein, wie er derlei früher so gern als Sprössling Lucifers gebrandmarkt. Und nun wirtschaftete er selber in luciferischem Revolutionsstil, schrieb die Geschichte der Girondisten, die ihn wiederum zum Herold einer ganzen Zeit machte, ward 1848 Präsident der Republik. Von dem Girondistenbuch ist an sich nicht viel zu sagen. Mit grossem literarischem Talent geschrieben, sonst ganz ungründlich und oberflächlich, versucht es die 1848 leitende Klasse der bourgeoisen Intelligenz, die mit Humanität, Liberalität, Brüderlichkeit und schönen Redensarten die Menschheit zu befreien hoffte, dem rauhen Realismus des Jakobinertums — jetzt Sozialismus genannt — gegenüberzustellen. Wie er politisch ein echt girondistisches

Fiasko machte und sowohl Junischlacht als Dezemberputsch die wahren realen Mächte offenbarten, so überwältigt auch in seinem Werke der Schatten Robespierres alle attischen Symposien der Gironde. Es ist nicht sein geringstes Verdienst, dass er das ruhelose Gespenst des „Unbestechlichen“ bannte, dass jenes Phantom des blutigen Scheusals, wie es noch in allen Geschichtsbüchern herumspukt und durch Taines perfide Fälschungen neue Nahrung schöpfte, endlich greifbares Leben gewann in tieftragischer achtunggebietender Gestalt. Nichts empfand Lamartine mit so echter innerer Ergriffenheit nach, wie Robespierres Untergang. Dies aber soll uns ein Merkzeichen sein, wieviel gesunde starke Menschlichkeit, welch ein Stück tüchtiger Natur, welche innere Läuterung sich immerhin hinter der gezierten Pose des Salonbarden verbarg.

Ein schöner Mann, der sich von den Frauen anbeten lässt, bekommt immer etwas Lächerliches und Weibisches. Dem Lächerlichen entging er nicht und sein weihevolles Priestertum im Frack ladet zur Ironie ein. Wer stets im Übersinnlichen schwelgt, muss sich doppelt davor hüten, im äusseren Gebahren nicht dem Sinnlichen der Welteitelkeiten zu fröhnen. Aber Weibisches haftete ihm, dem Frauenlob und Kirchensänger, ebensowenig an, wie etwa dem Abbé Liszt, einer ihm sehr verwandten Virtuosennatur, welche unter scheinbarer Süsslichkeit so edel und grossgeartet die Löwenmähne schüttelte. Dieser altfranzösische Kavalier war ein Braver und es mag ein herrlicher Anblick gewesen sein, wie er als Revolutionsheld sich stolz und todesverachtend einer aufgeregten Pöbelmenge entgegenwarf. Mit Ironie begannen wir, mit Hochachtung müssen wir enden. Die Ironie tut gut, um sich solche Phantasmagorie vom Leibe zu halten, die in höchst irdischem Liebchen den „Baum der Anbetung“ umarmt und in die Allnatur dumpfige Höhlenkathedralen hineinbaut, wo im Grunde vor der eigenen Gottähnlichkeit kirchlicher Weihrauch dunstet. Selbst seine so redliche und reine Entwicklung zum unkirchlichen Humanitär schmeckt nach Selbstberäucherung, ward die Phrase nicht los. Freiheit und Menschheit fasste er, wie seine Girondins, sozusagen künstlerisch auf, als marmorne Götterbilder, halb Venus

halb Madonne, vor denen man Festzüge eleusynischer Mysterien veranstaltet. Aber Festzüge und künstlerische Harmonien lösen solche Mysterien nicht. Wie den intriganten und unfähigen Phrasendreschern der Gironde, eignete auch ihm ein versteckter Streberehrgeiz und nicht zufällig lief seine allmähliche Bekehrung zum Revolutionären genau dem siegreichen Anschwellen dieser Strömung zur Seite. So genoss er noch einmal den Triumph, an der Spitze des Zeitgeistes zu thronen. Doch der Zeitgeist ist so veränderlich und wechselnd, wie die Überzeugung Lamartines, und wer seiner Zeit diente, verzichtet meist auf die Nachwelt. Der sich für einen Ewigkeitsmenschen hielt, ward bloss eine interessante Episodenfigur der Literaturgeschichte, kein Repräsentant der Menschheit, sondern nur seines schwankenden Jahrhunderts. Schon heut ist sein Name ausserhalb Frankreichs so gut wie vergessen, und es wird nicht an solchen fehlen, die verwundert fragen, warum wir mit ihm den Reigen eröffnen. Was er unsern Grossmüttern und Vätern war, wer ahnt das heute noch! Ein bekannter Lyriker wie andre mehr. Ebensogut könnte man den guten Geibel als Jahrhundertvertreter vorführen? Mit Verlaub, doch nicht. Das hiesse auch dem Dichter Unrecht tun, denn ein blosser Eklektiker war er kaum, und wir verhehlen nicht, so skeptische Haltung wir ihm gegenüber bewahren, dass aus seiner Persönlichkeitsnote oft das Flügelrauschen eines Adlers erklingt. Und den Zeitgenossen war er mehr als ein beliebiger Poet von Talent, ihnen erschien er ein Prophet und Sendling höherer Mächte, ein Bote aus der Unendlichkeit. Darin gipfelt seine welthistorische Rolle, vergänglich in sich selber, aber nicht unberechtigt. Einen falschen Propheten möchten wir ihn nicht nennen, obschon sein Einfluss sowohl in seiner ersten reaktionären wie in seiner zweiten revolutionären Periode kein segensreicher war und einen bunten Nebel missleitender Enthusiasmen ums unklare und unreife Jungeuropa spann, zu dessen Dolmetsch er in beiden Perioden sich erniedrigte, während tief im Unbewussten seines Innern ein brahminisches Streben nach dem Absoluten wirkte. Es heisst ihn unwillkürlich sehr hoch stellen, wenn wir gestehen, dass einiges in den „Harmonien" an der Inder

unvergleichliche Bagghavad Gita erinnert. Ja, wir müssen gestehen, dass sein Rüstzeug, die tönende rollende Phrase, mehr ein blosses Handwerksgerät, nicht der deckende Ausdruck seines hohen Wollens erscheint. Pose und Phrase haften bei ihm an der Oberfläche, nichts davon befleckte seine innere echte Gottes- und Menschenliebe. Wenn also dieser Sänger, dessen Weltruhm die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts überstrahlte und dessen Gestalt im ganzen fast alle sogenannten Sommitäten dieser Jahrhunderthälfte überragt, heut so gut wie verschollen ist, wenn weit geringere Figuranten der politischen und literarischen Schaubühnen sich bleibenderes Andenken sicherten, wenn dem immer blamierten und sich blamierenden Mitteleuropäer der Name Dickens und dergleichen tausendmal vertrauter im Ohre klingt als der erlauchte Name Lamartine, so beweist dies nicht dessen Bedeutungslosigkeit, sondern nur die intellektuelle und moralische Herabminderung der Seelen am Jahrhundertende. Da sogar der Riese Byron dies Los des Vergessenwerdens teilt, so werden wir uns des geflügelten Wortes erinnern, das ein Berliner Literat in den achtziger Jahren ausspie: „Wenn ich Versche sehe, muss ich schon lachen. Er war von je ein Lyriker, Dramatik ist schon schwieriker.“ Gewiss, aber nur die Dramatik von Shakespeare, nicht von Sardou oder Sudermann.

Der kleine Spezialismus einer reintechnischen Auffassung überflutete heute auch die Ästhetik. Da preist man unsere so verderblich entnervende romantische Schule wegen ihrer zweifellos bedeutenden künstlerischen Qualitäten. Da werden Kleist, Hebbel, Grillparzer auf Piedestale gehoben, von denen sie himmelhoch auf Lamartine und seinesgleichen herabschauen, die Könner auf die inspirierten Woller. Das lächerliche Schemasprüchlein vom grossen Woller und kleinen Könner, das nur ungesunde Verkehrtheit dogmatisch verbohrter Formbegriffe austönt, passt ja auch auf Lamartine.

Der selbstgefälligen Unwissenheit des Auslands gegenüber verdient es allerdings Betonung, dass die genannten Deutschen (und noch mehrere andere z. B. Grabbe) an Stärke und Grösse dichterischer Gestaltung weit alle nichtdeutschen Poeten des Jahrhunderts hinter sich lassen. Allein,

auch in Frankreich selber erstand ein, ästhetisch betrachtet, viel grösserer Dichter in Musset, und in Deutschland müsste dies für Lamartine Zugegebene in anderem Sinne gleichfalls für eine allerdings noch immer lebendige Grösse gelten, nämlich für Heine. Da sieht man eben, wie wenig bloss ästhetische Massstäbe bedeuten, wie viel oft das Wollen und wie wenig das Können bedeutet. Nur den paar Ganzgrossen ward es verliehen, für alle Zeiten und Völker zu wirken. Und doch nur vermöge ihres gewaltigen Inhalts, nicht wegen ihrer Form. Romanen oder Leute des 25. Jahrhunderts werden nach ihrem persönlichen Geschmack sehr viel an Shakespeare, Goethe, Byron zu tadeln haben, aber vor der Geistesgrösse solcher Schöpfungen kniet die Menschheit sicher bis in fernste Zeit. Was aber gilt Grillparzers oder Hebbels Können dem Ausländer? Man muss Carlyles vorlaut ungerechten Essay über Grillparzer gelesen haben, um sich davon einen Begriff zu machen. Dagegen hat Heine, dem es an Gestaltungsgabe so sehr gebrach, überall selbst in schlechter Übersetzung Freunde gefunden. Denn die bessere Menschheit sucht in der Poesie, während die minderwertige in Roman und Bühne nur leere Unterhaltung und Spannung begehrt, keine ästhetischen Spitzfindigkeiten, sondern den Aufschrei ihres Leids oder Erhebung zu höherem Sein. Mit welchen Mitteln, gilt ihr gleich, und hochfliegendes Wollen fesselt den unverbildeten Sinn weit packender, als subtiles Können. So bleiben denn Lamartine und Heine die wirklichen Repräsentanten des Hochpoetischen im 19. Jahrhundert.

Lamartines Sekretär hat eine Geschichte erzählt, die besser als alles die wahre Vornehmheit dieser schönen Seele enthült. Der Messiasbarde diktierte einen Umriss französischer Literaturgeschichte und ging dabei über Musset mit ein paar wegwerfenden Seichtigkeiten weg. Da warf der Sekretär die Feder hin: „Meine Verehrung für Sie, Meister, verbietet mir, das zu schreiben. Lasen sie denn Musset je?“ „Gott bewahre! Wie werde ich diesen unreifen, unsittlichen Phantasten auch noch lesen!“ „Dann werde ich Ihnen Mussets Werke schicken.“ „Gut, ich werde sie lesen, obschon ich im Voraus weiss, dass mein Urteil das richtige.“

Da erhielt der Sekretär nach einer Woche die Bände zurück mit einem Billett: „Unsterblicher Musset! Verzeihe mir in der Ewigkeit, was ich an dir gefrevelt!"

Hätte man ihn aufgefordert, die ästhetischen Qualitäten der meisterhaft feinen „Contes" und „Proverbes" zu bewundern, so hätte er gleichgültig abgelehnt. Aber als er wohl in „Rolla", „Mainächten" und der herrlichen Elegie „Souvenir", dem schönsten und tiefsten Gedicht französischer Sprache, auf wahrhaft grosses Wollen und Ringen des Gedankens, auf wahrhaftes Gefühl des Unendlichen stiess, da gab er sich überwunden. Warum nimmt trotzdem der grössere Dichter neben dem kleineren Lamartine die geringere Stellung ein? Weil dieser blosse Woller, dieser reine Tor, dieser naive Parcival, aus einem Gusse war, weil er kein Künstler wie Musset, sondern bloss ein singender Mensch sein wollte, weil alles berufsmässige Literatentum ihm so fernlag wie dem „Dilettanten" Byron.

Wir sind gewohnt, auf die verworrene erste Hälfte des Jahrhunderts herabzulächeln. Doch dass alle bedeutenden Sänger unseres tintenklexenden Säkulums damals erstanden und allerorts ein Echo fanden, sollte unsre superkluge Naseweisheit mässigen. Über die Reaktionsherrlichkeit uns zu erbosen und die damaligen Völker des Polizeistaats zu bejammern steht uns am wenigsten an, die wir unter gleichen oder grösseren Übeln seufzen. Bürgerkönigtum Louis Philipps mit Guizots Evangelium „Enrichissez-vous!" und die Achtundvierziger Putsche und ephemeren Gebilde muten unerfreulich an, aber die heutige République Française ist auch keine wohlriechende Pflanze. Was sage ich, wohlriechend? Sie stinkt von Korruption der Bourgeosie. Selbst der vormärzliche Sozialismus der St. Simon, Prudhomme, Fourier hatte etwas anheimelnd Begeistertes, das ihm heute mehr und mehr abhanden kam. Unser finsterer Realismus zuckt über den Idealismus jener Tage die Achseln. Aber wie immer bewährt sich auch hier, dass nur der Idealismus Berge versetzt und Leben schafft. Seit 1871 arbeitet in Europa allerorts ein gewalttätiger Materialismus zur Vermehrung äusserer Werte oder zur Verbesserung der äusseren Glückszustände. Und was erreichte er bisher? Nichts. Der

rasende Konkurrenzkampf führt aus Prosperitätsschwingungen immer wieder in Rückschläge und Notlagen. Die latente Revolution, überall auf der Schwelle lauernd, hat selber den Glauben an sich verloren, betrachtet die Möglichkeiten ihrer Magenfrage-Lösungen selber skeptisch gestimmt mit düsteren Augen. Jene Poseure und Phraseure aber haben doch wirklich erreicht, was sie wollten: dort endgültige Verdrängung des legitimistischen Prinzips, hier die vielgeliebte Verfassung, in Deutschland und Italien die Einheit, in Ungarn die Unabhängigkeit. Wenn Deutschland und Italien auch ihre politische Auferstehung und Einigung erst später auf dem Schlachtfelde fanden, so sind es doch dieselben Leute gewesen, die dies zu stande brachten, dieselben, die vorher zwanzig Jahre lang mit ihrem Idealismus danach gewühlt und gebohrt, nicht etwa bloss geseufzt und geschwatzt. Eifern wir ihnen nach, ohne in ihre Irrtümer zu verfallen!

Als ehrwürdiger Vertreter dieser mächtigen Vorbereitungsepoche, mächtig und bedeutend, wenn wir sie mit der hochmütigen zweiten Hälfte des Maschinenjahrhunderts vergleichen, wenn auch schwach und ohnmächtig im Vergleich zum 18. Jahrhundert und dem Titanen-Interregnum 1789 bis 1815, winkt Lamartines Bild zu uns herüber. Und ob er auch nicht zu der Menschheit wahren Grössen und der angebliche Halbgott nur in die Reihe schwacher Übergangsmenschen gehört, Heil der Zeit, die sich solche Götzen wählt! Wen hatten denn wir, uns seelisch an ihm aufzurichten zu edlerer Menschheit? Die sogenannten Männer von Blut und Eisen, die nebenbei auch dem Gold ihrer Börsen liebevolle Pflege widmen, wiegen federleicht in der Schale des ewigen Richters.

Auch gehört stärkerer Heldensinn dazu, als gewöhnlicher Soldatenmut ihn aufbringt, allein einer siegreichen wütenden Pöbelmasse zu trotzen und sie nur durch Gewalt der Persönlichkeit und Glanz der Beredsamkeit zu bewältigen. So hat sich Lamartine am 25. Februar 1848 unauslöschlich dem Gedächtnis eingeprägt und ausserhalb der Literatur einen geschichtlichen Namen erworben. Sein Vorbild Monsieur de Chateaubriand, dessen angebliches Übermenschentum die Franzosen freilich rührend überschätzen, wäre dazu nie

fähig gewesen. Dieser ausserordentliche Mann, dessen Wesen in der vorhergehenden Umwälzungsepoche wurzelt, schwebte der damaligen französischen Jugend als Muster vor, sie lernte von ihm das stolze Ichgefühl, den eisig in sich selbst beruhenden Individualismus. Dass die Franzosen noch heut jene unheimliche Seelenruine mit besonderer Pietät beachten, hängt nur mit ihrer erstaunlichen Pietät für alles Literarische zusammen, wodurch sie sich, man mag sagen was man will, als das vollendetste Kulturvolk ausweisen. Dies soll an sich kein unbeschränktes Lob sein, denn ein zu hohes Mass von Zivilisation bringt eine gewisse innere Schwäche mit sich, etwas Chinesisch-Gekünsteltes, einen Mangel an Originalität.

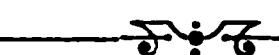
Nicht unter gleichmässig verteiltem Sonnenschein zucken die Blitze des Genies empor, sondern aus Wetterwolken einer sonst stickigen und materiell ungünstigen Atmosphäre. So haben die bildungsheuchelnden Deutschen, deren Literatur nie entfernt solche soziale Stellung und Bedeutung im Leben der Nation einnahm, unendlich mehr Geniales erzeugt, als die abgeschliffenen literaturbeflissenen Franzosen. Aber Rührung und neidvolle Achtung verdient es doch, deren inniges Verwachsensein mit den Meistern ihrer Sprache! Letztere gilt ihnen als höchster nationaler Schatz, und sie, die eine reiche Fülle von Talenten, aber kein einziges Genie vom ersten Range, ja kaum einen einzigen Volldichter nach deutsch-englischem Masstab — nur in Musset stak das Zeug dazu — hervorbrachten, hegen und pflegen ihr literarisches Besitztum als Hauptpalladium ihres naiven Grössenwahns, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren. So erklärt sich auch die ehrfürchtige Scheu, mit der sie Chateaubriands grossen Namen im Pantheon einbalsamieren. Denn mehr als ein grosser Name ist das nicht. Nämlich, sobald wir die historische Wertmessung verlassen, die ihn sehr hochstellt als Bahnbrecher der Neuen Poesie, und bloss ästhetische Abschätzung vornehmen. Wer kann heut noch diesen deklamatorischen Stilübungen ein anderes als literarhistorisches Gewicht zubilligen! Gewiss, wenn Lamartine in „Milly ou la Terre natale“ oder in „La Vigne et la maison“ das Dach seiner Väter mit Rhetorik umrahmt: „Puis la porte à jamais se ferma sur le vide“, so atmet Renés Abschieds-

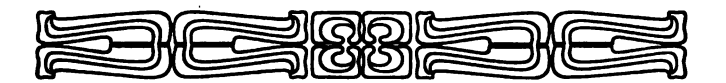
prosa vor seinem Ahnenheim mehr echte Ergriffenheit. Wir verkennen nicht, dass die noch bei Rousseau ungelenk pomphafte und rhetorisch leblose Sprachform in Chateaubriands Händen eine belebtere Fülle und Wärme erhielt. Lamartine hat oft nur Sätze aus René in Verse gebracht, wie „empōrtez moi comme elle, orageux aquilons" eine berühmte Stelle Chateaubriands wiedertönt. Vieles bei letzterem blendet durch gleissende Lichter und rembrandsche Schattengebung, auch durch Anmut plastischer Wendungen. Noch in den „Märtyrern", wodurch er der katholischen Reaktion eine zweifelhafte Huldigung darbrachte, seinem Hauptwerk, finden sich Stellen von seltener unheimlicher Kraft und als Gestalter steht er ohnehin viel höher als Lamartine. Niemals aber wird man den Eindruck der Unnatur los. Selbst seine famosen Naturschilderungen, die damals eine Revolutionierung des französischen Styls bedeuteten, schmecken nach Theater und Ballet. Diese Ferien in „Attala" und „René", wo auf transatlantischen Stromfahrten mal ein Kanoe, mal ein Ochsenfrosch, mal ein Sonnenuntergang vorüberzieht, je nach Bedürfnis der Laune, sind künstlich arrangiert. Flaubert in „Salambo" hat von ihm dies Geheimnis gelernt, aber es bleibt Kunst und wird nirgends Natur. Und wie steht es mit den seelischen Nuancen, die dieser hochmütige Weltschmerzler in seine Gebilde auflöste? „Wer Kräfte empfing, soll sie dem Dienst der Menschheit weihen", heisst es in „René". Aber Chateaubriand verstand unter Menschheit nur sich selber und weihte sich dem Ichdienst mit einer messianischen Überzeugung, als wenn Er der eigentliche Übermensch wäre, der wahre Napoleon. Sein Hass gegen diesen entsprang dem Neid, seiner bourbonisch-klerikalen Polemik riecht die Unaufrichtigkeit aus allen Poren. Monsieur le Vicomte kannte vom Noblesse Oblige nur die tadellose äussere Haltung und den aristokratischen Hochmut à l'abri des hommes, den er zuletzt auch auf König und Standesgenossen ausdehnte. Ihm gab es nur einen Hochgeborenen, ihn selber. Sein innerer Cynismus, unter feierlicher Maske versteckt, nicht offen und redlich wie der Skepticismus eines Montaigne, eines Stendhal, stellte sich auch à l'abri aller Überzeugungen. Man besitzt ein Exemplar des „Essay über

die Revolutionen" mit Marginalbemerkungen des Autors am Rande, worin er seine eigenen Sophismen verspottet. Das Überlaufen des bourbonischen Ministers zur Opposition aus gekränktem Ehrgeiz fiel ihm leicht, denn was kümmerten ihn Thron und Altar! Er sass auf eigenem Thron des Ich vor dem Altar seines angeblichen Genius.

Wie anders Lamartine, den man so oft ihm vergleicht! Die geschwollene Verschrobenheit seiner Schwärmerei erhob sich oft zu echten Aufschwüngen heiligen Ringens nach Wahrheit, seine Ichverliebtheit vergiftete nicht seine selbstlose Liebe zum Guten, sein geistiges Schwanken verwirrte nicht die in sich selbst gefestigte moralische Schönheit.

Ehre dem Jünglingsalter des Jahrhunderts, Ehre dem alten Lamartine!





Italia Unita: Garibaldi und Mazzini.

Unter Europens übertünchter Höflichkeit verbergen sich noch manche biederen Kanadier, die sich gern seitwärts in die Büsche und dem Nivellierungsdrill der weichlichen Kulturbehaglichkeit ein Schnippchen schlagen. Freilich muss allerlei romantisches Gebüsch dazu vorhanden sein, und wo fände sich das reichlicher als im paradiesischen Garten aller Romantik und aller Spitzbuben, dem heissen Boden, wo das alte Römertum den Begriff des Banditentums zur Weltplünderung erhob und die Renaissance den Räuberhauptmann höflich Kondottiere nannte. Damals hiess er Fra Diavolo und Fra Moreale und behauptete, ein politischer Kriegsmann zu sein, der an den Meistbietenden seine Freilanzen verkaufte. Wenn es hoch kam, erbeutete er sich wie Francesco Sforza ein kleines Reich vorübergehender Dauer. Und selbst als ein päpstlicher Prinz das Machiavellibuch vom ‚Fürsten‘ nur durch Banditenstreiche in Tat zu übersetzen wusste, endete das weltgeschichtliche Stücklein als klägliche Posse und der geträumte Einheitskönig Cesare Borgia fiel nicht als Cäsar, sondern als haltloser Abenteurer.

Nun wohl, unserem gesegneten neunzehnten Jahrhundert der matten Seelen blieb die Ehre vorbehalten, den ruhmreichsten Bandenhäuptling eine Bahn wandeln zu sehen, die sich unverwischbar dem geschichtlichen Gedächtnis eingrub. Die alten Kondottiere blieben geflickte Lumpenkönige, die als Lorbeer mehr oder minder silberne Löffel stahlen und sich begnügten, auf Kronen verzichtend, lieber güldene „Kronen“ in blanker Münze in die Tasche zu stecken. Hier aber sah man einen selbsternannten Bandenführer wirkliche

Kronen erobern und verschenken, wie einst das weltgebietende Räubertum in Forum und Kapitol. Dieser Schlagetod ward ein mörderischer Moreale für alle Unterdrücker und dieser Diavolo, allen Feinden des italienischen Volkes ein Gottseibeiuns, erschien allen Unterdrückten Europas ein vorbildlich heiliger Fra Angelico, ein Engel der Befreiung. Was der düstere Machiavellischüler in wilder Selbstsucht umsonst erstrebt, sich den Cesare zur Verbrecherbestie herabwürdigend, das erreichte der schlichte Freischärler, weil er naiv und gläubig für eine grosse Sache focht, selbstlos wenigstens im landläufigen Sinne. Richard Wagner meinte: deutsch sein, sei etwas der Sache wegen tun. Nun, dann bekundete Garibaldi, dem Namen nach ein Abkömmling longobardischer Garibalde, wahrlich seine deutsche Blutquelle. Freilich darf man die germanische Mischung und Befruchtung Italiens, welcher dies im Altertum so praktisch nüchterne Lateinervolk seine künstlerische Genialität und Idealität verdankt, nicht überschätzen. Meisterhaft wies Taine (Voyage en Italie) nach, dass die Lombarden schon nach kürzester Frist sich latinisierten, ihr nordisches Denken und Fühlen ganz im üppigen Strom romanischer Altkultur untertauchten. Und so gab es auch nie einen echteren Vertreter Gesamtitaliens als unsern modernen blondbärtigen Garibald, dem bezeichnenderweise grade die südlichsten Sizilianer am verständnisinnigsten zujubelten.

Auch wollte der geheimnisvolle Gang des Schicksalkarma im Völkerleben, dass gleichzeitig die andere vorstechende Charakterseite der italienischen Rasse ihren vollendetsten Ausdruck fand.

Feldherrn, Staatsmänner, Hierarchen, Künstler findet man auch anderswo. Man braucht nicht nach Rom zu pilgern, um Cäsaren und Kirchenväter zu treffen. Aber für zwei seltsame Typen blieb das Land der Abruzzen die klassische Heimat: den Banditen und den Verschwörer. Nicht mal das rückständige Spanien lässt seine Faulheitsromantik ähnliche Blüten treiben und selbst hierin zeigt sich die unerschöpfliche Energie des bevorzugten lateinischen Mutterlandes aller romanischen Volksgebilde.

Dem Germanen sind diese Missgeburten rückständiger Staatsverhältnisse völlig fremd. Nur in Englands ältesten Zeiten renommierte ein fabelhafter Robin Hood, der gälische Hochlandräuber und viehstehlende Grenzer suchten sich umsonst etwas Romantisches anzuschminken. Hätte Scott sich nicht des Rob Roy und Burns in seinem prächtigen Volkslied des Wegelageres Macpherson angenommen, kein gesunder englischer Commonsense hätte solche Burschen als etwas Anständiges ernstgenommen. Der Out-Law galt im allgemeinen als Wilddieb oder Viehstehler und es bezeichnete die endgültige Vernichtung der Stuartsache, dass die letzten Mohikaner des schottischen Hochlands, die Rothäute einer untergehenden Rasse, ihre gemeinen Räubergelüste als Jakobitenpartei ausleben wollten. Auf dem Feld von Culloden, wo die Klans für immer vom Eisenpflug englischer Kultur wegrasiert, erlag die letzte Spur des primitiven Bandentums im ausseritalienischen Europa. Umsonst schickten Armagnacs und Landsknechte sich an, das Condottieretum nach Zentraleuropa zu verpflanzen. Sie gingen schwächlich dabei unter oder mussten sich als amtlich offizielle Soldateska dem nationalen Staatszweck einfügen. Englische Free-Lances in britischen Eroberungszügen auf Frankreichs Boden schwemmte Jeanne d'Arcs Volkserhebung weg. Als in den deutschen Religionswirren ein Albrecht Alcibiades, Mansfeld, Christian von Braunschweig Kondottieresitten einführen wollten, brach sie alsbald die überwiegende Gewalt der staatlichen Ordnung. Selbst in der alle Bande lösenden Zügellosigkeit des dreissigjährigen Krieges blieb den Soldatenhorden das staatliche oder nationale Gepräge gewahrt und der genialste aller Bandenchefs versenkte gar bald den Wallensteiner im Friedländer, im deutschen Reichsfürsten mit echtnationalen Zukunftsplänen. Die deutsche schwarze Bande bei Pavia machten Frundsbergs patriotische Landsknechte unter dem Rufe nieder: „Schlagt tot für Kaiser und Reich!", da sie das vaterlandslose Reislaufen in fremdem Sold als Hochverrat empfanden. Dort nahm auch des Schweizers Kriegsprestige, in nationalem Zusammenschluss für die Heimat erworben, ein böses Ende, indem Franzens Schweizer Söldner vor den patriotisch entflammten deutschen Landsknechten

das Weite suchten. Der letzte Rest der Schweizer Kondottiereunart verblutete im Tuilerienhof und es scheint bezeichnend, dass auch später die Schweizer in Neapels und des Pabstes Sold wider Garibaldis nationale Freischaren nichts mehr vermochten.

Solche Erörterung dünkt dem nicht überflüssig, der das Garibaldi-Phänomen in seinen Wurzeln packen will. Denn umgekehrt gibt es einen Wink für die innere Gleichartigkeit seines Freischarensystems mit der mittelalterlichen Bandengattung, dass diese auf Sizilien und vor Rom, selbst bei Mentana, so kraftvollen Garibaldiner zum ersten Mal eine trostlose Niederlage (Aspromonte) erlitten, als sie auf reguläre Truppen des eigenen Nationalstaats stiessen. Sie, die so tapfer gegen Ausländer und Tyrannenknechte gestritten, liefen davon, als die Staatsordnung ihres einigen Italien sich gegen sie wendete.

Taines geistreiche Paradoxen, auch den italokorsischen Cäsar als Spätling der Borgia-Renaissance, gleichsam ein letztes giganteskes Aufbäumen des sterbenden Kondottieretums, auszulegen, konnten nur Oberflächliche verwirren. Des Genie-Löwen imperatorisches Schalten und Beutesuchen lässt sich überhaupt nicht einer historischen Gattung angliedern, der „Übermensch" wird immer ein Einziger sein, dem abnormen Geschlecht der „Isolierten" oder „Wildlinge" angehörig. Ebensogut möchte man Cromwell einen Bandenhäuptling nennen, der doch tatsächlich, indes der klassischrömische Sinn des Korsen sich der bestehenden Staatsmacht anpasste, als Anwerber einer besonderen Rebellentruppe begann. Der grundlegende Unterschied, abgesehen von allen sonstigen historischen Wertmassstäben, steckt hier darin, dass das revolutionäre Genie mehr oder minder nur aus sich selber seine Erfolge holt. „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles," äusserte Napoleon und das Gleiche gilt überhaupt für die Gesamtlaufbahn solcher Weltumwälzer. Nicht Bandenchefs, sondern Feldherrn grosser Nationalheere, enden sie ganz von selber als Alleinherren. ‚Der Einzige und sein Eigentum': nämlich er allein und sein Genie. Da aber Genie das Nämliche bedeutet wie Schöpferkunst, Schaffen, Gestalten, so führt die Weltempörung

eines Napoleon oder in bescheidenerem Masse eines Cromwell naturgemäss zur Ordnung, zur Staatsbegründung, dem äussersten Gegensatz des zerfahrenen Kondottiere-Unwesens. Aus den Untaten eines Cäsar Borgia konnte nimmermehr Ordnung keimen, auch darf man sinnbildlich sagen: was wären die Borgias gewesen ohne das ‚Gift der Borgia,' kleinliche Tücken, die ein Genielöwe verschmäht! Ja, was wäre Cäsare gewesen ohne Väterchen Papst und Schwesterlein Lucrezia, toute la lyre, die ganze schwarze Bande dieses Verbrechergeschlechts! Der Löwe aber jagt allein, nicht wie Kondottierewölfe in Rudeln, denn nur das Rudel macht ihre Stärke aus. Und so wird man denn auch in Garibaldi das echte Muster eines Bandenchefs erkennen: wenig in sich selber, schöpft er seine Kraft nicht aus der eigenen Persönlichkeit, sondern aus der Fahne, dem Losungswort, um das sich seine Horde sammelt. Er beherrscht sie nicht, darüber stehend, sondern ist eins mit ihr, zugleich ihr Sklave uud Abhängiger, denn ohne seine Mitläufer ist der Kondottiere ein Nichts. Das Ergebnis leitet sich naturnotwendig daraus her: Ordnung kann er nicht bringen, Unordnung schaffen ist sein Handwerk, und nur das unterscheidet Garibaldi von all seinen Vorgängern, dass er eine morsche und schädliche Ordnung umstiess und seine Unordnung einer neuen Ordnung die Wege wies. Diese selber aber zu schaffen, gebrach es ihm an jedweden Gaben. Er konnte nichts als erbeutete Reiche grossmütig an lauernde Erben verschenken, so wie edle Räuber der Legende in des Waldes tiefsten Gründen das erplünderte Gold freigebig an Bedürftige verteilen, ein famoser Rächer der Bosheit, der nicht um schnöden Gewinn, sondern aus ethischen Gründen wegelagert. Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!

Den edlen Carlo Moor nahm er sich als Muster vor. Doch, ach, die böhmischen Wälder der Poesie sehen in rauher Wirklichkeit anders aus und bei Abällino dem grossen Banditen pflegt es nicht so edelmenschlich zuzugehen. Bedenkt man aher, dass noch heute der Korse und Sardinier sich mit Stolz in die Brust wirft: sein Bruder oder Vetter sei jener berühmte Bandit, der schon sechs Karabinieri erschoss, und noch in unseren Tagen ein ruppiger Musolino

allgemeine Beliebtheit bei der Bevölkerung genoss, ja dass elegische Klagen über die gute alte Zeit ertönen, wo so mancher Forestiere und Inglese seinen ungerechten Mammon abgeschröpft bekam, wo der heroische Abruzzenräuber nach echter alter Kondottieremanier Lösegeld heischte und Ohren abschnitt, sobald dieser Tribut nicht pünktlich zur Stelle, — ja, dann wird man sich nicht wundern, warum Garibaldi für ewig Italiens Nationalheld bleiben wird. Denn dieser Italianissimo begriff instinktiv, dass nur Bandenstiftung einer Maffia und Kamorra dem innersten Sehnen und Streben seines Volkes gerecht wird, und nach märchenhaften Kondottieretaten erfüllte er gleichzeitig das nationale Ideal des grossmütigen edeln Räubers. Abällino war, bei Lichte besehen, immer nur ein schofler Schinderhannes. Hier aber hatte man einen Musolino, wie die Pöbelphantasie ihn sich je geträumt, im Gewande eines Washington. Der Naive untersucht nicht die inneren Ursachen guten und bösen Tuens, er nimmt die Taten selber für vollwichtig hin und berauscht sich an äusseren Anzeichen selbstlosen Edelmuts, ohne zu fragen, ob vielleicht die Trauben zu sauer waren und ob je ein Sterblicher, der hoch genug hinauflangen konnte, die Trauben ungekostet liess. Er fällt über Napoleon und Cromwell drakonisch das letzte Wort, dass diese nur selbstsuchtsvolle Ehrgeizige gewesen, während Washington natürlich ein makelloser Heiliger war, weil er sich nicht gegen die alleinseligmachende Republik auflehnte. Vielleicht gehört die Washingtonlegende zu den belächelnswertesten und wir müssen sie heranziehen, um Garibaldi gerecht zu werden. Des Yankee kriegerische Leistungen halten gar keinen Vergleich damit aus: was bedeutet der Überfall am Delaware neben dem Überfall von ganz Sizilien, Neapel und Kirchenstaat! Im übrigen haben wir in Washington den richtigen korrekten Gentleman englischer Artung, nicht ohne Würde und vornehme Haltung, voll redlicher Rechtlichkeit, der aber sonst Gott einen guten Mann sein lässt und jeden Sonntag in die Kirche wandelt mit glattgebürstetem Rock und dito reinem Gewissen, der eine reiche ältere Witwe heiratete und als solider Eigentumsverwalter die Negersklaverei für ein Erfordernis der sittlichen Weltordnung

hielt. Ohne die gesetzliche Sanktion des heimischen Kongresses würde er bewaffnete Auflehnung gegen die hohe Obrigkeit niemals gewagt haben, das wäre kaum gentlemanlike gewesen und schickte sich nicht für so korrekten gottesfürchtigen Mann, sein Unwille über tyrannische Willkür war rein platonisch und nur sonstige Entwicklung der Dinge riss ihn fort, für das „Recht" einzutreten. Passive Geduld und angelsächsische Zähigkeit ermöglichten ihm durch stilles Ausharren einen Enderfolg, wo feurige Tatkraft und stolze Begabung ihm gebrachen und versagten. Seine republikanische Bürgerlichkeit wie seine Sittenstrenge wuchsen auf dem gleichen Strauche nüchterner Mittelmässigkeit, die ja immer aus der Not eine Tugend macht. Es liest sich ja gut, wenn liberale Schwärmer, darunter leider auch der sonst napoleonreife Byron, den sogenannten Cincinnatus des Westens dem korsischen Imperator als Vorbild entgegenhalten, aber Byron hätte privatim über solche Bänkelsängerphrasen selber gespottet, wenn ihm jemand den richtigen Washington vorgestellt hätte. Nur eine phrasenhaft ideologische, von falschen Abstraktionen ausgehende, Kinderei versteht nicht das Muss, warum ein Napoleon notwendig als Welterschütterer, ein steifleinener Geselle wie dieser Neuengländer, der von puritanischen Pilgervätern nur den äusserlichen Purismus, nicht die innere Glaubensglut geerbt, notwendig als friedlicher Gutsbesitzer von Mount Vernon enden musste. Der Psychologe aber weiss, dass der Satz „Schweigen ist Gold" bei denen besonders beliebt, die nichts zu sagen haben und deren Schweigen keine Gedanken verbirgt, und dass die Versuchung autokratischer Machtfülle nur denen erspart bleibt, die nicht Kraft dazu spüren. In dieser Hinsicht gibt uns Garibaldi ein anregendes, obschon leicht lösbares, Problem auf. Denn an übertriebenem Selbstgefühl und temperamentvollem Naturell fehlte es ihm wahrlich nicht und doch liess seine Uneigennützigkeit alle Ansprüche des gefeierten Yankee auf diese seltene Tugend weit hinter sich.

Worauf verzichtete denn der, da ihm ernstlich doch gar kein lockendes Angebot gestellt ward? Garibaldi aber hätte es vielleicht in der Hand gehabt, auf eigene Faust ein Spiel der Ehrsucht zu beginnen. An Vorzeichen dafür liess er's

nicht fehlen. So weigerte er sich, die Diktatur in Sizilien niederzulegen und die Annexion im Namen Vittorio Emanueles zu vollziehen. Und stets wahrte er eine Sonderstellung, ohne Rücksicht auf die Wünsche der Einheitsmonarchie, handelte als echter Kondottiere völlig unabhängig von fremder Zucht und Ordnung, abhängig nur vom Eigenwillen und Eingebung des Augenblicks, seiner impulsiven Natur gemäss. Aspromonte und Mentana hiessen die Folgen solcher Abenteurerpolitik, solcher naiven Kondottieregesinnung, die mit ein paar Handstreichen und Putschen Weltgeschichte zu machen und staatliche Entwicklungen zu erzwingen glaubt. Aber wo sollte er Selbsterkenntnis, wo vernünftiges Abwägen der Mittel lernen, wenn märchenhaftes Glück ihm das Reich beider Sizilien in den Schooss geworfen hatte? Die Tausend von Marsala, seine famose Bande, vollbrachten ja einmal tausend Wunder, warum nicht auch später und immer? Dass solcher Erfolg, worunter Erstürmung des von dreifacher Übermacht verteidigten Messina den Glanzpunkt bildete, weniger seiner zweifellosen Tatkraft und Umsicht und der ebenso zweifellosen tapferen Begeisterung seiner Freischaren zuzuschreiben sei, als vielmehr dem eigentümlichen Zeitmilieu, das seine Gegner lähmte, kam dem siegreichen Kondottiere nicht zu Sinn. Der Mann besass eine grosse Eitelkeit und glaubte an seinen Stern.

Nicht ganz mit Unrecht. Denn ein so fester Glaube an sich selber entspringt dem geheimnisvollen Erkennen, dass man ein Rüstzeug des historischen Karma sei, daher unüberwindlich wie das Schicksal selber. Deshalb minderten Garibaldis Fehlschläge nicht nur nicht seinen Ruhm, seine Geltung als Nationalheros des Risorgimento, sondern nützten praktisch der von ihm verfochtenen Sache. „Aspromonte" diente der Einheitsmonarchie zum Beweis, dass sie auf gesetzmässige Ordnung unter allen Umständen hinsteuere, „Mentana" löste Italien vom unnatürlichen französischen Protektorat los, da die Nation, ohnehin durch das von Frankreich eingestrichene Trinkgeld für Solferino (Nizza-Savoyen) erbittert, niemals die ihrem Helden zugefügte Unbill vergass. Beide missglückten Versuche steigerten nur die allgemeine Verbreitung des von

Garibaldis putzigem Adjunkten Pantaleone ausgegebenen Losungsworts: Rom oder den Tod!

Überschauen wir also Garibaldis Lebenswerk, so müssten wir die Italiener verachten, wenn sie nicht unauslöschliche Dankbarkeit ihrem Befreier bewahrten. Mit solcher menschlich-schönen Pietät, wie mit den damaligen aufgeregten Schwärmereien des Auslands für diesen Märchenhelden, hat jedoch unparteiliche Geschichte nichts zu schaffen. Ihr bedünkt der weltberühmte Befreier nur ein famoser Bandenhäuptling, das wahre Muster eines solchen, dessen stattliche Haltung bezaubernd auf die Menge wirkte, weil er selbst innerlich zu dieser Menge gehörte Nicht um Haupteslänge ragte er aus ihr hervor, wie die grossen Führer der Menschheit, sondern stak tief mitten drunter. Ein vorzüglicher Freischärler, wie auch seine Alpenscharmützel an Tiroler Grenze beweisen, voll natürlichem Mutterwitz und raschem Blick, ruhelos nach Taten schweifend, was er eben unter Taten verstand: phantastische Handstreiche, die oft wie Knabenstreiche aussahen. Natürlich sehr tapfer. Doch man kann tapfer wie ein Löwe sein, ohne doch die Mähne des geborenen Herrschers schütteln zu dürfen. Auch an einer gewissen praktischen Lebensklugheit gebrach es ihm nicht, das zeigt manche Einzelheit seiner kurzen Administration auf Sizilien, seine Erkenntnis, dass er ohne Hülfe piemontesischer Regulärer die Volturnolinie und Gaëta nicht zum Fall bringen könne, vor allem seine Einladung an Vittorio Emanuele ins Lager von Capua und dessen erste Begrüssung dort als „König von Italien". Denn wer nur erhabene Selbstlosigkeit hier bewundert, irrt närrisch. Es kam Garibaldi schwer genug an, nicht selber als Oberhaupt einer italienischen Republik die Ernte seines Glückes einzuheimsen.

Er beugte sich einfach der Gewalt von Umständen, die sich ihm unwillkürlich veranschaulichten, als er die Grenze seiner Leistungsfähigkeit und derjenigen des Freischärlertums überhaupt vor Gaëta erkannte. Auch dass er alle Titel und Dotationen ausschlug, entsprach nicht einem Mangel an Eigennutz, sondern einer grössergearteten Eitelkeit. So klein dachte der Eroberer und Befreier nicht von sich, dass er durch dynastische Rangverleihung in die Reihe gewöhnlicher

Kronendiener und Handlanger zurücktreten sollte. Gerade diese scheinbare Selbstlosigkeit hob ihn aufs höchste Piedestal der Macht, nur so blieb er sein Leben lang der bürgerliche Nebenkönig des Volkes. Man missverstehe uns nicht: idealen Sinn möchten wir Giuseppe Garibaldi nicht absprechen, denn so überaus kläglich erscheint dem Wissenden die Menschennatur, dass schon viel dazu gehört, den Annunziatenorden oder den Herzogstitel auszuschlagen, und die Laufbahn grosser Männer sich am hübschesten macht, wenn ein Herr v. Bismarck zum Grafen, zum Fürsten, zum Herzog von Stufe zu Stufe „höher" steigt. Derlei Scherze ersparte sich der grosse Kondottiere, der sich so gut zum „Herzog der Abruzzen" geeignet hätte. Als schlichter Garibald sank er ins Grab — wohl wissend, dass er nur so heimlicher König und Abgott der Nation bleiben durfte. Pose und Pathos in der Sucht, als antiker Römer zu gelten und auf Caprera als Cincinnatus hinterm Pfluge zu wandeln, daneben schlaue Berechnung bei dieser Idealität, beides aber unbewusst und naiv, wie bei einem in fröhlichem Phrasenrausch nachtwandlerisch dahinwandelnden Träumer. Der Kondottiere, wie er leibt und lebt! Fest überzeugt, selbstlos einer Sache zu dienen, indess er einfach dem dringenden Bedürfniss folgt, seiner Naturanlage als individualistischer Wildling zu fröhnen. In der Tat, wenn man Garibaldis stürmische Jugendabenteuer als Seemann und sein Vagabundieren in Südamerika bedenkt und des auffälligen Vorgangs sich erinnert, dass es ihn nach dem ersten Misslingen der Einheitsrevolution unwiderstehlich nach dieser südamerikanischen Romantik zurückzog, aus welcher er sich auch seine tapfere Gattin, eine richtige Räuberbraut, herholte, so fragt man sich mit Fug, ob er unter andern Verhältnissen nicht einfach dem Flibustier Walker geglichen hätte, der damals Nicaragua und Honduras unsicher machte. (In seiner Weise ein bedeutender Mann, intellektuell viel bedeutender, als der welthistorische Italiener gewesen ist, eine neue Auflage von Byrons „Corsar", der ja auch ein Feind der Unterdrücker sein will.) Zu derlei problematischen Naturen zählte Garibaldis schlichtes Heldentum freilich nicht, er war aus einem Guss ohne inneren Bruch

und Zerissenheit, von keines Gedankens Blässe angekränkelt, aber nur weil er, gradeheraus gesagt, zu gewöhnlich, zu herdenmenschlich war. Von Hamlets Skrupeln wird am wenigsten geplagt, wer eben nicht in Hamlets reichem Geistesübermass erstickt. Fast ohne jede Bildung, von Fähigkeit zum Nachdenken nicht beschwert, stand der „Befreier“ ganz inmitten der beschränkt naiven Masse, zu deren Idol er sich deshalb so vorzüglich eignete. Das Volk liebt die Geistesaristokraten nicht, das ist seine eigentlichste Demokratie, und wie es seine eigenen kindischen und begehrlichen Auflehnungsinstinkte für ideale Freiheitsliebe hält, so staffiert es auch seine demagogischen Vertreter, wenn sie ihren Willen - zur - Macht als Rebellenhäuptlinge ausleben, mit idealen Tugenden aus.

Noch einmal, wir möchten nicht missverstanden werden: Garibaldi war trotz alledem, was man gemeinhin eine edle Natur nennt, er hatte vom Helden nicht bloss die physische Bravour, sondern heldenhafte Züge des Gemütes. Ganz Gemüt und Leidenschaft, sonst nur mit mittlerem rein praktischem Verstande begabt, glich dieser intellektuell so Geringfügige darin dem hochintellektuellen Lamartine, dass nichts Kleinliches und Gemeines seine etwas plumpe Vornehmheit befleckte. Doch solch gerechte Anerkennung seiner Lauterkeit beeinträchtigt dem Tieferblickenden nicht das Verständnis, das wir in ihm lediglich einen letzten Ausläufer jenes Geschlechts von Konquistadoren und Kondottiere vor uns haben, in welchem die romanische Rasse ihre nomadenhaft individualistischen, nicht aber sozial und politisch im Gemeinwesen schöpferisch wurzelnden, Kräfte entlud. Von den Kreuzzügen bis zur Eroberung Mexikos, von den Fahrten des Genuesen Kolumbus bis zu dem Zug der Tausend von Marsala schlingt sich hier eine gleichförmige Kette. Wenn Taine gewisse korsische Bandenführer, die als Verbannte mit einem Häuflein landeten und die ganze Insel erobern wollten, als Ahnen Bonapartes in Anspruch nimmt, so macht er sich nur lächerlich. Bringt man aber solche Erscheinungen in Verbindung mit Garibaldi, so wird die Ähnlichkeit eine schreiende. Ein freundliches Schicksal gestattete eben dem letzten Kondottiere, seine kampffrohe Unrast

und seinen ursprünglich ganz selbstischen Individualismus ins Gewand altruistischer Idee zu kleiden, so dass er gleichsam als erkorener Bravo der Freiheit sich einen geschichtlichen Kothurn unterschnallen durfte. Doch stelle dich auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer was du bist, kichert Mephisto dazwischen. Gewiss liebte er heiss sein unglückliches Vaterland, zugleich mit dem naiven Hass des Italers gegen alle ausländischen „Barbaren“; doch wie bezeichnend, dass ihn, als sein angeblicher Lebenszweck erreicht und sein Vaterland einig auferstanden, kein zufriedenes Genügen in seiner ruhmreichen Villeggiattura festhielt, sondern er eiligst nach neuen Abenteuern auslugte.

Der König ist tot, es lebe der König! die Einheitsidee tat ihre Schuldigkeit, jetzt kommt die sogenannte Menschheit dran, und der greise Räuberhauptmann des Menschheits-Risorgimento zieht auf neue Abenteuer ins verhasste Frankreich, um als Don Quixote mit Windmühlen zu fechten. Denn siehe, wohl haben die Franzosen seine eigene Heimat Nizza heimtückisch eingesackt, aber der Tyrann Louis, dem man für Magenta und Solferino eigentlich danken sollte, hat nun einer Republik Platz gemacht, und „Republik“ — ah, dies Zauberwort geht allem vor, macht uns alle zu Brüdern. Auf! wider die Kriegsknechte des nordischen Barbarendespoten, die sich erfrechen, gegen eine alleinseligmachende Republik ihr brutales Schwert zu zücken.

„Garibaldi kommt? Das fehlte uns grade noch!“ Dieser Stossseufzer Gambettas über den harmlosen Phantasten spricht Bände, zeigt die Kluft, die diesen Sagenhelden einer überwundenen Vorzeit von dem eisernen Realismus grosser sozialer Maschinerie modernen Staatswesens trennte. Doch bezüglich der Harmlosigkeit täuschte sich Gambetta gründlich. Denn hier zeigte sich alsbald das richtige Merkzeichen des Condottiere: unbezwingliche Eitelkeit. Dass der Gewaltige von Caprera nicht ohne weiteres als fremdländische Jungfrau von Orleans, als Erretter und Befreier Frankreichs gefeiert wurde, wurmte den angeblich selbstlosen Idealisten tief. Seine Rancune, von seinen beiden Kronprinzen Menotti und Ricciotti und dem Günstling Bordone gestachelt,

machte sich in der bekannten ekelhaften Kriegsgerichtsposse gegen einen französischen Obersten, sowie seinen verrückten Prahlereien an seine „jungen Soldaten der Freiheit" Luft: diese seine Strolche in Rothemden seien die ersten gewesen, die den Rücken deutscher Soldateska sahen! Die Eroberung der preussischen Fahne in Dijon machte ihn vollends toll.

Auf die Empfindlichkeit der gedemütigten französischen Nation, die er doch angeblich wie ein Bruder liebte, nahm er ebensowenig Rücksicht wie auf die militärischen Operationen. Freund und Feind sind darüber einig, dass seine selbstgefällige Lässigkeit einen Hauptnagel zu Bourbakis Sarge beitrug. Dass französische Militärs bitter lachen, wenn der heilige Name des weltberühmten Heros genannt wird, kann man ihnen nicht verdenken. Immerhin gehen militärische Beurteiler mit ihrem Berufshass gegen Milizen und Freischaren hier viel zu weit. Garibaldi konnte nichts dafür, dass man ihn überschätzte, dass jenes Milieu-Glück, das ihn auf ein Piedestal erhob, den Umriss seiner Gestalt ins Masslose vergrösserte, bis der Bandenchef sich einen grossen Heerführer glaubte. Doch worin seine Begabung lag, davon lieferte er noch in dieser Schlussepisode seines wechselreichen Lebens genügende Proben: Der Überfall von Chatillon und die Gefechte um Dijon zeigen ihn immer noch als den Mann verwegener und geschickter Handstreiche, vor allem auch als den altbewährten Erreger der Massen. Seine internationalen Strolche fochten mit respektabler Tapferkeit, mit ungestümer Begeisterung, man kann es nicht anders sagen, und alles, was preussischerseits zur Abschwächung dieser Erfolge vorgebracht wird, ist müssiges Gerede. Lächerlich mochte der grosse Kondottiere werden, verächtlich nie. Und so wollen wir bei aller Skepsis doch mit wohlwollender Achtung von dem merkwürdigen Menschen scheiden, dessen gespreiztes Ich als mittelalterlicher und so überaus italienischer Bandenchef noch einmal den atavistischen Rückfall im primitiv barbarischen Individualismus sogenannter Kraftmenschen, welche sich mit der ehernen sozialen Ordnung der nivellierenden Moderne nicht befreunden mögen, dem europäischen morschen und matten Kulturleben vor Augen führte.

Ob der Dichter mit dem König gehen soll, scheint mindestens zweifelhaft. Aber dass Verschwörer und Bandenführer zusammengehören wie Zwillinge, liegt auf der Hand. Der grobe Germane versteht nichts davon, er haut mit Knüppeln, und mannhaften Protest in tyrannos vermittels Dolchstössen verschmäht er. Englands sozialdemokratischen Aufständen unter Wat Tyler und Jack Cade gingen ebensowenig langwierige Geheimbünde voraus, wie dem Losbruch des deutschen Bauernkrieges, dessen „Armer Konrad" nur kurze Zeit und offen genug vorauswühlte. Gesetzmässiger Widerstand, dann offenes Losschlagen, so spielten sich alle englischen Rebellionen ab. Nicht so in der Heimat Catilinas und der Sicilianischen Vesper. Auch die Jacquerie des Mittelalters und der Jakobinismus übten lange geheime Minierarbeit. Es steht heut fest, dass die Klubs, lebhaft unterstützt durch die damals sich ausbreitende Freimaurerei (Logen der Illuminaten und Rosenkreuzer), allein die sonst ohnmächtige Missstimmung der Massen revolutionsreif machten. Dreihundert Jakobiner des Zentralklubs führten alle gewaltsame Entwicklung der Revolution herbei. Hierbei vergesse man nicht, dass das gallo-germanische Nordfrankreich alles von konstitutioneller Gesetzmässigkeit erhoffte, dass im latino-gallischea Süden der eigentliche Sitz des Klubwesens lag, dass auch das girondistiche Talent zur Intrigue und Konventikelverschwörung aus dem halbitalienischen Südosten stammte, dass nicht zufällig die Marseiller die Marseillaise nach Paris brachten. Diese ungewöhnliche Neigung und Begabung für Verschwörungen, nach dem klassischen Beispiel der Brutus und Cassius, durchzieht die ganze italienische Geschichte. Der ehrgeizige Wühler und Volkstribun Cola Rienzi berief sich auf Cajus Gracchus und jeder vornehme Jüngling, der einen Visconti oder Alessandro Medici mit dem Dolche abmurkste, ernannte sich zum Brutus.

Doch wie der historisch weitaus bedeutsamste und erfolgreichste Bandenführer unserer Moderne angehört, so auch der gewaltigste politische Verschwörer aller Zeiten. Und wie zwischen einem Connetable von Bourbon, dem hochgeborensten Condottiere, mit seiner Plünderung Roms und dem niedriggeborenen Mann aus dem Volke, der seinen

Rothemden zurief: „Rom oder den Tod!“, eine ethische Kluft klafft, die unendlich zu Gunsten unserer modernen Entwicklung spricht, so steht auch Mazzini ethisch wie intellektuell am höchsten unter allen Verschwörern der Geschichte. Seine Geschicklichkeit und nie ermattende Spannkraft in Bearbeitung seines eigentümlichen Berufes sind ohne Gleichen.

„O weh, die Genuesen!“ seufzte schon Dante, da diese mächtige Handelsstadt keine Helden und Künstler, wohl aber berechnende glatte Plutokraten von jeher erzeugte. Die kühle, geduldig rechnende, zähe Geheimarbeit dieses genuesischen Advokaten Giuseppe Mazzini, der als der andere Hlg. Josef des Risorgimento sich zu Italiens Schutzpatron neben St. Josef Garibaldi aufwarf, hat wohl viel von genuesischer Art, welcher man eine gewisse Perfidie zuspricht. Ja, es war perfides Intrigantentum, aber von der höchsten Art, und wenn bei Jesuitenmoral der Zweck die Mittel heiligt, so mochte dieser Advokatus Diaboli in Augen der Dunkelmänner sich gern damit entschuldigen, dass er perfide nur gegen das Perfide, gegen die Feinde der Menschheit, handele. Der historische Ruhm seines Kameraden, des Bandenführers, überstrahlt natürlich den seinen, da die Menge ja nie das planende Hirn, sondern nur das Muskelspiel des schlagenden Armes versteht. Allein, jeder feinere Italiener weiss, dass Garibaldi nur ein Werk und Werkzeug Mazzinis, ein Schwert in der Hand des Geheimbündlers war.

Ebenso hochgebildet und weitsichtig — in London verkehrte er intim mit allen geistigen Spitzen, so dem Ehepaar Carlyle — wie jener beschränkt und unreif, ebenso verstandesklar und staatsmännisch, wie jener phantastisch und weltunkundig, stellte Mazzini seine unerschöpfliche Organisationskraft in den Dienst jener einen grossen Idee, die damals als fixe Idee aller besseren Italiener Denken beherrschte.

Aber die nationale Wiedergeburt schien ihm eng verknüpft mit allgemeiner Revolutionierung der Menschheit, sein starrer Fanatismus schloss jedes Paktieren mit der savoyischen Monarchie aus und nur mit schwerem Herzen gab er sich einstweilen damit zufrieden, dass die Einheit nicht auf dem Wege der Republik erfolge. Einstweilen, denn seinen Anhängern vermachte er nichtsdestoweniger das republikanische Ideal und

tiefer, als man ahnt, hat es sich in weitesten Kreisen Italiens festgewurzelt. Ein durch Bildung und Besitz mächtiger Teil denkt noch heut streng mazzinistisch, seinen tötlichen Hass gegen das Pabsttum insbesondere impfte er dem populären Empfinden ein. Die unauslöschliche Wut, mit welcher alle Klerikalen und Reaktionäre noch heut sein Andenken verfolgen und die noch in Leon Taxils gefälschten Freimaurerfabeln ergötzliches Echo fand, gibt einen Begriff von seiner „satanischen“ Bedeutung. Zwar traf er bei Beginn seines Auftretens die Karbonari-Bünde vor, denn ohne Verschwörerei kann ein Volk auf primitiver Entwickelungsstufe, dem jede Möglichkeit offener Opposition fehlt, nun einmal nicht bleiben. Auch hier begegnet uns das nämliche Symptom wie bei Garibaldis Kondottiere-Risorgimento: man fasst fälschlich als besondere Erscheinung auf, was nur dem Allgemeincharakter eines nationalen Milieu entspricht. Gibt's keine Karbonari mit politischen Zielen, so gibt's Kamorra und Maffia zu gemeinsten Verbrecherzwecken, auch sie natürlich mit politischen Tiraden verbrämt und eng in die „Politik“, was man so zu nennen pflegt, die niedrige Stellen- und Bereicherungsjägerei des Staatshaushalts eingreifend. Und gibt's keine Mazzinischen Geheimbünde mit bestimmtem Leitmotiv, so keimt dafür der Anarchismus, diese entzückende Blüte moderner Kultur, wo bestiale Verbrecherinstinkte in verdrehten Gehirnen als hohe ethische Befreiungsideale rumoren, wo Zucht- und Irrenhäusler eine Verschwörung aller Abnormen gegen die soziale Ordnung als eine heilige Liga der Welterlösung stiften.

Es wäre übertrieben, Mazzini für diese moderne Assassinenwirtschaft mittelbar verantwortlich zu machen, da der Anarchismus, nirgendwo in Europa sonst triebkräftig, als nationalitalienisches Gewächs aus dem dortigen Milieukreis naturnotwendig herauswächst. Allein, leugnen lässt sich nicht, dass die düstere Hartnäckigkeit dieses Verbrechergeheimbundes, der bezeichnenderweise nur im Nihilismus des barbarischen Moskowiterreichs sein anständigeres Gegenstück findet, sozusagen in Mazzinis Schule ging. Denn erst er, ein Genie des Verschwörertums, brachte diese nationale Sonderart zu höchster Vollendung. Das zersplitterte und konfuse Karbonariwesen machte den fremden Gewalthabern

keine Angst, alle Putsche misslangen. Da erschien der willensmächtige scharfblickende Genuese und wob mit entschlossener Beharrlichkeit über ganz Italien, ja die ganze Welt, wo immer Italiener weilten, ein feines Spinngewebe, das sich mehr und mehr zu stählernem Netz verdichtete, österreichische, bourbonische und weltliche Pabstherrschaft einschnürend und erstickend. Wirklich ein seltenes Schauspiel, diese ungeheure Verschwörergesellschaft mit Filialen in allen Zentren Europas! Vor solcher Leistung hätten die famosesten Verschwörer aller Zeiten sich als ohnmächtige Waisenknaben gefühlt. Gleichsam auch ein Triumph moderner Technik und ihrer ausgedehnten Verkehrsmittel! Und alles geleitet von dem einen unheimlichen Grossmeister in London, der abwesend mit seinem ordnenden Geist das ganze revolutionäre Italien regierte! Welche Machtfülle sprudelt in dem Vorgang, dass unter den Augen der päbstlichen Regierung Mazzini so uneingeschränkt in Rom die Obmacht behauptete, dass sein Wink widerstandslos die römische Republik hervorzauberte, deren Kurzlebigkeit doch nur das rücksichtslos brutale Einschreiten Frankreichs mit ungewöhnlichem Machtaufwand verschuldete! Und Mazzinis gewaltiger Odem blies auch jenen Todesmut seinen Landsleuten ein, den Europa von ihrer legendären Schwäche nie erwartet hatte. Zwar straften die Italiener die alte Legende von ihrer angeborenen Feigheit schon lange Lügen, als ihr Landsmann Napoleon, auf den sie so stolz waren und aus seinem Anblick erst Zuversicht auf ihre verborgene Kraft schöpften, sie zu militärischer Zucht erzog. Viele angeblich „französische“ Infanterie- und Kürassierregimenter bestanden fast ganz aus Italienern, hatten ihre Depots von Forli bis Florenz, Bologna und Padua, und das piemontesische 111. de ligne gehörte zu den ruhmreichsten Truppenkörpern. Doch nach Zerstörung der napoleonischen Einheitsherrschaft zerfiel auch dies neugegründete Kriegertum, und mit leichter Mühe zerstreuten die Österreicher überall die Karbonarischaren. Das änderte sich auf einmal unter Mazzinis Regiment, wie man es wohl nennen darf. Der reaktionäre Militarismus, dem leichtgläubig unser trockener moderner Realismus mit seiner höhnischen Geringschätzung aller

idealen Momente nachschwätzt, hat hier wie anderswo die Entstellung verbreitet, das reguläre sardinische Heer habe allein etwas Ernstes getan. Verlachenswerte Unwissenheit!

Was haben der heldische Untergang der Pisaner Studentenlegion, die grimme Verteidigung von Brescia und Catania, die für immer ruhmvolle Gegenwehr von Venedig und die gradezu heroischen Kämpfe um Rom gegen doppelte französische Übermacht, wobei Garibaldis Freischar keineswegs die Hauptrolle spielte, sondern der beste Teil der römischen Bevölkerung, mit Karl Alberts und Vittorio Emanueles stets geschlagenen Truppen zu tun! Selbst bei San Martino (Solferino) dürften die zahlreichen Freiwilligen aus allen Gauen Italiens den trotzigen Elan der piemontesischen Sturmangriffe hauptsächlich verursacht haben. Wer nun dies zugesteht, hat sich hingegen gewöhnt, die todesmutige Hingebung der Freiheitsstreiter immer mit Garibaldis Person in Verbindung zu setzen. Auch dessen Rothemden bestanden ja meist aus Mazzinisten und ihre erstaunlichen Taten auf Sizilien — wo alle vorherigen Aufstände durch Mazzini selber entfacht — verblassten keineswegs bei Mentana, wie die historische Legende wähnt. Wir selber wiesen im Licht genauer Forschung einmal nach, dass die angeblichen „Wunder von Mentana" höchstens Wunder freischärlerischer Tüchtigkeit gegen doppelte reguläre Übermacht gewesen seien. Dass die ungewohnte Wirkung der Faillyschen Chassepots, nachdem die Freibanden bereits die päbstlichen Kreuzritter überwältigt hatten, eine Panik erzeugte, stimmt, obschon selbst feindliche Berichte zugaben, Garibaldis Nachhut habe heroisch den Rückzug gedeckt. Dass aber tausend Tote und Verwundete dem Chassepot erlagen, ist eitel Flunkerei, vielmehr übertraf der Blutverlust des so viel zahlreicheren und mit starker Artillerie versehenen Gegners (Garibaldi besass nur zwei Geschütze!) bei weitem den der Garibaldiner, und dass viele Rothemden in Gefangenschaft fielen, scheint lediglich eine Notfolge des verzweifelten Widerstands der Nachhut. Wo bleiben da die „Wunder des Chassepots" gegenüber den schlechtbewaffneten undisziplinierten Freischaren? Auf solche Beispiele sollten die Feinde jeder Volksmiliz sich doch nicht berufen! Nun wohl, ganz

ebenso brav schlugen sich die Stadtmilizen des Risorgimento überall, wo kein Garibaldi und sein Glück sie anfeuerten, und hier, wie in den vielen Intermezzi gescheiterter und in Blut erstickter Einzelempörungen auf Befehl Mazzinis, fühlen wir überall den grossen Verschwörer als treibende Kraft. Dieser kalte Fanatiker goss seine feurige Energie durch alle Adern des weitverzweigten Bundeskörpers, seine Geheimgesellschaften stählten und vorbereiteten das Volk zu seinem todesernsten Werke. Aus Mazzini schöpfte Italien seine rastlos unbeugsame Begeisterung.

Nicht dem „alten Löwen von Caprera", dessen Hauptstärke im Brüllen lag, sondern den überraschenden Tatzenschlägen und Sprüngen des stets im Dschungel geheimnisvoller Allgegenwart auf Lauer liegenden Tigers an der Grenze erlagen die Unterdrücker. Hannibal vor den Toren! Mazzini an der Grenze! Dieser Schreckensruf hauchte Entsetzen in alle Tyrannenseelen. Spaziert man in Lugano durch das einsame Haus, dessen Erhaltung mit Gedenktafel eine Mazzini nahestehende jüdische Familie (Nathan) pietätvoll besorgt, wo Mazzini dicht am Feinde sein Verschwörungshauptquartier aufschlug, so erwehrt man sich nicht eines Schauers scheuer widerwilliger Ehrfurcht. Ehrfurcht vor so gewaltiger Arbeit mit endlichem Erreichen des Ziels nach unsäglichen Mühen, Widerwille gegen die Heimlichkeit solch lichtscheuer Methode, die nur zu sehr an Verbrecherpraktiken erinnert. Wenn die Anarchisten und Mailänder Verbannten, die heut in Lugano hausen, an Mazzinis Haus vorüberpilgern, schauen sie zu ihm als ihren Stammvater empor. Für Italiener hat seine historische Art nichts Abstossendes, den Germanen aber wird solch unheimlich unterirdisches Maulwurfswühlen niemals anziehen. Uns blieb des Romanen naive Skrupellosigkeit fremd, der als Unterdrücker wie als Unterdrückter einfach jedes Mittel der Grausamkeit und Hinterlist für berechtigt erachtet, um sein Recht durchzudrücken. Das Gift der Borgia widert uns kaum mehr an, als Mazzinis Dolche und Bomben. Denn diese beispiellose Verschwörerarbeit umfasste alle Mittel und Möglichkeiten. Wo der Tiger den Sprung verfehlte, da biss die Schlange. Wo das Schwert des affilierten

Bandenchefs zerbrach, da zuckte das Messer des Meuchelmords.

Das Blut des päbstlichen Reformministers Rossi klebt an Mazzinis Händen und war dies einer jener politischen Morde, zu deren Entschuldigung man schon Massstäbe jenseits von Gut und Böse suchen muss. „Er sei verflucht, weil er mir das getan!“ tobt Kleists Hermann, als er eine edle Tat des Septimius hört. „Nehmt eine Keule doppelten Gewichts und schlagt ihn tot!“ Grade weil Rossi von seinem Standpunkt das Beste wollte, ein edler und begabter Mensch, grade deshalb musste er sofort gemeuchelt werden, damit nicht das päbstliche Regiment durch ihn ein unverdientes Wiedererstarken erlange. Das ist ja ganz folgerichtig, aber mit solcher politischen Moral, wo der höhere Zweck jede Untat beschönigen soll, verteidigt selbst der Anarchismus seine blödesten Frevel. Wie sein ausserordentlicher europäischer Einfluss durch geheime Verbindungen (Freimaurer) den abgeneigten Louis Napoleon zuletzt doch zu bewaffneter Intervention für Italien bewog, so suchte Mazzini ihn zuvor durch Orsinis Attentat wegzuräumen, als er sich nicht gefügig zeigte. Wo Überredung nicht fruchtete, half Einschüchterung und die Geheimgesellschaften übten einen im Verborgenen schleichenden Terrorismus, dem sich niemand gefahrlos entzog. — Man wundert sich vielleicht, dass wir bisher den Namen Cavours nicht erwähnten, der als Dritter im Dreigestirn der Befreier glänzen soll. Wir können diese Wertmessung nicht unterschreiben Dieser vortreffliche Graf aus alter Familie, human, liberal, patriotisch, und wie die schönen Worte alle heissen, mit denen Ordnungs- und Herdenmenschen einen Wackern aus ihrer eigenen Mitte abstempeln, leistete dem Haus Savoyen, dem Königreich Italien unvergängliche Dienste. Unter allen Lords und Gentlemen, die als besagte Liberale, Humane und dergleichen ihre gemässigte Reformfreudigkeit in Salons, Rednertribünen und Ministerien spazierenführten, bleibt er die achtungswerteste Erscheinung. Seiner lautern Vaterlandsliebe kann man ebensowenig Aufrichtigkeit absprechen, wie seiner Staatsmannschaft planvolles Beharrungsvermögen und erfinderische Gewandtheit. Gleich-

wohl heisst es Bismarck herabsetzen, wenn man ihn mit Cavour (warum nicht gar mit Crispi, und auch dies geschah!) vergleichen will. Bei der Grundverschiedenheit beider Nationen vermochte Deutschland keinen Mazzini hervorzubringen, eine Garibaldirolle zu spielen fiel dort keinem ein, solch exotisches Revolutionieren bleibt im Norden eine innere Unmöglichkeit, da der Deutsche nur auf Kommando Mut betätigt und alles tollkühn Waghalsige, alles vulkanisch Temperamentvolle, ihm fernliegt. So musste das Schöpferische der Einheitsbewegung bei uns auf gewöhnlichem ausgetretenem Geleise vermittels eines Ministers amtlich besorgt werden und alles Dämonische in Mazzini, alles Trotzige in Garibaldi färbte hier auf einen royalistischen Junker ab.

Man braucht aber nur Cavours ehrliches Spiessbürgergesicht anzuschauen, um zu begreifen, dass dieser sehr brave und sehr kluge Diplomat unmöglich mit einem so idealistisch antikonventionellen Elementarereignis wie dem Risorgimento innerlich zusammenhängen konnte. Für Italiens Einheit und Freiheit kam es wahrlich nicht darauf an, ob es in monarchischer oder republikanischer Staatsform sich gestaltete. Cavours ganzes Herz hing aber an konstitutioneller Monarchie, das blieb ihm die Hauptsache, der Patriot ging durchaus im amtlichen Minister auf. Mit den wirklichen Erfolgen der Bewegung hatte seine Staatskunst, wie man derlei naive Versuche, historische Entwickelung offiziell zu beeinflussen, zu betiteln pflegt, blutwenig zu schaffen. Dass er und sein origineller biderber König, dessen kleine behäbige Gestalt monarchische Legende vergeblich über Lebensgrösse auswattieren möchte, mit beiden Händen zugriffen, als Mazzini ihnen durch seinen Kondottiere Unter- und Mittelitalien und nachher durch die von ihm heranbeschworenen französischen Waffen Oberitalien schenken liess, dürfte doch kaum als historische Tat gelten. Fürsten und Minister nehmen eben so viel, als sie kriegen können.

Cavours Überschätzung hängt eng mit der Mythe zusammen, die den lustig-schlauen wackeren Schnurrbartstreicher Vittorio Emanuele zu einem selbstherrlichen Urheber des Risorgimento herauflügt, während beide zuguterletzt auch nur Figuranten des geheimen Oberregisseurs wurden, der ihnen

das Stichwort gab. Als echtem Macchiavellisten kam es dem unheimlichen Grossmeister der Revolution nicht darauf an, auch mit dem verpönten Turiner Hofe Fühlung zu gewinnen. Diplomat Cavour mit der kindlichen Einbildung aller berufsmässig „geschulten“ Staatsmänner dachte wohl noch auf dem Sterbebette, dass er Mazzinis unheilvolle Macht zu Gunsten seiner Monarchie ausgebeutet habe, indess er nur ein Hebel des grossen Verschwörers blieb. Denn indem er, durch Einfluss und Anschluss des Mazzinismus ohnehin gebunden, mit jener feierlichen Überzeugung, die so viele zuckersüsse Liberale des Kontinents aus falschem Studium britischen Staatslebens schöpften, den Papierfetzen „Verfassung“ als Fetisch vorantrug und mit Feuereifer die Parlamentsmaschinerie nach britischem Muster ins Rollen brachte, vergiftete der arme Cavour, gehasst von den Reaktionären, verachtet von den Revolutionären, unheilbar das monarchische Prinzip. Mit kichernder Schadenfreude sah Mazzini zu, wie das bigotte Haus Savoyen in unversöhnliche Todfeindschaft mit dem Klerus geriet und unlösbar in den Anti-Papismus verstrickt ward, wie sein starres ultra-legitimes Dynastentum ein unverwischlich revolutionäres Gepräge erhielt, das schon im amtlichen Rangstempel ‚König durch den Willen der Nation‘ sich festlegte. So bleibt Cavours konstitutionelles Königtum, einerseits auf Schritt und Tritt gehemmt durch die hier wirklich machthabende Schwätzerwirtschaft in Monte Citorio, andererseits zu tyrannischen Gewaltmassregeln und Grossmachtkitzel genötigt, um sich im In- und Ausland zu behaupten, nur eine Etappe zur Republik und zwar einer radikaleren, nach Mazzinis Herzen, als dieser sie je bei Lebzeiten hoffen konnte. Es ist, als habe dieser tiefverschlagene Weitschauende Cavours Monarchie als notwendigen Durchgang zu seinem letzten Ideal vorgeahnt, die sich erst abwirtschaften müsse. Cavours liberale Staatsweisheit hielt nur für den Augenblick revolutionären Zersetzungsprozess auf. Wen sehen wir also als einzig Überlebenden auf dem Schlachtfeld? Mazzinis Dämon.

Erst die künftige italische Republik wird der ganzen Grösse dieses düstern Einsamen gerecht werden, der einen „grossen“ Nationalhelden, einen „grossen“ Minister und einen „grossen“

König nur als gehorsame oder störrige Rosse vor sein heimliches Triumphatorgespann schirrte.

Grösse, ja, aber immer nur unteren Ranges. Dass er zu den schöpferischen Herrschernaturen gehörte, dafür liegen keine Proben vor. Sein Metier blieb halt das Verschwören. Bei so fragwürdigem und vielfach unsauberm Handwerk kann nichts Monumentales herauskommen. So blieb der hochbegabte hochgeartete Gründer des modernen Italien wie sein Leben lang auch nach dem Tode sozusagen hinter den Coulissen, nur Eingeweihten in seiner vollen Bedeutung sichtbar. Eine natürliche Vergeltung, wie sie dem Liebhaber dunkler Schleichwege meist begegnet. Die Welt liebt das Offene, Sichtbare, Monumentale, die sieghaft strotzende Kraft, die offen ihre Kartentrümpfe auf den Tisch legt. Was trotzdem Mazzini eine reinere Weihe verleiht, das ist seine völlige Selbstlosigkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Nicht nur dass er darbte und litt für seine Sache, als Geächteter aller Throne vielleicht mehr Gefahren trotzte, als Garibaldi bei seinen Wagnissen, nach dem Siege aber jeglicher Belohnung aus dem Wege ging, gibt ihm stille Würde, sondern vor allem, dass auch Garibaldis geräuschvolle Ruhmespose, um derenwillen der eitle Kondottiere leicht auf banale materielle Güter verzichten konnte, ihn nicht lockte, dass er mit wohlwollendem Lächeln seinen heroischen Hampelmann die oberste Heldenrolle vor der gaffenden Menge spielen liess ohne jedweden Anflug kleinlichen Neides. In diesem Lichte erscheint Mazzini wahrlich als der grössere Held von Beiden.

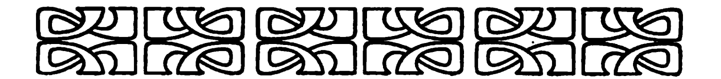
National durch und durch, die vollendetsten Typen des italischen Volkstums, stehen der grösste Verschwörer und sein treuer Bravo, der letzte und berühmteste Kondottiere, vor uns als beredte Vertreter der modernen Demokratie, wie kein anderes Volk sie aufzuweisen hat. Freilich, Vertreter ihres Jahrhunderts waren sie, Vertreter der Menschheit nicht. Auch ihre Einreihung in die rote Internationale, welche sie doch unbewusst nur zu ihren nationalen Zwecken benutzten, und ihr aufrichtiger Menschheitsverbrüderungsrausch konnten ihre innere Beschränktheit eher vermehren als mindern. Voltaires gelles Ecrasez l'Infâme klingt uns

heutigen Skeptikern widrig ins Ohr, die wir historisch messen und nach tieferen Bezügen forschen. Das Infame, ja, verkörpert sichs denn wirklich immer in Kirche und König? Ist ein echter Aristokrat nicht mehr wert als ein unechter Revolutionär, ein anständiger Fürst liebenswerter als ein heulender Derwisch revolutionären Hasses, ein frommer Priester nicht nützlicher für die Armen im Geiste, als ein aufstachelnder Pamphletist? Wie die katholische Kirche Jeden, der ihre barocken Dogmen ablehnt, des Seelenheils verlustig erklärt und selbst eine so geistvolle Person wie Ida Gräfin Hahn-Hahn in ihren letzten Konvertitenromanen ernsthaft auseinandersetzt, dass jeder anständige Protestant notwendig sich zu Rom bekehren müsse, Pio Nono ein makelloser Halbgott, Mazzini ein leibhaftiger Teufel, jeder Freimaurer ein Sendling der Hölle, jeder Priester ein Heiliger sei, so lässt der hartgesottene ‚Freidenker', wie sich beschränkt unfreie Zeloten der Negation zu nennen pflegen, nicht gelten, dass ein Bruder Freimaurer oder Rothemd je etwas anderes als ein Heros, ein Pfaffe je was anderes als ein stinkender Heuchler, Päpste und Fürsten je anderes als Ausgeburten der Hölle sein könnten. Jedem geifernden Hetzkaplan steht ein ebenso besessener Radikalapostel gegenüber, der hoch und teuer versichert, dass nur Ausmerzung aller Vertreter von Thron und Altar die Menschheit reinigen und sofort zu einer Legion von Engeln umgestalten, die Erde zu einem Paradies machen müsse. „Mit des letzten Pfaffen Darm hängt den letzten König auf", was meinte wohl Diderot zu seinem Vers, wenn er als Spirit auf die Saturnalien des Terreur herunterschauen konnte? Gibt der zur Macht gelangende Demagog, gibt das souveräne Volk selber irgend einem Cäsarenwahnsinnigen etwas nach in Dünkel, Ichsucht und erbarmungsloser Zertretung fremder Rechte? Möchte der freidenkerische Zelot nicht gradeso gern mit Inquisitionen und Auto da Fés den Frommen ihren Kinderglauben entreissen? Schwört er nicht mit gleicher Borniertheit auf die haltlos unbeweisbaren Dogmen des Häckelschen Darwinismus? Ja, um zum empirischen Fall zu kommen, bewerkstelligten die so radikal modernen politischen Formen des neuen Italien eine wesentliche Glückserhöhung des Volkes, das sich vielfach

im alten Augiasstall und Schlendrian wohler fühlte und unter Steuerlasten und Ausbeutung zusammenbricht? Hat sich die Maffia nicht ärger entfaltet, denn je zuvor? Brütete das ‚befreite‘ Italien nicht den Basilisk des Anarchismus aus? Nirgendwo stützt das monarchische Prinzip sich so ausschliesslich auf Beamte, Offiziere, Stellenjäger, die aus der Staatskrippe fressen wollen, während das Volk indifferent oder feindlich, der besitzende gebildete Bürgerstand republikanisch gesinnt, aber wird die unvermeidliche sozialistisch-republikanische Revolution etwas Besseres bringen, nicht dem Anarchismus die völlige Anarchie entspringen? Hat die geschmähte österreichische Fremdherrschaft nicht die Industrie gefördert, den heutigen relativen Wohlstand Oberitaliens ermöglicht? Ward selbst die Einheit nun absolutes Gut, wo die durch Gebirgszüge und Stammesart getrennten Provinzen innerlich wieder auseinanderstreben und ein uralter Föderalismus, den schon Alt-Rom schwer überwand, immer wieder der Zentralisierung spottet? So bleibt von Mazzini-Garibaldis Werk nichts übrig als Abschüttelung der Fremdherrschaft, denn es ziemt sich nicht, dass Fremde ein grosses Kulturvolk niederhalten. Neben diesen einzigen positiven laufen negative Ergebnisse. Selbst die künstlerischen Anlagen Italiens befinden sich heut in Decadence.

Repräsentanten der Menschheit? O nein, nur „Volksrepräsentanten“ im guten und übeln historischen Sinne des Worts. Adio, Mazzini, ade, Garibaldi!





Der verschleierte Prophet: Schopenhauer.

Zeiten politischen Niederganges und sozialer Versumpfung begünstigen ein lethargisch-traumhaftes Hindämmern des Geistes, der sich in sich zurückzieht und ins Reich der reinen Ideen einspinnt. So nahm die deutsche Metaphysik ihren Aufschwung aus der Kleinheit und Gedrücktheit des deutschen Staatszerfalls. Die Berliner Salons mit dünnem Tee und dünnen Butterbroten widerhallten nicht nur von ästhetischem Geschwätz und musikalischer Schwärmerei, sondern auch von philosophischen Schlagworten der Hegel, Schelling und Fichte. Dies ging so bis in die sechziger Jahre hinein, wo realistisches Tatbedürfnis für immer diese nachdenksame Geistesrichtung verdrängte. Auf den deutschen Universitäten, sogar auf Landgütern des Adels und in weiten Kreisen des Bürgerstandes, da der allgemeine deutsche Bildungsstand bis Mitte des Jahrhunderts durchaus die hohen Überlieferungen der Weimarer Zeit fortsetzte, grübelte und disputierte man über die höchsten Fragen, jenseits von Gut und Böse der Materie, weil man über die praktisch naheliegenden einfachen Fragen der deutschen Wirrungen und Irrungen sich nicht nachzudenken getraute. Die hohe Obrigkeit verbot so verwickelte Gegenstände, wie kritische Erörterung über den Segen der Kleinstaaterei und des Absolutismus, doch die Phänomenologie des Geistes stand dem beschränkten Untertanenverstand offen. Talleyrand erzählt in seinen Memoiren ergötzlich, wie Napoleon dem edlen Zaren ein weites Feld der Philanthropie mit Hinweis auf die unterdrückten Griechen eröffnen wollte, um ihn von unedler Befleckung mit schnöden zentral-

europäischen Angelegenheiten abzulenken. So hatten unsere hochmögenden Demagogenriecher auch nichts dagegen, dass der biedere Deutsche Freiheit im Reiche der Träume und Schönheit im Gesange suchte. Früher freilich, als das jugendlich aufflammende Deutschland noch nicht ahnte, dass ihm keine Blütenträume reifen sollten und gegen das fränkische Joch die Waffen schmiedete, da waren selbst Philosophen zu Hyänen geworden, die mit zähnefletschendem Berserkergrimm zum Kampfe riefen. Den Hegel hatten in Jena Napoleons Kanonen geradeso unsanft geweckt, wie den Gatten der Christiane Vulpius, der nachher sinnig aufs Schlachtfeld pilgerte, um osteologische Präparate zu gewinnen, damit die bleichenden Menschenknochen doch für etwas gut seien. Das Phänomen Goethe erkannte das Phänomen Napoleon als jenseits der ephemeren Erscheinungen des Tages- und Völkerlebens schwebend: „Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen, er überschauts im klaren Geisteslicht, das Kleinliche ist alles weggeronnen, nur Meer und Erde haben noch Gewicht.“ Und Hegel sah unter den Phänomenalerscheinungen gleichsam den Erdgeist in Napoleon verkörpert. Aber der wackere Weberssohn Fichte, dem sich nach des schottischen Bischof Berkeley Vorgang die All-Materie vollends in transzendentalen Nebel auflöste, klammerte sich unterm erschütternden Einfluss nationaler Erregung fest genug ans Reale, indem er mitten unter französischem Regiment seine Vorlesungen an die deutsche Nation den Berliner Studenten vermittelte. Schon hier machte sich übrigens der Anklang ans Altindische geltend, dessen Kenntnisnahme mitsamt Sanskritstudium, Buddhismus und Sakuntala plötzlich, man weiss nicht wie und woher, in deutschen Bildungskreisen auftauchte und von da ab durch die Romantiker in der Literatur verbreitet wurde. Fichte wies darauf hin, dass Deutsch eine Ursprache wie der Sanskrit, nicht gemischt wie andere europäische Idiome, und das politisch zertretene deutsche Volk daher neben den Indern die vornehmste Rasse der Indogermanen sei. Etwas Wahres in diesem damals zeitgemäss notwendigen und tapferen Chauvinismus verkennen wir nicht, nur übersah Fichte, dass gerade das, worin die vornehme Überlegenheit

der Inder und Deutschen beruht, ihre politische Schwäche in der gemeinen realen Welt verursachte. Die kosmopolitische Universalbildung der Deutschen, heut als Humanitätsdusel von einem slavisierten undeutschen Preussendeutschland verpönt, hocherhoben über die brutale Insichbeschränktheit der Briten und Franzosen, machte jene Grösse aus, die Fichte uns mit Recht zuerkannte, die aber eben in Widerspruch zu nationalem Kirchturmspatriotismus stand.

Das bewundernde und begeisterte Verständnis damaliger deutscher Geistesspitzen, wie Goethe und Hegel, für den korsischen Mahatma entsprach viel mehr jener von Fichte gepriesenen Vornehmheit deutschen Denkens, als der Napoleonshass, den Fichte entzünden wollte, so berechtigt dem weltlich natürlichen Fühlen die zornige Erhebung gegen die Herrschaft des unstreitig minderbegabten gallischen Fremdvolkes erscheinen mag. Transzendentales Denken passt nicht zu irdischen Aussenphänomenen, es reimt sich schlecht, wenn ein Professor der absoluten Idealität ins ephemere Realgetriebe eingreift. Und so hat Fichtes edler Patriotismus ihm wohl ein Denkmal im Herzen seines Volkes gesetzt, ihn selbst als Philosophen aber gerichtet.

Das Denksystem eines Fichte oder Schleiermacher hielt eben die Eigenprobe im Zusammenstoss mit der Wirklichkeit nicht aus, und die spätere pantheistische Naturträumerei der Schelling und Schlegel erwies ihre innere Überzeugungsschwäche, indem sie unwillkührlich zu reaktionärem Halbdunkel verführte. Der Transcendentalist Fichte wollte wie Kleist alle Wälschen totschlagen, der Pantheist Schelling und Konsorten fand sich als wohlbestallter Königstreuer mit jeder Unnatur des Feudalstaates gehorsamst ab, schläferte mit weltentrückter Passivität die Geister ein, ohne sie in ein wirkliches erlösendes Jenseits zu befördern, wo man allerdings keinen Wälschenhass, aber auch keine Ehrfurcht vor der hohen Obrigkeit kennt. Bei Hegel bildeten sich ähnliche Symptome aus, auch er suchte seine an sich staatsfeindliche Lehre, die keine offenbarte Autorität hätte bestehen lassen können, dem bevormundenden Prinzip anzupassen. Dieses gesamte philosophische Sinnieren und Spiritisieren, von dem man so viel Aufhebens machte,

obschon jede nicht angewandte, nicht mit tapferer Logik zum Äussersten fortschreitende, nicht sozusagen bekenntnisfrohe Philosophie nur auf spielerische Ergötzung des Verstandes hinausläuft, wirkte nur erschlaffend und wie ein Verrat am wahren Denken Denn nur krass materialistische Logik kann zur Beschönigung und Rechtfertigung der Gewalthaberei führen wie einst die von Hobbes, dessen derbroher Johnbull-Verstand sogar das göttliche Recht der Stuarts auf jedwede Unterdrückung folgern durfte. Das Auflösen der Realität in Phänomenalerscheinungen und blosse transzendentale Vorstellungen des Geistes müsste hingegen notwendig völlige Absage an die gemeine Wirklichkeit in sich schliessen, und da die platonischen „Ideen“ zuletzt alleine übrig bleiben, so heischt Erkenntnis und Verehrung des Absoluten, des Schillerschen Wahren, Guten und Schönen auch notwendig resoluten Abscheu vor dem Unwahren, Unguten, Anti-Idealen der Herren dieser Welt. Die Philosophieprofessoren aber waren nur tapfer gegen den lieben Gott, der ihnen nichts anhaben konnte, schon den Pfaffen gegenüber zogen sie sich in gezierte Würde passiven Schweigens sicherer Studierstuben zurück.

Da mochte wohl Erinnerung an den viel grösseren, den geistigen Urvater all ihrer Systeme, den Gründer der Erkenntnistheorie, den alten Kant erwachen. Wohl zwang auch ihn die schnöde Realität in Gestalt eines dicken dummen bigotten Wüstlings, den die Menschen „Majestät“ andudelten, die Majestät der Wahrheit zu verleugnen, indem er zwar keinen Widerruf, aber eine geheime Verpflichtung zum Schweigen unterschrieb, die er obendrein sophistisch verklausulierte. Gewöhnliche Entschuldigung dafür gibt es nicht, da doch einfach nur niedrige Rücksicht auf Stelle und Honorar seiner Professur zu Grunde lag; immerhin darf ein Denker einwenden, dass man nach Sokrates' Lehre stössigen Ochsen aus dem Weg gehen müsse und nicht deshalb über Zeit und Raum denkerisch erhaben sei, um jämmerliche Menschlein eines besonderen Kampfes würdig zu erachten. Doch die Menschheit lässt sich auf solche Gelehrtenkniffe nicht ein, ihr gilt mit Recht am höchsten die Überzeugungstreue, das Martyrium für ein Ideal. Unfähig,

den Geist-an-sich zu werten, nur von Willen und Empfindung gelenkt, überwältigt sie bloss jene äussere Veranschaulichung durch die Tat: wer für seine Wahrheit leidet und stirbt, der muss nach ihrer Meinung die Wahrheit haben. So hat sich bekanntlich das Christentum nur durch Verfolgung und Martyrium zum weltlichen Siege verholfen.

Wenn schon Jakob Böhme, wenn selbst der Jude Spinoza sich keineswegs solche Widerrufe abpressen liessen, so leuchtet ja für immer durch die Jahrtausende der heilige Scheiterhaufen, auf welchem der grösste Denker nachindischer Zeiten, der wahre Ewigkeitsmensch Giordano Bruno, zum ewigen Lichte emporstieg. Nie verhallen wird sein Donnerwort, als das gewaltige Haupt, das ihm die Schergen vor vor dem Richtspruch niederdrückten, sich wieder erhob: „Wohl mit mehr Angst fällt ihr das Urteil, als ich es vernehme.“ O wie erblasst unser ganzes gepriesenes Jahrhundert der Aufklärung und Demokratie vor diesem einen wahren Menschheitsvertreter, dem Ewigkeitsmenschen! Dass nur die Renaissance ihn gebären konnte, gibt einen Massstab unserer eigenen Erbärmlichkeit.

Jawohl, wer als Finder der letzten Wahrheit über den Dingen schweben will, der beweise in Leben und Tod, dass er wirklich den Abgrund des irdischen Grauens überschritt, dass er die Dinge nicht mehr fürchtet, sondern ihrer Herr ward, dass der Tod ihm nur ein leeres Wort. Wer die Wahrheit seiner Lehre vermenschlichen will, der veranschauliche sie durch seinen Willen (Charakter), nicht bloss durch Vorstellung seines Intellekts!

Allein, mag der greise schwächliche Kant auch irdischer Schwäche verfallen sein, mag auch sein anscheinend widerspruchsvolles Verhältnis zu Swedenborg, den er nach Kants eigener Annahme eines Corpus Mysticum doch unmöglich obenhin als Charlatan auffassen konnte, ein zweideutiges Kompromisseln mit Vorurteilen der Weltskepsis bedeuten, mag er in späteren Auflagen seines Hauptwerkes furchtsame Abschwächung in wichtigen Punkten beliebt haben — daneben verleugnete sich doch nie das Edelmenschliche seiner selbstlosen Natur, seine Redlichkeit, Gerechtigkeit, Güte und vor allem seine jugendfrische Begeisterung. Was

Schopenhauer einmal ausführt, das Genie bleibe sein Lebenlang ein Kind, das passt auf Kant, der ewig ein Jüngling blieb. Man vergleiche seine ideale Träumerei vom Ewigen Frieden, sein Aufjauchzen mit Freudentränen über die französische Revolution, die feste grosssinnige Haltung, die er auch deren Auswüchsen gegenüber bewahrte, um froh und herzlich zu erkennen, dass auch dieser Sohn des erhabenen 18. Jahrhunderts zu den wahren echten Menschheitsvertretern gehörte.

Solche Erwägungen voraufzuschicken erfordert der Gegenstand. Auf Kant griff Schopenhauer zurück, lehnte sich an dessen Definitionen und Kategorieen ursprünglich an. Über Hegel und Fichte ergoss er sich sein Lebtag in wüsten Schimpfereien, als ob sich aus deren üppigem Wortschwall kein einziger vernünftiger Kern herausfischen lasse. Wie die Nachschwätzer seiner heut sehr grossen Gemeinde, blindlings auf Meister Arthur schwörend, als throne er, König Arthus und Merlin in einer Person, obenan in der Tafelrunde aller denkenden Köpfe, dies unsinnig verleumderische Geschimpfe des verkannten Privatgelehrten gegen die glücklicheren amtlich patentierten Philosophiekollegen als heilige Weisheit nachlallen, wäre erheiternd, wenn es nicht so affenmässig wäre. Ja, in äffischer Weise suchte Schopenhauermode, bis sie heut von der Nitzschemode verdrängt ward, eine Originalität in possierlich gravitätischen Pessimismusgrimassen, felsenfest überzeugt, dass im Meister das Original in seiner Pracht ihnen vorleuchte. „Er hob empor der Dinge Majaschleier .. Das Licht, das selbst Natur sich angezündet in Seinem Hirn . . Das grosse Weltenauge ist erblindet,“ in solch geschraubtem Ton besingt ihn sein Schüler und letzter Herausgeber, der interessante Unzuchtlyriker Grisebach. Sogar ein scharfsinniger Analytiker wie der junge jüdische Philosophieprofessor Joël übertreibt in einem blendend stilisierten Aufsatz Schopenhauers Grösse aufs massloseste, als sei er sozusagen das einzige Genie unter Seinesgleichen gewesen. Solchen Auswüchsen gegenüber tut not festzustellen, dass dem grossen Arthur, was immer seine Ansprüche auf Genialität sein mögen, das Hauptzeichen des Genies, schöpferische Originalität, sicherlich

fehlte, dass es eine eigentliche Philosophie von Schopenhauer überhaupt nicht gibt, sondern brahmanische Gedankenkreise, bruchstückartig zusammengeleimt, interpretiert und exzerpiert, zum Teil nicht einmal richtig verstanden. Ferner dass noch keine Lehre so schamlos lächerlich der eigenen Lebenshaltung ihres Urhebers widersprach. Zur Erklärung dieses Widerspruchs heftete der neue Brahmine dem falsch aufgefassten Karmagesetz einen besonderen Haken an: das Primat des Willens vor dem Intellekt, und uns bedünkt es das Lehrreichste, dass sein ganzes sogenanntes System von diesem ichsüchtigen Entschuldigungsgrund seinen Ursprung nahm, auch seine Erkenntnis also im Egoismus wurzelte.

Eugen Dühring schüttelt antisemitisch den Kopf, weil Spinoza gestand, er habe noch ein paar Mal Anfälle von Gier verspürt. Doch solch ehrlich Bekenntnis des Allzumenschlichen haben wir bei Schopenhauer nicht nötig, dessen gierige Selbstsucht und materielle Lüsternheit nie auch nur den Versuch machten, sich niederzukämpfen, indess sein Intellekt mit grossartigen Verneinungspredigten und Entsagungsempfehlungen um sich warf. Darin blieb er konsequent vom Anfang bis Ende, schon als Jüngling bejahte er sein teures Leben bis zur Ehrlosigkeit, fragte mit Falstaff, dessen Gefrässigkeit er teilte: Was ist Ehre! Wenn Fichtes kampflustiger Chauvinismus mit Eingreifen in Tagespolitik etwas drollig seinem hochfliegenden Transzendentalismus entgegenhandelte, so macht diese geistige Unzulänglichkeit doch seinem deutschen Herzen um so mehr Ehre, als wir aus seinem gedruckten Briefwechsel erfahren, dass General Bernadotte ihm schon frühe in pomphaftem Briefe („die grosse Nation ist stets bereit, Männer von Genie an ihren Busen zu ziehen") das französische Bürgerrecht verlieh. Wenn hingegen der junge Schopenhauer als Einziger unter den Breslauer Studenten sich 1813 dem freiwilligen Kriegsdienst entzog, so schmeckt dies freilich ungeheuer logisch, da ein solcher Weltverächter sich nicht in zweifelhaften Befreiungskriegen zu raufen braucht, aber das gesunde Urteil erkannte darin nur Feigheit und Selbstsucht. Nun, hiergegen konnte er mit Recht behaupten, dass ein geniales Individuum sich nicht den aufgezwungenen

Pflichten gewöhnlicher Staatsbürger anzubequemen brauche, dass sein Leben und Wirken für die wahre Geschichte der Menschheit wichtiger sei als die vergänglichen Kämpfe des Tages, bei denen ja doch der sogenannte Patriotismus nur zum Vorteil herrschender Kasten ausgebeutet. Er sei dazu da, dem „letzten zureichenden Grunde“ die Wurzel auszuziehen, nicht aber zureichenden Gründen für seine Einreihung als Kanonenfutter zu frohnden. Lassen wir aber dies gelten, dann dürfen wir logisch verlangen, dass die Lebenshaltung des weltabgewendeten Pessimisten im übrigen gleichfalls dementsprechend sich entrolle, dass ein Verkünder buddhistischer Entsagung wenigstens einigermassen zu selbstlosem Wohlwollen und strenger Askese hinneige. Statt dessen finden wir hier ein Missverhältnis zwischen Worten und Werken, wie es charakterloser nicht gedacht werden kann. Er nannte Leibnizens Optimismus geradezu verbrecherisch, obschon Leibniz, nach strengen Ehrbegriffen mehrfach ein Lump und Streber, wenigstens mit seinem Eudämonismus als Mensch übereinstimmte. Denn in so prästabilierter Harmonie des Alls stört es gewiss nicht die Harmonie, wenn Leibniz sich dazu prästabiliert fühlt, möglichst behaglichem Eigennutz für seine wissenschaftliche Wohlfahrt zu huldigen. Wie aber soll man Schopenhauers Verfahren und Beispiel nennen, der mit raffinierter Quälerei unreifen oder halbreifen Gemütern das Leben vergällte, jede krankhafte Sensivität der Hysterischen und Decadenten steigerte, den Hamlet überhamlettete und das Nichtsein an die Wand malte, während er selber seine sinnliche Natur so wenig zu bändigen wusste, dass er für zweie frass und bis in die tiefsten Niederungen schmutziger materieller Gier derartig hinabreichte, dass sich widerliche Geldgeschichten (irren wir nicht, sogar eine Alimentationsaffäre) sowohl von Geiz als Habgier an seinen Namen knüpfen? Charakterlosen Gelehrten — Verlehrten, wie Dühring das schöne Wort fand — mag eine solche Antastung geistiger Grösse mit dem Massstab banausischer Sittengesetze ja höchst überflüssig und spiessbürgerlich vorkommen. Wir jedoch, die wir im Menschenleben das Heroische suchen und es vor allem vom Heros verlangen, verzeihen noch weniger als dem Tat-

menschen dem reinen Geistesarbeiter ein Überwiegen des Allzumenschlichen. Das, was uns alle bändigt, das Gemeine braucht zwar noch lange nicht in wesenlosem Scheine hinter ihm zu liegen; wir sind zufrieden, wenn Anspritzer von Kleinem und Gemeinem doch das Grossmenschliche nirgends zu überklexen vermögen, wie bei dem schmählich verleumdeten, nur an seiner Eitelkeit verwundbaren, herrlichen Voltaire, dem selbst seine Geschäftspraktiken nur Vermehrung seiner Wohltätigkeitsmöglichkeiten bedeuteten. Dieser naive französische Elan des guten Herzens voll unzerstörbarem Wohlwollen stand dem Buddha wahrlich unendlich näher, als Schopenhauers düstere Jeremiaden und Rousseaus eiskaltes Tugendgeschwätz. So sonderbar es klingen mag, wir möchten den Deutschen als eine Reinkarnation des selbstquälerischen Jean Jaques betrachten, der immer la vertu und la nature unnützlich im Munde führte, indess er von unkeuscher Unnatur und heimlicher Gier strotzte wie kein anderer, der rührende Brüderlichkeit predigte, indess sein ganzer Weltschmerz nur aus unbefriedigter Ichsucht keimte.

Die Antike erwartete von Jedem, der als Weisheitsfreund (Philosoph) auftrat, ein weises Leben. Sie verachtete den Schüler der Stoa, der nicht im Leben sich als Stoiker bewährte. Selbst der Cyniker bewahrte durch seine entsagende Ruppigkeit eine gewisse Würde. Pythagoras, Demokrit, Heraklit, Epikur, Plato, Aristoteles, Empedokles führten ein vornehmes Dasein, wie es ihrer Lehre geziemte, und dem Sokrates riet sein Daimon den redlichsten Heldentod. Von Giordano zu schweigen, erwiesen auch Spinozas und Descartes' Charaktere sich nicht unwert ihrer intellektuellen Gaben und Kants Schwächen trüben nicht dem liebevollen Betrachter sein reines Bild. Nur den Philosophieprofessoren des neunzehnten Jahrhunderts, mit wenigen ehrbaren Ausnahmen, blieb es vorbehalten, die „Weisheit" als eine spezialistische Kathederwissenschaft zu traktieren, die mit dem Leben selber nur durch Titel und Kollegiengelder zusammenzuhängen brauchte. Wir lehnen durchaus den Einwand ab, dass der Philosoph doch kein Theologe, oder, richtiger ausgedrückt, kein Theosoph sei. Wird ein christlicher Theologe auf unchristlichem Lebenswandel ertappt, so gibt es allemal ein

grosses Geschrei. Mit Fug, da sich sein Lehren dann als Heucheln herausstellt. Die katholische Kirche stellte ganz logisch den Grundsatz auf, dass der Priester, als Diener Gottes, sich alles Irdischen entäussern, in Armut, Keuschheit, Selbstverleugnung leben müsse. Vom Philosophieprofessor, der seine Metaphysik als müssige Geistespielerei spinnt, wäre es freilich unbillig, philosophische Lebenshaltung zu erwarten, ebensowenig wie man von Dubois-Raymond, Virchow, Haeckel oder Raumer, Niebuhr, Mommsen eine hohe Persönlichkeit heischt. Der Fachgelehrte bleibt ein blosser praktischer Berufsmensch, wie jeder Literat oder Kaufmann. Und doch stellten der freiblickende intuitive Helmholtz und der klare vornehme Ranke ein feineres ethisches Menschentum dar, als irgend ein „Philosoph" des Jahrhunderts. Wir beharren aber dabei, dass der wirkliche Philosoph, wohl zu unterscheiden vom Philosophieprofessor, durch sein Leben das Exempel für seine Lehre zu statuieren habe. Wo das Gegenteil zutrifft, wo das Geschlecht der Erasmus von Rotterdam sich bläht, da brandmarken wir es als heuchlerisches Pfaffentum. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Wenn die „Philosophen" — so nannte sich in der Aufklärungsära jeder enzyklopädistische Salonschwätzer — ein Zetermordio über jeden sündigen Priester erheben, so dürfen wir dies mit gleicher Befugnis gegen jeden Philosophaster, dessen Wandel seine Maulweisheit Lügen straft. Was sollen uns also Schopenhauers unerschöpfliche Invektiven gegen die Professoren, die seine Werke „sekretieren"! Besässe er nur einen Funken buddhistischen Wohlwollens, so würde er bei den armen Mittelmässigen ihre Notlage im Daseinskampf berücksichtigen und die bekannten dreizehn Gründe — eine Frau und zwölf Kinder — auch dann achselzuckend gelten lassen, wenn sie sich zur beliebten Totschweigetaktik gegen den hochmütigen Outsider zusammentaten. So niederträchtige Formen, wie im Marktgetriebe der sonstigen ausserwissenschaftlichen Literatur, für das obige Entschuldigung fast niemals vorliegt, nahm der angebliche Ring gegen ihn niemals an. Auch wird man den peinlichen Eindruck nicht los, als ob, bewusst oder unbewusst, einfache Neidwut des „Privatgelehrten" auf Titel

und Universitätsstellung der amtlich besoldeten Schwätzer vorliege. Dies wird umso wahrscheinlicher, als er in Bausch und Bogen alles beschimpft, was seiner Alleingeltung im Wege stehen könnte, und sein geradezu wahnsinniges Herunterputzen Hegels, als sei dieser der jämmerlichste geistloseste Quatschkopf, unmöglich ernst gemeint sein konnte.

Wohl würde uns schlecht anstehen, die Pein leugnen zu wollen, die ein systematisches Totschweigen des Bedeutenden verursacht hat. „Die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist", zählt schon Shakespeare durch seines Hamlets Mund unter den schwersten Übeln auf. Auch Eugen Dühring nennt in seiner Lebensbeichte die Hemmung des Wirkens durch gehässige Feinde schwerer zu ertragen, als Armut und Blindheit. Allein, Schopenhauer hätte sich sagen müssen, dass sein Pessimismus notwendig die Massen abstiess, dass unter seinen Gegnern auch viele nicht persönlich übelwollende ehrliche Sachfeinde sein mussten, dass der Denker überhaupt nicht wie der Belletrist im Zeitalter der gedruckten Massenliteratur auf breite und weite Wirkung bei Lebzeiten zählen dürfe, und endlich dass seine Schriften trotzdem eine kleine treue Gemeinde erwarben, wohl immer noch zahlreicher als die eines Sokrates! Was soll man von einem objektiven Wahrheitsucher halten, dessen groteske Frauenverachtung sich lediglich auf eine persönliche Erfahrung mit seiner Mutter — wie man sagt, als Mutter und Gattin tadelnswert — und dessen Menschenverachtung sich auf egoistischen Groll über mangelnde Anerkennung seitens seiner Kollegen aufbaute! Grössere als er und fast alle ihm Ebenbürtigen machten unendlich Schwereres durch, schmeckten alle Bitternisse, Leiden, Gefahren, und erhoben sich darüber mit dem Stolz des wahren Genius. Wenn je der vielgemissbrauchte Spott über „verkanntes Genie" zutraf, dann angesichts dieses Brahminen, der sich gleich grenzenlos erkühnt, den Schleier der Maja zu lüften, und sich dabei so kleinlich in Sansara verstrickt, dass sein Weltschmerz immer wieder in den Refrain austönt: Und ich, der grosse Weltüberwinder, werde nicht genug rezensiert und honoriert! Er sich über den Splitter in fremden Augen erbosen! Er, dessen eigene Charakterlosigkeit zum

Himmel schreit! Vor den ewigen Richtern, den unbestechlichen Herren des Karma, um theosophisch zu reden, steht er als ärgster Sünder da, nämlich gegen den heiligen Geist. Sein selbstisches Aufgreifen und Auslegen des Buddhismus, sein falscher giftiger Pessimismus, den seine Blindheit einem Buddha und Jesus andichtet, in Verein mit seinem unedeln persönlichen Vorbild haben die sogenannte Weltverneinung salonfähig gemacht, sie als kokette Maske allen Schiefen, Faulen, Morschen und Versumpften empfohlen. So wurde er der Prophet aller müden Roués und aller Dekadenten, gründete einen Buddhismus für abgegeilte Wüstlinge, hysterische Frauenzimmer, verlebte und kampfunfähige Schwächlinge. Nichts bezeichnender, als dass sein eifrigster heutiger Nachfahre, Grisebach, ein Staatsstreber und Erotomane, die Erlösung in Sankt Arthur als Neuer Tannhäuser im Venusberge suchte. Wenn in Grisebachs wohllautvollen sprachschönen Rhythmen die Namen Buddha, Maja, Nirwana auftauchen, so grinst uns hinter diesem indischen Domino nicht das ewige Leben, nicht die Erlösung, sondern die Verwesung an. Solchen wohlfeilen Maskenball eines sinnenschwülen Weltpessimismus, der über Beschränkung und Vergänglichkeit des Genusses feige wimmert, solche Beichten wie das bekannte Tagebuch jener russischen hysterischen Jungfrau, solche Seelenzustände wie in Bourgets „Disciple“ hat eine sogenannte Philosophie hervorgezaubert, zu deren Entlarvung wahrhaftig schon der gegen sie gerichtete wohlfeile Spottvers genügt: „Auf, du Lebenshasser, springe frisch ins Wasser! Wir? Wir müssen bleiben, müssen Bücher schreiben, zu bekehren die betörte Welt!“

Als einzigen Milderungsgrund für Schopenhauers geistige Sünde, die nur ein Konterfei seines bösen Willens und seines schlimmen persönlichen Vorbilds, möchten wir anführen, dass er die ihm angeblich gehörende, irrtümlich ihm zugeschriebene, buddhistische Erkenntnis des Welträtsels selber nicht verstanden hat, wie dies bei Geistesplagiaten oft zu geschehen pflegt.

An verschiedenen Stellen seiner Schriften äussert er sich über den Plagiatbegriff, beschuldigt auch einmal Goethe, ihm etwas entlehnt zu haben. Das mag bei Goethes gross-

artigem Aneignungsvermögen wohl stimmen, zumal Emerson bezüglich Shakespeare sehr triftig das Recht des Genies auf sogenanntes Plagieren in Schutz nahm.

Sch. hingegen stellt mit Strenge Laplace als Plagiator Kants, Newton des Hooke, Goethe in dessen Pflanzenmetamorphose als Berauber K. F. Wolffs hin. Nun bewies schon eine Studie von Romeo Manzoni, dass der gegen Plagiate wetternde Schopenhauer manche Wendung Giordano Bruno entnahm, den ja auch Goethe laut Kuhlenbecks Nachweis uneingestanden benutzte. Giordanos heiligem Namen, den er Jordanus tauft, begegnen wir aber selten genug in Schopenhauers Werken, und der grimme Feind des „Sekretierens" dürfte hier den gleichen Vorwurf einstecken. Wer Giordano wirklich studierte, und dies scheint bei unserm Bramanen wenigstens teilweise der Fall gewesen zu sein, und dann nicht unablässig begeistert auf so lautere Urquelle verweist, bekundet schon in diesem Zuge eine schielende Zweideutigkeit der Sachliebe. Bezeichnend, dass der ehrgeizige Pessimist die Entdeckung der Giordano-Grösse dem mannhaften Dühring vorbehielt, dessen nicht minder massloses Selbstgefühl doch immer redlich das fremde Grosse herausspürt. Dass dem angefaulten Jeremias von Frankfurt die Eroici Fuori des Heldendenkers wahrscheinlich unverdaulich im Magen lagen und Giordano, wenn er ihn wirklich genau las und verstand, seinem eigenen trostlosen Weltbild unbequem im Wege stand, hätte ihn erst recht zu polemischem Eingehen veranlassen sollen. Derlei Aufmerksammachen auf einen ebenso verkannten und unbekannten Grösseren konnte aber der absolutistische Pessimist nicht brauchen, der ein Monopol auf alle nachindische Gedankenarbeit beanspruchte, als sei Er der erste originale Wahrheitsfinder. Dass sein ganzes System nur aus indischen Anregungen hervorging, verhehlte er zwar nicht, doch in einer Weise, die den Umfang der Anlehnung und Aneignung verschleierte, so als ob erst er allerlei abstruse Mystik in wissenschaftlich verständliche Formeln gekleidet habe. Dass er diesen Eindruck erwecken will, ist nur insofern halb zu verzeihen, als seine Kenntnis des esoterischen Buddhismus, welche überhaupt erst durch die theosophische Bewegung

nach Europa drang, dem damaligen Forschungsstand gemäss noch eine ziemlich lückenhafte war, obschon er zweifellos hierin seinem Zeitalter vorausschritt. Daraus ergeben sich aber auch seine Widersprüche und Missverständnisse.

Wiederholt kommt er mitten in seinen Darlegungen darauf zu sprechen, das Schicksal habe ihn besonders begünstigt, indem seine Wohlhabenheit ihm behäbige Ruhe und unabhängige Beschaulichkeit ermöglichte. Jeder Fakir würde ihn darüber belehren, dass dies, was er als seine Freiheit auffasst, gar keine Freiheit, sondern Fessel sei, die ihn an Sansara binde, dass im Gegenteil Not und Leid noch keines wahren Denkers Contemplation beeinträchtigten, vielmehr durch Überwindung solcher Reibung erst die wahre innere Freiheit erworben werde. Und siehe da, der nämliche rentengesegnete Privatgelehrte, der obiges mit leckerem Behagen ausprahlte, versichert dafür in seiner Lehre, dass alle physischen Güter nichtig, ja feindselig für Erwerben des Heils seien. Einer solchen Verworrenheit und Haltlosigkeit gegenüber erinnert man sich an Nietzsches Abscheu vor intellektueller Unsauberkeit und Unrechtschaffenheit, freilich eine staunenswert ergötzliche Selbsterkenntnis in Nietzsches Munde. Für diesen nachgeborenen Stiefbruder Schopenhauers, der mit gleicher Casuisterei das Weltproblem nur von der entgegengesetzten Seite anbohrte, hat zuerst Hermann Türck in einer hübschen Abhandlung das Nennwort „Sophist" gefunden. Nun wohl, die Griechen unterschieden reinlich den „Philosophen", nämlich den redlichen Weisheitsfreund, dessen Lebenshaltung in gleicher sauberer Bahn verläuft, vom „Sophisten", der dialektisch disputiert und spintisiert, dessen Forschen nach den letzten Begriffen nur den kalten ichsüchtigen Verstand und nie das Gemüt erfüllt. In diesem Sinne werfen wir auch Schopenhauer zu den Sophisten.

Wie schon eingangs erwähnt, war er sich seines Gegensatzes von Lehre und Leben bewusst und suchte solch schlagender Vorhaltung zuvorzukommen. Wiederholt erläuterte er dies als beste Probe für die Richtigkeit seiner Weltauffassung, dass der Wille das einzig Primäre und Wesenhafte sei, der Intellekt nur sekundäres Rüstzeug des Willens,

weshalb die schönste Erkenntnis noch lange nicht die ursprüngliche unveränderliche Natur breche. Merkst du, treuherziger Schopenhaurianer, den hinkenden Teufelsfuss? Ist der Wille-zum-Leben so dämonisch selbstherrlich in sich, dann hört auch jede Selbstverantwortung auf und sowohl der Meister als du selber mögen getrost im Sumpfe ihres sinnlichen Egoismus weiterplätschern, da euch das Erkennen eures seelischen Elends ja doch nichts hilft. Das erhabene Gesetz der Karma - Kausalität fasst er derartig auf, als sei das Ich nun wirklich sein eigener Herr und Herr der Welten, so dass die Reincarnation durchaus allein vom eigenen Willen abhängt und zwar in der Form dieser Neuerscheinung selber. Der böse Wille erbt sich als ewige Krankheit fort. Woher aber stammt der gute Wille bei wenigen Auserwählten, die den Willen verneinen? Offenbar aus einer Art Gnadenwahl, worauf Schopenhauer wiederholt hindeutet. Woher diese Gnadenwahl?

Keine Antwort. Woher der böse Wille zum Sinnenleben? Keine Antwort. Da keine Wirkung ohne Ursache sein kann, gerät also die Kausalität mit sich selbst in Widerspruch, obschon sie allein den unentrinnbaren Zwang pessimistischer Weltanschauung erklären soll. Da das Wesen (Wille) unzerstörbar gleich bleibt und ein supranaturelles Eingreifen höherer Mächte ausschliesst, so bedingt der angeblich so selbstherrliche Wille gleichzeitig die vollkommenste Unfreiheit, da er durch keinerlei freie Entschliessung seine Bahn verändern kann. Lägen die Dinge so, und materialistischer Determinismus nickt dazu bejahend, so wird spöttische Logik fragen: durch welch Naturwunder entzündete sich dann in Schopenhauers unzweifelhaft bösem Willen das Licht des Heils, das doch sonst durch besondere Gnadenwahl nur dem guten Willen erkennbar wird? Und wie kommt es, dass dies Licht, das sonst bei den Begnadeten so fromm erleuchtet, sein eigenes Seelendunkel nicht erhellte und aus dem Verstande nie erwärmend bis ins Gemüt drang? Endlich, warum gibt er sich dennoch die Mühe, uns ein Licht aufzustecken, da laut seinem eigenen Pessimismus das Dunkel des Weltleids undurchdringlich bleibt und der seiner selbst bewusste böse Wille dennoch blind und toll in Sansara

weitertappt? Ist die Welt nur Vorstellung des individuellen Willens, sind also Welt und Wille gleichmässig differenziert, nämlich widerspruchsvoll unlogisch eingerichtet, weil jeder Wille sozusagen eine eigene besondere Welt sieht, zerrinnen doch selbstverständlich alle ethischen Massstäbe und jeder Wille hat auch seine eigene Ethik. Die einzige logische Folgerung müsste also zu Nietzscheanismus und Darwinismus führen, die allein in Auslese des Stärkeren eine grausame Moral sucht, also in krasser Bejahung von Welt und Wille.

Stattdessen singt uns der böse Wille Schopenhauers, angeblich sich selbst erkennend, in allen Tonarten ein Hohelied der Verneinung vor und preist uns die Glückseligkeit der Selbsterlösung von Heiligen, Büssern oder doch mindestens edeler als er (Schopenhauer) selbst gearteten Naturen an. Aus seinem eigenen Denksystem drängt sich aber die Unmöglichkeit auf, dass der starr in sich beruhende, unverändert fortvererbte, böse Wille plötzlich so völlig aus sich heraustreten könne, um den ganz entgegengesetzten guten Willen in voller Klarheit zu erfassen, trotzdem aber gleichsam in ohnmächtigem Neid aus ewig getrennter Ferne darauf hinzustarren, ohne im geringsten die eigene niedere Stufe verlassen und emporsteigen zu können. Man könnte nun einwerfen, dass Schopenhauer (mit allerlei buddhistisch-brahmanischen Wendungen) eine ‚Metanoia‘ oder Umkehr des Willens offenlasse, durch welche der Pfad des Heils in Buddhas Sinne genommen und die Reincarnationen zu Nirwana hingeleitet werden könnten. Aber abgesehen davon, dass nach seinen eigenen Ausführungen die Ursache dieses plötzlichen Weltverneinungsstrebens unerklärlich bleibt, also in solch vereinzelten seltenen Fällen auch nur durch Illuminatio einer Gnadenwahl möglich erscheint, was alles wieder der notwendigen inneren Unfreiheit einer „Welt als Wille und Vorstellung“ widerspricht und in eine vom Pessimismus-System untrennbare Kausalitäts-Mechanik unvereinbare Launen und Salto Mortale — woher? aus wessen „Willen“? — hineintragen würde, hält sich der ernstlich nachdenkende Schopenhaurianer natürlich ans greifbare Beispiel des Meisters selber. Wenn nämlich sogar dieser neue Buddha, der den Majaschleier hob, „das grosse Weltenauge“,

„das Licht, das selbst Natur sich angezündet“ (wie könnte Sansara-Natur sich selber ein Licht entzünden, kraft welchen Willens?!), aus seiner erkenntnistheoretischen Wahrheitslehre nichts Wesentliches zur ‚Umkehr‘ seines eigenen gemein egoistischen Willens erwarb, so müssen alle Schwächeren vollends daran verzweifeln. Wozu dann also noch Moral und Ethik, wozu sich anstrengen, da wir dem Kausalitätsring ja doch nicht entweichen, also in alle Ewigkeit den bösen Willen reincarnieren werden? Leben wir ihn also aus, sintemal wir nicht anders können! Eine sittliche Weltordnung gibt es nicht; das Weltleid überkamen wir ohne eigene Verantwortung; Gut und Böse, Schuld und Strafe, im menschlichen Sinne fallen weg, bei so unfreiem Zwang des Lebenswillens. Also verachten wir Leben und Tod, Welt und Wille, schimpfen wir gründlich darauf, aber geniessen wir möglichst die sinnlichen Güter dieses traumhaften Lebens, fürchten wir ängstlich den Tod, der die „Vorstellung“ aufhebt, belustigen wir uns als Selbstherren der Welt, die nur von unsern eigenen Gnaden als Vorstellung besteht, und hausen wir als Gott mit unserm Willen, den wir bejahen, da wir ihn doch nicht verneinen können; wimmern wir nur dabei tüchtig über die ungerechte Grausamkeit des Weltwehs, halten wir uns täglich die Nichtigkeit des Daseins vor, reissen aber vor jeder Cholera aus, wie der täglich den Tod anpreisende Leopardi, und vergewissern wir uns vor allem, dass ohne die bewusste Gnadenwahl, die ja doch zu unsereins nie kommt, sittliche Läuterung und überhaupt jede Anstrengung entbehrlich und überflüssig sind! Wir kennen nur eine Pflicht, nur einen kategorischen Imperativ, nämlich Welt und Wille möglichst nichtsnutzig zu finden, uns und das All zu verachten, im übrigen die Farce möglichst bequem zu Ende zu spielen, die abscheuliche Sansara zu geniessen, wie und wo wir können, sofern das ebenso abscheuliche Nirwana, das wir anstandshalber als angenehme Erlösung unnützlich im Munde führen, uns nicht durch ewige geheime Todesangst den Genuss vergällt!

So allein hat die sogenannte Philosophie des Pessimismus auf ihre weitverbreitete Gemeinde gewirkt. Man muss brutal die Dinge beim rechten Namen nennen, mit

etwas Übertreibung diesen bewussten und unbewussten Eindruck auf die Spitze treiben, um das Richtige herauszuschälen und den verderblichen Einfluss zu formulieren. Wir erlassen uns weitere Erörterung, wie dieser falsche und faule Pseudo-Buddhismus nicht nur alle Schwächlinge, sondern auch alle Schufte anreizen musste. Fast alle „gebildeten“ Kanaillen wurden Schopenhaurianer, bis sie — Nietzscheaner wurden, wo sie noch besser fanden, was sie brauchten, ohne metaphysisches Brimborium, so dass selbst die ungebildeten Kanaillen hier ihre Rechnung fanden. Der Zulauf, den Schopenhauers Lehre in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gewann, bis sich das Fin-de-Siècle selbst für die Unsittlichkeit des Pessimismus noch zu unsittlich und denkfaul fühlte und einen Cancan des völlig blödsinnigen „naturwissenschaftlichen“ Optimismus tanzte, bezeugt das unablässige Sinken aller geistigen und sittlichen Werte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wie das unvergleichliche Jahrhundert der Nivellierungsdemokratie es darstellt. Den Unbelehrbaren, die uns etwa schmähen, wir hätten den Meister entstellt und missverstanden, raten wir, ihn erst mal gründlich zu studieren. Ihre Scheuklappenblindheit — der richtige Schopenhaurianer verschmäht von vornherein jede andere Belehrung, wie ja laut Schopenhauers eigener Anmassung er das einzige Gedankenmass aller Dinge sein soll — müsste sich freilich dann zu vergleichendem Studium des wahren esoterischen Buddhismus und der brahmanischen Geheimlehren bequemen. Dann würde ihnen vielleicht auch die stille Entrüstung dämmern, welche aus unserer Verdammung vernehmlich genug ertönt. Denn dass Schopenhauers Denkgebäude, auf schiefem Fundament erbaut, unter jedem Hammerschlag der Logik in lauter Risse zerklafft, wäre noch kein Verbrechen. Der schiefe Turm von Pisa bedurfte einer besonderen Berechnung innerer Schwerkraft, die bei dieser mörtellosen Denktechnik notwendig ausblieb. Aber dass er den Begriff des Pessimismus, der teils als tatfroher Entrüstungspessimismus, teils als Erhabensein über das törichte Aussensein ein Bestandteil edler Idealität und ein Hebel des allein kulturfördernden Idealismus allzeit bedeutete, bei allen Gesunden und Braven anrüchig machte, dass er

in Europa für lange Zeit die Quellen Indischer Weisheit verschüttete, indem er ein nur seiner eigenen Schwäche konformes Bild der Weltverneinung entwarf und hiermit der Ausbreitung des Buddhaheils im so bedürftigen Abendlande verzögernde Schranken zog, das soll ihm nimmer vergeben werden.

Der Plan dieses Buches erlaubt nicht längere fachlich-philosophische Kontroversen.[1]) Auch wären sie unnütz für jene ungeheure Mehrzahl, die von Theosophie und Okkultismus nichts weiss, doppelt unnütz aber für die Kenner unserer Geheimwissenschaften. Es mögen daher wenige Winke genügen. Seine Willkür einer Trennung von Wille und Intellekt könnte schon die heutige Psycho-Physiologie experimental lächerlich machen. Da es ihm an jedem plausibeln Nachweis fehlt, hilft er sich mit der populär-naiven Ausrede: man könne die Menschen, z. B. die bösen Professorenkollegen, intellektuell völlig überzeugen; wenn sie also trotzdem die Wahrheit nicht anerkennen, so beweise dies, dass der üble Wille immer stärker sei. Übersah er wirklich, dass dieser allerdings unzähligemal vorkommende und mit zur Lebensökonomie gehörige Vorgang gerade die Einheit von Wille und Intellekt dartut? Man dürfte eigentlich umgekehrt sagen, dass der unbewusste Wille, auf den naturgemäss immer zuerst der Eindruck als solcher wirkt, nämlich die veranschaulichende Vorstellung, sofort Wahrheit und Grösse ahne, empfinde, erfasse. Der Wille selber wird allemal instinktiv die richtige Vorstellung auslösen: dies da ist ein Riese und der da ein Zwerg. Wenn also trotzdem, worüber Arthurs verkanntes Genie in zahllosen Wiederholungen sich ereifert, charlatanische gewandte Zwerge als Riesen und offenbare Riesen als Zwerge ausgeschrieen werden, so ging solche Mala Fides durch sehr verschmitzten Intellektprozess hindurch, insofern der anfangs richtig anschauende Wille nun reflektiv erwägt, dass ungefüges Genie sowohl ihm persönlich im Wege stehe, als auch die Weltlüge benachteilige, während geschmeidige Mittelmässigkeit weder fremde

[1]) Wir verweisen diesbezüglich auf unser Büchlein „Letzte Wahrheiten“, worin manche Fragen kontra Schopenhauer angeschnitten.

Eitelkeit beleidigt, noch den allgemeinen Augiasstall belästigt, oft sogar den Weltinteressen sozusagen gemeinnützig schmeichelt. Die instinktive Abneigung gegen alles wirklich Geniale, weil es das Unbequeme sein muss, die auffällige Tatsache, dass der materielle Erfolg des Unbedeutenden niemals einen so bitteren Neid erweckt wie die Leistung des selbst erfolglosen Bedeutenden, erklärt sich sehr leicht aus dieser schlauen Überlegung des gedemütigten niederen Intellekts gegen den grösseren und der böse Wille entstammt demnach hier gerade dem Intellekt. Es würde nicht der Mühe verlohnen, die handgreifliche Identität und Gleichzeitigkeit aller Funktionen des Gehirnlebens zu betonen, für monistische Anschauung ohnehin selbstverständlich, wenn nicht Schopenhauer, wie wir sahen, aus seiner rein ins Blaue hingestellten Prämisse die früher gekennzeichneten Schlussfolgerungen zöge und von ihr sein ganzes System seinen Ausgang nähme. In der Tat, wenn der rudimentäre „Wille" sogar den eigenen Intellekt (der in Wahrheit nur das Bewusstsein des Willens ist, mit ihm eins und dasselbe) derart täuschen und unterdrücken könnte, so wäre auch das Unding möglich, dass er sich vom Intellekt des Alls und vom Willen der Weltseele unabhängig halten könnte, in stierer stumpfer Isoliertheit und Verranntheit in ein dumpfes, traumhaftdüsteres Triebleben, das bewusstlos den schmutzigen Weg seiner triebhaften Begierden in tierhaft primitiver Stofflichkeit dahintrottet. Da die „Wissenschaft" nun heute ergründete, was nur Umschreibung altbrahmanischer Anschauung bedeutet, dass unser Ich nur eine Republik von Zellen, und da wir, aus kosmischen Stoffen bestehend, nur aus steter Verbindung mit kosmischer Einwirkung unsre Daseinskräfte schöpfen, so ist ein für sich bestehender individueller Wille-zum-Leben ein leerer Wahn. Vielmehr bedeutet auch er, den Schopenhauer als Wurzel alles Geschehens betrachtet, nur einen trügerischen Schein, ein täuschendes Phänomen, besitzt nur die Selbstherrlichkeit eines Schauspielers, der eine eingelernte Rolle agiert. In ihm und dem Individuum veranschaulicht sich lediglich — so wie das zusammenfassende unfassliche Ego der unnennbaren Gottheit sich in Myriaden Welten manifestiert — sein

transzendentes Ego jenseits alles Willens-zum-Leben. Von dieser Formulierung du Prels für altbrahmanische Weisheit wusste Schopenhauer ebenso wenig wie von den sieben Grundstoffen des Menschen und den sieben Ebenen jenseits der irdischen Bewusstseinsschwelle, deren Durchschreitung erst die Reinkarnation ermöglicht. Diese erfolgt keineswegs durch individuellen „Willen zum Leben", wie ihn Schopenhauer mit anthropomorphischem Grössenwahn sich einbildet, sondern auf Geheiss und mit Beihilfe der „Herren des Karma" in Verein mit dem transzendenten Ego. Obschon nur letzteres eine Willensfreiheit besitzt und in den Zwischenräumen seiner Inkarnationen, im Interregnum zwischen Tod und Neugeburt, zur Anwendung bringt, so dienen doch alle Leiden und Erfahrungen eines Körperlebens dazu, der Neugestaltung einer Inkarnierung wesentlich neue Züge hinzuzufügen, so dass der individuelle Wille sich tatsächlich langsam ändert und bessert, je nach dem Mass seiner gewonnenen Einsicht, welche freilich nur durch Kampf und Leiden entstehen kann. Der Weg zur Erlösung steht allzeit jedem offen, und der erhabene Plan der sittlichen Weltordnung will, dass am Ende alles Wesenhafte zur Verklärung des Nirwana gelangt. Das allerwichtigste Mittel zur Brechung des bösen Willens ist aber gerade die intellektuelle Erkenntnis, weswegen Buddha gar kein Glauben, sondern nur Begreifen und Erkennen verlangt.

Jeder Glaube ist um so wertloser, als niemand den andern erlösen kann, sondern nur Ego sich selber. „Selbst ist der Herr von Selbst", nicht Herr einer Welt aus Wille und Vorstellung, sondern gerade, woran des Pessimismus Schwäche verzweifelt, Herr seiner eigenen Erlösung. Diese, die Verneinung des schlechten Willens, erwirbt man nicht durch irgendwelche Gnadenwahl, sondern allein durch ernstes Forschen, Suchen und Streben innerer Versenkung und Beschaulichkeit. Dass ein Wille, sei er noch so verstockt, in blinder Bejahung des Ichs beharre, nachdem er die Vergänglichkeit und eigentlich Nichtexistenz des Ichs durchschaut, schliesst sich von selber aus. Je nach dem Massstab seiner sittlichen Kräfte, nach dem jeweiligen Stufenstande seiner Inkarnation muss jeder, dem Erleuchtung zuteil ward,

eine grössere oder kleinere Änderung und Besserung unwillkürlich erfahren. Wenn also Schopenhauer, der volle buddhistische Erkenntnis beanspruchte, nicht mal Anstalten machte, gemäss seiner salbungsvollen Predigt Willen und Leben zu verneinen, so gibt er uns ein Rätsel auf. Schier sollte man glauben, dass alle schlechten und nie widerlegten Zeugnisse über seinen Charakter und Wandel auf Verleumdung oder Kurzsichtigkeit beruhen. Doch er selbst sorgte durch seine Schriften dafür, dieser ohnehin unwahrscheinlichen Ausrede vollends den Boden zu entziehen. Denn selbst hier, wo er mit seinen besseren Trieben kontemplativ allein war und jeder Zwang äusserer Umstände fortfiel, treffen wir denselben neidischen, rachsüchtigen, zornwütigen, hochmütigen, selbstverliebten und masslos ichsüchtigen Gesellen. Wenn er auf Frauen und Liebe schimpft, vergisst er nicht mit heimlich schmatzender Lüsternheit zu betonen: „Auch ich habe gelebt und geliebet,“ welche Episode — in Venedig, wie man sagt — wohl recht danach angetan war, seine Auffassung der Liebe und des Weibes zu stützen. Ja, er hat Recht, er und seinesgleichen finden die Liebe, die sie verdienen, die sexuale Venus des neuen Tannhäuser, nicht die Venus Urania reinerer Schauung, so wie sie auch die Philosophie finden, die zu ihnen passt. Ihr hochtrabender Pessimismus ist eine anthropomorphische Anmassung, die einen Zweck des Leidens mit der einzigen Begründung leugnet, dass der Sinnenmensch gebratene Tauben aus Schlaraffenland bequemer schmausen möchte. Da Lust und Unlust sich gegenseitig bedingen, das Lustgefühl des Lebens-an-sich aber bei weitem die Unlust überwiegt, wenn man nur genau abwägen wollte, so wird freilich nur zu erklärlich, warum solche Pseudo-Pessimisten so krampfhaft am Leben hängen. Pessimismus hätte seine einzige Berechtigung in abstraktem Idealismus, doch grade dieser überwindet jede Anfechtung des Weltleids durch Wohlwollen, Mitleid, Beseligung des eigenen unantastbaren Himmels im Innern. Deshalb geniesst der wahre Buddhist und Theosoph eine freundliche und liebliche Heiterkeit, wie sie auch so entzückend aus den Bekenntnissen wahrer Heiligen, wie des Franz von Assisi, heraustönt, und nichts verwirft Buddha in seinen (Schopenhauer natürlich

unbekannten) Reden und Parabeln unerbittlicher als finstre Askese und selbstpeinigende Frömmelei mit obligater Schopenhauerscher Streit- und Zanksucht. Rastlose Arbeit im Dienste des Ideals zur Ausbreitung des Heils verlangt er von seinen Jüngern, aus unermesslichem Wohlwollen und treuer Selbstlosigkeit soll die heitre selige Gottesruhe entspriessen, welche zu den „Schauungen" Einlass und endlich Eingang in Nirwana gewährt. Nirwana aber, das Schopenhauer auch nur als „Nichts" erklären kann, obschon er geistreich zusetzt, dass vom Standpunkt Nirwanas aus unser Ichleben weniger denn Nichts sei, ist keinerlei räumlicher und zeitlicher Aufenthalt, wonach sogar der Nichts-Begriff noch immer schmeckt, sondern ein in sich selbst beruhender Zustand des Absoluten, das All-Gefühl, der Universalaffekt Giordano Brunos, ein in der Inspiration schon hienieden erreichbares höchstes Glücksgefühl, das Byron mit den Worten aussingt: „Ich lebe nicht in mir, ich werde ein Teil all dessen, was um mich her." So führt das wahrhaft Heldenhafte, Brunos Eroici Fuori, gradeso zum esoterischen Buddhismus, wie die heroisch duldende Vernichtung des Sinnenscheins im Indischen Büsser, und ein gewaltiger Eingeweihter der Joga-Kunst (okkulter Erhöhung der Seelenkraft zur Beherrschung der Materie) sprach in einem englisch geschriebenen Buch das grosse Wort gelassen aus: „Schwächlinge können wir unter uns nicht brauchen".

Völlige Furchtlosigkeit, ein auf geheimen Gründen beruhendes Selbstvertrauen, heitere Zuversicht auf die unsterbliche ewige Kraft in uns und über uns, das sind die Früchte des stählenden erhebenden wahren Buddhismus, des höchsten Optimismus, der überhaupt nicht den Willen-zum-Leben, wie Schopenhauers stilistisch entgleiste Phrase den hehren Sinn für das europäische Publikum verfälschte, sondern lediglich den Willen-zum-Ich verneint, nur um den göttlichen All-Willen in uns auszubilden, unsern im Körperdasein gefesselten unsterblichen Willen zu befreien und zu tausendfacher Kraft zu erhöhen, kurz aufs allerstärkste zu bejahen, was Jesus „das ewige Leben" nennt. Wenn Schopenhauer gelegentlich faselt: Die Begebenheiten (sic) in Galiläa würden die Urweisheit des Menschengeschlechts am

Ganges und Indus nicht umstossen, so schmeichelt er freilich dem Bildungspöbel, dem jedes Antichristentum imponiert. (Vom „erhabenen Stifter der christlichen Ethik“ spricht er hier und da mit Verehrung, schlägt sich aber sonst nur mit allerlei Kirchenvätern herum.) Ein Initiierter wird aber solches völlige Mangeln buddhistischer Reife, das jene mythischen Begebenheiten der symbolistischen Evangeliendichtung für das Wesentliche hält, dagegen die abgrundtiefe Grossartigkeit der Sprüche und Parabeln des Buddha Jesus (der nächstfolgenden Inkarnation des Gotamo) für Naivetäten eines gewöhnlichen Gottsuchers erachtet, nur mit Mitleid strafen. Hätte übrigens unser trauriger Pessimist von Asoka Kunde empfangen, dem grössten Herrscher aller Zeiten, der von sich aussagen durfte: „Es gibt für mich keine Übersättigung in der Arbeit,“ „alle Menschen liebe ich wie meine Kinder, im Diesseits will ich sie glücklich machen und im Jenseits sollen sie das Heil gewinnen,“ so würde er geahnt haben, welch Zerrbild des heldenhaften Buddhismus er uns vorsetzte. Bedenkt man nun, dass ein kannibalisches Volk von Bestien wie die erdverwüstenden Mongolen der Steppe heut unterm Zauber Buddhas ein Geschlecht heitrer sanfter gottseliger Friedensmenschen geworden ist, wie noch jüngst ein Reisender wehmütig im Hinblick auf diese einst so prächtigen Nietzscheschen Bestien beklagte, so lösen wir das Rätsel, warum Schopenhauers angeblicher Buddhismus weder ihm noch seinen Anhängern den geringsten ethischen Nutzen brachte, rundweg dahin, dass dies alles nur etwas von aussen Angemachtes, sozusagen Angelesenes, innerlich Fremdes blieb, daher auch nie aus passiv platonischer Neigung wirklich ins Innere drang. Ein eitler ehrsüchtiger Verstand, nicht schöpferisch beanlagt, dagegen in dialektischer Sophistik seine denkerische Stärke erkennend, warf sich auf diese bisher in Europa unbekannte fremde Grösse.

Wenn andere wie Egmont spanisch kamen und spanische Luftschlösser mit Grandezza bauten, so versprach er sich viel davon, uns Indisch zu kommen, als scheinbares Original einer neuen Mode. Wie alle ungeschickten Plagiatoren, zog er aber das gelbe Gewand des Chela verkehrt an, besudelte indische Weisheit mit seinem eigenen schlechten Willen und

führte als feierlicher Magus aus dem Morgenland allerlei Ochsen in seinen neuen Stall von Bethlehem, voll seiner eigenen Dalai Lama-Exkremente, aber ohne Heiland und Verkündigung der Engel. Er sah sich gleichsam eine Buddhastatue von aussen mit artistischen Augen an und knetete danach ein Figürchen. Literarisches Experiment, nichts weiter, seine Kapitel über Ästhetik, Kunst, Genie daher eine Oase in der verworrenen Wüste seiner denkerisch haltlosen Verworrenheit. Sein blendender Esprit, sein umfassendes Wissen, sein oft nerviger Gelehrtenstil gewähren erlesenen Genuss. Aber philosophisches System? Lauter Parerga und Paralipomena!

In der Struktur seines Hauptwerkes fällt gleich unangenehm auf, dass er den Stoff gespalten hat, indem er einen zweiten Band „Ergänzungen" dem ersten anhing, wodurch der Eindruck sich nicht verstärkt, sondern verflüchtigt. Dies beweist mangelhafte Ver- und Durcharbeitung, indem er so gleichsam für klaffende Lücken separat einen Mörtel beifügte und Unklarheiten nachträglich zu erhellen suchte. Auch dürfte es ein vernichtendes Urteil sein, dass gerade der zweite Band den höheren Wert hat, denn in ihm überwiegt das sozusagen Feuilletonistische, das geistreiche Plaudern über alle möglichen Dinge, das vielfache Zitieren aus alten und neuen Autoren, das Heranziehen einzelner physiologischer Entdeckungen. Einzelne Kapitel darin, wie das über Metaphysik der Geschlechtsliebe, verschafften ihm allein seine spätere weite Verbreitung, so dass Schopenhauers Einfluss doppelt unheilvoll wurde, weil die meisten seiner Leser nicht mal fähig waren, der rein philosophischen Deduktion zu folgen, und sich einzig an solche Feuilletons über das Elend und die Gemeinheit der Welt hielten. Wie die Oberflächlichkeit den „grossen Messias" verstand, wird so recht klar aus Zolas „Joie de Vivre", wo ein jugendlicher Schopenhaurianer, von Zola meisterhaft als Typ dieser Verseuchten geschildert, sich in ewiger Todesfurcht windet, weil er den Glauben ans christliche Jenseits verlor. Ganz recht! Also hat sich Schopenhauer umsonst bemüht, die indische einzig mögliche Auffassung der Unsterblichkeit den Occidentalen zu demonstrieren, sie verstanden nichts davon

als die Vernichtung ihres individuellen Ichs, nämlich des bestimmten Gottlieb Schulze. Dies jämmerliche Missverstehen wäre ja an sich nicht seine Schuld, doch es liefert den schlagenden Beweis, dass seine Demonstrierung des Buddhismus, den er ja freilich als seine eigene Lehre vortrug, an unerträglicher Halbheit krankt, daher missverstanden werden muss. Die Unzerstörbarkeit des „Willens zum Leben" in jeder Erscheinung kann dem Durchschnittgebildeten überhaupt nur verständlich werden durch die genaue und gründliche Fortsetzung der brahmanisch-theosophischen Lehre über das Jenseits. Ohne solche Ergänzung wird niemand begreifen, dass selbst von Vernichtung des individuellen Ichs — wohl zu unterscheiden vom physischen Individuum — nicht die Rede sein kann, dass daher der horror vacui — wir vermissen diesen bekannten Ausdruck bei Schopenhauer als treffendste Erklärung der Todesfurcht — sich völlig trösten mag. Wenn seine Gemeinde also eine entnervende Hoffnungslosigkeit aus seiner Lehre allerdings irrig herauslas, so wird dies verschuldet durch seine eigene Unklarheit und offenkundige Unsicherheit. Wer soll aus seinen flüchtigen Andeutungen sich einen Begriff von der Metempsychose machen! Das völlige Fehlen des Karmabegriffs, seine Unkenntnis dieses höchsten Gesetzes, bringt das fundamentlose Schwanken des ganzen Gebäudes zu stande. Da aber noch heute viele Anhänger Schopenhauers es verschmähen, zu den indischen Urquellen niederzusteigen, und sich mit diesem ungeschickten Abguss begnügen, so hat selbst seine an sich verdienstliche Anknüpfung an die wahre Weisheit des Menschengeschlechts mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Darüber sagten wir ja schon vorher das Nötige.

Die Grundlegung Kants, dass der Satz vom Grunde (Kausalität) nicht, wie Hume behauptete, aus der Erfahrung hervorgeht, sondern etwas ursprünglich Gegebenes sei, durch welches erst alle Erfahrung möglich werde, wird heut eigentlich wieder bestritten (Schmidts Erfahrungsphilosophie), wie wir an andrer Stelle noch sehen werden. Jedenfalls möchten wir richtiger es ausdrücken, dass nicht der Kausalitätsbegriff, welcher in der Succession der Zeiterscheinungen in unsrer Vorstellung wurzelt, das Gegebene sei, sondern die

Fähigkeit der „Vernunft", diesen Begriff früher oder später zu bilden und das gesamte Vorstellen danach zu regeln. Wenn nun aber Kant und mit ihm Schopenhauer nachweisen, dass alle Anschauung nicht sensual — Schopenhauer sagt hier „nicht bloss sensual", das ist aber ein zweideutig schiefes Paktieren mit dem unreifen Sensualismus —, sondern intellektual als reine Verstandeserkenntnis ist, so sollte Schopenhauer doch logisch folgern, dass grade der Intellekt, den er als sekundär vom Willen scheidet, etwas recht Ursprüngliches sei. Dass alles Vorstellen rein intellektual ist, zeigt die Tatsache des Traumes sowie das von Schopenhauer nirgendwo berührte Phänomen, dass im Halbtraum bei geschlossenen Augen sich Farbenprismen, Landschaften, Physiognomieen ganz unwillkürlich einstellen mit fast frappanterer Deutlichkeit als beim äusserlich sehenden Wachen. Wie willkürlich aber selbst ein grosser Denker sich mit derlei unwiderlegbaren und an sich einfachen Tatsachen abfindet, zeigt Kants Diktum: „Der Zusammenhang der Vorstellungen unter sich nach dem Gesetze der Kausalität unterscheidet das Leben vom Traum", wozu Schopenhauer bemerkt: Nein, auch im Traume hänge alles einzelne ebenfalls nach dem Satz vom Grunde zusammen — was so selbstverständlich ist, dass jeder Beliebige dem grossen Kant dieselbe Belehrung hätte widmen können. Dagegen verkennt Schopenhauer im Nachfolgenden die wichtige Anmerkung, die wir hier zusetzen: dass auch zwischen dem Inhalt der Träume und dem Inhalt des vorherigen Denkens im Wachen ein kausaler Zusammenhang besteht. Wenn nun Schopenhauer richtig betont, dass alle grossen Entdeckungen eine unmittelbare intuitive Einsicht „und als solche das Werk des Augenblicks, nicht das Produkt langer Schlussketten in abstracto seien", — wir fügen hinzu: ganz wie im Traum und Halbtraum sich blitzartige Einsichten und Anschauungen ungerufen eindrängen mit Überspringung vieler Zwischenglieder, weil hier im Unbewussten der täuschende und lähmende Schein der äusseren empirischen Kausalität wegfällt, — so müsste er sich doch von der sozusagen supranaturellen Beschaffenheit des Intellekts eine hohe Meinung gebildet haben. Bekannt-

lich sagte Goethe, dass man derlei Eingebungen als ein freiwilliges Geschenk der Götter dankbar zu verehren habe.

Wenn nun laut Schopenhauer der Materialismus schon bei seiner Geburt den Tod im Herzen trägt, „denn ‚kein Objekt ohne Subjekt' ist der Satz, der auf immer allen Materialismus unmöglich macht," so ist eben der Intellekt dies Subjekt, das auch diesen weltbezwingenden Satz zuwege brachte. Und solches widerstreitet obendrein dem blinden „Willen", welcher überall nur empirisch herumtastet und weder Objekt noch Subjekt richtig auseinanderhält, ja sogar wie der Materialismus nur vom Objekt einer für real gehaltenen Welt ausgeht. Schon beim Eingang der Schopenhauerschen Deduktionen stutzen wir also über den unbegreiflichen Einfall seines Intellekts, eben diesen allein das Ewige erkennenden Intellekt für das Vergängliche und blinden Diener des Willens auszulegen. Ging doch der grosse Keppler als Astronom so weit zu behaupten, dass die Planeten erst Erkenntnis (Intelligenz) haben müssten, um ihre Bewegungen — sagen wir: Willensschwingungen — auszuführen. Wer aber will überhaupt philosophisch entscheiden können, in welcher Kausalität Wollen und Erkennen zueinanderstehen, da sie doch sichtlich in eins zusammenfallen und gar oft, um rein empirisch im Menschen dies Verhältnis zu betrachten, das Erkennen erst der Anstoss zum Wollen ist. Ja, mit einem ihm so oft passierenden Selbstwiderspruch gesteht Schopenhauer letzteres ja geradewegs zu: ein plötzliches Erkennen des Weltleids, wofür er Beispiele anführt, breche oft den vorher ganz übeln Willen nach der entgegengesetzten Seite um! Also dieser sklavische Diener Intellekt kann so rebellisch werden, dass er seinem unbezwinglichen Herrn Wille einfach den Hals umdreht!

Sollen wir die Ungereimtheit noch deutlicher machen? Da ist seine Definition des Genies: $^2/_3$ Intellekt, $^1/_3$ Wille. Diese Mischung also vollbringt das wahrhaft Unvergängliche, reisst die Menschheit mit übermenschlichem Willen vorwärts — und doch soll der Intellekt das Vergängliche sein? Umgekehrt hat gerade das Genie einen besonders heftigen Willen, wie Schopenhauer ausführlich darlegt, während es im Verhältnis zu den übrigen

Menschen, die aus $^2/_3$ Wille bestehen, offenbar einen schwächeren haben müsste und bei dem enormen Überwiegen des Intellekts in obiger Mischung ein besonders heftiger Wille gar nicht denkbar wäre, also alle Genies einen hervorragend ruhigen selbstbeherrschenden Charakter haben müssten! Bekanntlich ist genau das Gegenteil der Fall, und er wollte nur die einfache Wahrheit nicht sehen, dass das Genie eine gleichmässige Steigerung des Intellekts und Willens bedingt. Wie aber bei dieser Spitze des Menschentums, so muss wohl auch überall die Mischung einfach $^1/_2$ Wille $^1/_2$ Intellekt ergeben, da beide sich genau zu entsprechen pflegen, wie empirische Beobachtung stets ergeben würde, wenn man auf den Grund geht und nicht kurzsichtig irgendwo auf äusserem Anschein fusst.

Dies bezieht sich sogar auf den guten und bösen Willen im Verhältnis zum Intellekt. Schopenhauer führt zwar lang und breit aus, dass man ein Dummkopf und doch sehr edel, sehr klug und doch sehr schlecht sein könne. Aber ersteren beliebten Satz hebt er selber sogleich wieder auf und deduziert in seiner geistreichen Art, warum die Dummen fälschlich in den Geruch der Gutartigkeit gekommen seien, ja gibt sogar zu, dass dumm und boshaft sich meist bedingen. Wie kann dann ein Logiker noch zweifeln, dass auch das umgekehrte Axiom „klug und schlecht" durch solch indirekten Gegenbeweis zerfällt? Hat er sich nie gefragt, ob Personen, die wir meist von Hörensagen her für „klug" halten, nicht bloss die ganz gemeine triebartige Klugheit des Raubtiers besassen, und ob umgekehrt zweifellos bedeutende Menschen, die wir ohne eigene oder mindestens ohne tiefgehende Prüfung für „schlecht" halten, nicht im tiefsten Innern edle Regungen verbergen? Es scheint bedeutungsvoll, dass Richards III. und Cesare Borgias Untergang, die wir doch als besondere Scheusale verabscheuen, von vielen ihrer Zeit beklagt wurde, wie denn Shakespeare nicht umsonst seinem hässlichen, bucklichen, keifenden Dämon (der historische war bekanntlich ein honigzüngiger hochgebildeter Jüngling von schönem Antlitz) Ausbrüche von leidenschaftlichem Patriotismus und im grossen Monolog Gewissenssätze ethischer Erkenntnis in den Mund legt, auch

seine historisch beglaubigte Tapferkeit und Todesverachtung hervorhebt.

Um von solchen bei Schopenhauer beliebten Abschweifungen populärer Veranschaulichung zum Begrifflichen zurückzukehren, wie denkt er sich den Salto Mortale, dass der angeblich vom Willen stets abhängige und geknechtete Intellekt sich in einzelnen Individuen auf zwei Drittel des ganzen Wesens verstärken könne? (Beträgt er vielleicht bei Übergangsstufen zwei Fünftel oder wieder anderen drei Fünftel?!) Und wäre dem so, wofür er uns natürlich jedes Warum schuldig bleibt, was würde daraus folgern? Doch offenbar, dass die in blinden Willen gebannte Menschheit unerklärlicherweise aus sich eine höhere Rasse (Genies) erzeugen kann und dass dieser Prozess vermöge siegreichen Anschwellens des Intellekts erfolgt. Was wäre also das stärkste Element im Menschen? Der Intellekt. — Natürlich wollen wir hiermit nur das „Primat des Willens" ad absurdum führen, denken aber unsrerseits nicht etwa daran, wieder den alten Irrwahn der Philosophen und Theologen seit dem „Nous" des Anaxagoras bis auf Cartesius und Leibniz aufzuwärmen, wonach der Mensch gleichsam nur „Intelligenz" sein soll. Das berühmte „Cogito, ergo sum" kann man heut in Denkerkreisen einfach berüchtigt nennen, obschon es, was Kant anscheinend nicht einsah, einen notwendigen Übergang in der Entwickelungskette zum echten Transzendentalismus vorstellte. Nein, sum, ergo cogito! Das esse ist die einfache grosse Tatsache, in welcher es keine Mischung, keine Hälften, kein $1/2 : 1/2$, gibt, sondern eine einzige konkrete kompakte Masse, in welcher Aktion von Willen und Intellekt, Physischem und Psychischem, unlöslich zusammenhängt, so dass der Wille zum Denken oder Handeln mit dem Denken und Handeln identisch. Freilich besteht diese Einheit nur für unsere Vorstellung und die Inder wussten viele Jahrtausende vor unserer Zellentheorie, dass der Mensch sich aus verschiedensten Bestandteilen zusammenfügt, die im Leben das Bewusstsein des Ichgefühls als Präsidenten anerkennen, im Tode sich aber scheiden. Auch hat Schopenhauer seinen famosen Willen-zum-Leben, auf dessen Erfindung sein

Weltruhm sich gründet, einfach aus dem Indischen übernommen, aus unvollständiger Bruchstückkenntnis unklar herausdestilliert.

Denn dies ist nur das „Kama Rupa", dessen Begriff er wahrscheinlich nicht mal kannte, die Verknotung des Körperlichen in die Sansara, beleuchtet vom höheren „Manas" der Vernunft. Während sich bei den Kantischen einfachen Definitionen: „Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft" nichts Positives denken lässt — denn wo liegt die genaue Grenzscheide von Verstand und Vernunft, wie entwickelt sich Vernunft aus Verstand oder wieso war sie gleichzeitig mit dem Verstand gegeben? —, gibt das Indische Schema von den sieben Grundstoffen ein völlig klares anschauliches Bild. Da Schopenhauer nicht mal vom Astralen wusste, so dürfte ihn noch mehr überrascht haben, dass auch seine Meinung, der nämliche „Wille" belebe die ganze Materie, längst Gemeingut der Urweisen am Ganges war. Wenn übrigens der Astronom Euler das Newtonsche Attraktionsgesetz als eine „okkulte Qualität" verbannt und die Gravitation auf eigene „Neigung und Begierde" der Körper zurückgeführt wissen wollte, so empfehlen wir einerseits die köstliche Ironie der Blavatzky („Secret Doctrine") über das Gravitationsgesetz; andrerseits fragen wir die gewöhnlichste Logik, ob diese „Neigung und Begierde" wirklich nur einen instinktiven Willen bedeute und nicht vielmehr grade so gut als intelligente Absicht ausgelegt werden könne. Dies geschieht denn auch in der Indischen grossartigen Anschauung des Planetensystems als einer durchaus belebten Selbstbestimmung und Selbstregierung, allerdings unterm Ansporn des Karma, das auch alle Evolutionsperioden (Manvantara) heraufführt. Dass die Vielheit, das principium individuationis, nur durch Zeit und Raum, letztere aber nur durch unsre Modalität der Erkennbarkeit bestimmt sind, diese ungeheure neue Entdeckung Kants bildete sozusagen den Anfangsbuchstaben der uralten Geheimlehre. Alles was man aber hier über das Alleinbestehen der Platonischen „Ideen" und die sonstige Gleichheit des ewigen Werdens, der Identität in der Vielheit, sagen könnte, beweist gleichzeitig die innere Einheit des Seins im Menschen. „Daher könnte man auch behaupten,

dass, wenn ein einziges Wesen gänzlich vernichtet würde, mit ihm die ganze Welt untergehen müsste“, prägt Schopenhauer etwas paradox, aber konsequent, es aus. Nun wohl, ebenso müsste in der Vielheit des Individuums alles untergehen, wenn ein einziger Bestandteil desselben, also der Intellekt, wegfiele. Dem nun hinwiederum zu widersprechen ist Wasser auf Schopenhauers Mühle. Sein Nachweis wäre hier der naheliegende rohempirische: Wenn der Intellekt im Blödsinn zerfällt, lebt der organische Wille unbehindert fort, woraus also das Primat des Willens folgert. Hier liegt aber bloss eine banausische Auffassung des Intellekts zu Grunde. Zwar gesteht Sch. selber zu, dass der Wahnsinn oft geniale Erscheinungen zeitige, obschon ihm nur ein dürftiges Material für diese heut dokumentär belegte Tatsache zu Gebote stand, vermag aber den Grund nicht zu erkennen. Nämlich weil dort der Vorstellungsschein des „normalen“ Kausalitätsbegriffs teilweise gesprengt wird und dafür latente Vorstellungsreihen aus dem „Unbewussten“ auftauchen. Letzterer durch Hartmann bei uns eingebürgerte Begriff war ihm fremd, ohne ihn hätte er aber dem Indischen Erkennen, auch ohne dass man schon bis zum Okkultismus vorgeschritten zu sein braucht, vielfach ratlos gegenübergestanden.

Mit taschenspielerischer Verwechselung, von der es in seiner spitzfindigen Dialektik wimmelt, versteht er unter Intellekt fast durchweg den blossen Verstand, etwa den des täglichen Erwerbslebens, von dem man allenfalls sagen könnte, dass er der blosse Diener des gemeinen Willens sei. Doch mit kühnem Sprung heisst ihm Intellekt auch wieder die unmittelbare unbewusste Intuition des Genius, vermutlich wären ihm also Hellgesicht und Prophetie auch intellektuale Zustände, obschon der Mediumismus und Somnambulismus doch augenscheinlich im Organischen (nach seiner Nomenklatur „Willen“) ihren Sitz haben. Dieser höhere, unbewusste, wahre Intellekt ist aber, wie ihm eine Menge okkulte Experimente lehren könnten, unzerstörbar, ist latent in jedem Lebenden, also auch noch im Blödsinnigen, vorhanden und erweist sein wunderbares Vorhandensein erst recht, wenn der Satz vom Grunde nicht mehr tyrannisch wie im Normalzustand wachender Logik die Vorstellung

leitet. Es ist das innere Bewusstsein dessen, was er „Willen“ nennt, nicht wie der gewöhnliche Verstand abhängig vom Zustand der Gehirnmasse, welchen materialistischen Trugschluss auf die „Seele“ er unverzagt wenigstens auf den „Intellekt“ anwendet. Auch ist die Hypothese von etwas Primärem und Sekundärem wieder ein Widerspruch zu obiger richtiger Allgemeinabstraktion über die Identität der Vielheit und die absolute Gleichwertigkeit des Kleinsten und Grössten, da aus Primat des Willens eine ungeheure Wertdifferenz, wie er ja auch annimmt, und hiermit eine Verschiedenheit der Vielheit hervorginge. Die Lehre von der Identität gipfelt naturgemäss in der Identität des Menschenseins in sich selber. Was daher unzerstörbar bleibt, ist etwas, wofür „Wille“ und „Intellekt“ nur zwei falsche Namen, besondere Namen für eins und dasselbe. Übrigens könnten wir, wenn wir nicht derlei Unterscheidungen und Absonderungen für grundsätzlich verkehrt hielten, mit gleichem oder besserem Recht das ganze System umkehren und den Willen erklären für blosse Funktion und Kausalwirkung des Manas (höheren unbewussten Intellekts, wohlgemerkt nicht des bewussten niederen Verstandes, der mit „Kama Rupa“ verschwindet als dessen steter Begleiter). Dies kommt der letzten Wahrheit und der von Sch. angeblich so inbrünstig verehrten Indischen Weisheit auch ungleich näher, zumal das Prinzip der Erlösung nur aus dem Manas keimen kann, dieses aber den Zweckbegriff des ganzen Weltphänomens darstellt. Allein, es waltet doch gleichzeitig das gestaltende Gesetz des Karma und dies bedarf des Kama (Leib, Willen), was den Manas, ehe er nicht in Nirwana einging, so unlöslich in der Wiedergeburt dem „Willen zum Leben“ verkettet, dass beide wenigstens für unsre menschliche Vorstellung des Seins als zusammengewachsene siamesische Zwillinge erscheinen. Eine Klärung der ganzen erhabenen Angelegenheit bringt nur das Prinzip des transzendentalen Ego, zu welchem weder Kant noch Schopenhauer den Durchbruch fanden.

Sch. verkennt nicht sein Taumeln in einem fremden, vor ihm allerdings von Europäern unbetretenen Gebiet. (Es sei denn Giordano ausgenommen, der ganz von selber ohne es zu

wissen als Neuplatoniker zu Indischer Urweisheit — transformierender Seelenwandelung, allausgleichender Gerechtigkeit in den Wiedergeburten der Seelenmonade, gleichzeitiger Transzendenz und Immanenz der Gottheit — zurückgelangte.)

„Ich wollte, dass mir möglich wäre, durch Klarheit der Darstellung die dem Stoffe anhängende Dunkelheit zu überwinden" (Buch II, S. 173 der Frauenstädtschen Gesamtausgabe, 1873). Wie es mit dieser Klarheit steht, sahen wir nun schon zur Genüge. Wenn er aber eine zersetzende Kritik der Kantischen Philosophie, soweit sie ihm nicht passt, hier und da mit Recht, als Anhang seinem Hauptwerk hinzufügt, so können wir ihm die Rüge nicht ersparen, dass er Kants geniale Unterscheidung des empirischen vom intelligibeln Charakter gründlich missverstand, indem er letzteren mit seinem Kunstausdruck „Willen" identificierte und Kant vorwarf, Kant sei hier eben nicht wie sein grosser Nachfolger auf den Grund gegangen. Vielmehr schwebte Kants Sehergeist hier offenbar grade das vor, was wir heut das transzendentale Ego nennen oder mindestens das Unbewusste des Manas.

Die Definition der Welt als „Wille zum Leben" erscheint als eine ohnehin höchst einseitige und mangelhafte. Die Auffassung des Menschenwesens als blosser „Wille" hält schon anfangs der Logik nicht stand, um nachher in zahlreiche unlösbare Zwischenfragen zu verwickeln: Weil hier die logische Verknüpfung des Karmagesetzes als einer moralischen Weltordnung fehlt, obschon Sch. wiederholt eine ewige Gerechtigkeit ahnen lässt und diese schlechteste aller Welten als notwendiges Spiegelbild und Bestrafung des bösen Menschenwillens gleichsam mit gleichem Eifer verteidigt, wie Leibniz seine erlogene beste aller Welten, womit aber eigentlich der Begriff des Pessimismus hinfällig wird. Auch in Voltaires „Candide" wird Leibniz zwar glänzend verspottet, am Schluss aber, dessen Maxime auch Kant so gefiel und von ihm angelegentlichst empfohlen ward, im Grunde eine gewisse Behaglichkeit erreicht: mit Verzicht auf jede Spekulation und selbstgenügsamem Bebauen des eigenen Gärtchens. Überhaupt wird man mit Ausnahme des durch und durch gekünstelten Leopardi, der deshalb

dem künstelnden Sch. so sehr behagt, nirgendwo in der wahren Dichtung, diesem unmittelbaren intuitiven Anschauen des Intellekts, ein eigentlich pessimistisches Endurteil über das Leben finden. In dem erhabensten Hohelied einer tragischen Weltspekulation, Byrons „Kain", in dem wie in vielen philosophischen Stanzen des „Don Juan" mehr echte Metaphysik steckt — nämlich anschaulich intuitive — als in fast sämtlichen ausserindischen Philosophen, fühlt der Mensch sich niemals niedergedrückt, sondern befreit und erhoben, voll einer gewissen transzendentalen Hoffnung: „Duldet und denkt! Schafft eine eigene Welt im Innern, wenn die Aussenwelt versagt! So kommt der geistigen Natur ihr näher und kämpft mit eurer eigenen bis zum Sieg!" Es blieb Sch. vorbehalten, jene erhabene Melancholie, welche die Erkenntnis unsrer Unheiligkeit in den besten Gemütern hervorbringt, immer gepaart mit der Freudigkeit des Kampfes und der Hoffnung auf eine unbekannte Erlösung, zu einem Zustand endlosen miselsüchtigen Jammerns über unsern Aussatz zu vergröbern und diesen auf die ganze Menschheit zu übertragen. Sein Verfahren hierbei ist ebenso einfach wie naiv, in widerlichem Sinne populär, weshalb alle Flachköpfe bei diesen vielgelesenen Kapiteln tiefsinnig Amen nicken. Der Schmerz ist positiv, die Freude negativ, denn ersterer dauert, letztere ist flüchtig, weil Begierde selbst nur Unlust und dem Genuss sofort wieder neue Begierde folgt? Wiederum willkürliche Unterscheidung für eins und dasselbe. Zuvörderst hätte Byron, den er oft zitiert und dessen intuitive dichterische Philosophie — sehr oft mit Indischem Empfinden sich deckend — dann wie ein Lichtblick durch dunstigen Nebel wirkt, ihn belehren können: „Alles Leiden zerstört oder wird vom Leidenden selber zerstört", was dann genial noch weiter ausgeführt wird. Der Schmerz ist also ebensowenig dauernd wie die Freude. Was aber versteht Sch. unter letzterer? Ausdrücke wie Begierde und Genuss wirken da immer verdächtig. Gewiss, der ganz rohe Sinnengenuss löscht den Durst nicht (wie Salzwasser, sagen die Inder), nichtsdestoweniger ist er als solcher im Augenblick genau so positiv wie der physische Schmerz. Dass Begierde ein nur peinlicher Zustand sei, ist psychologisch

falsch, weil mit ihm die Hoffnung auf seine Stillung verbunden, Hoffnung aber stets ein indirektes Lustgefühl (Anreiz) ist. Ausserdem erinnert uns dies an Aussprüche Goethes und Bismarcks, dass sie nicht mehr als im Ganzen etwa vier Wochen reinen Behagens im Leben genossen, und die entrüstete Glosse aller tüchtigen Leute dazu, was diese grossen Herren denn eigentlich vom Leben verlangten! In dieser Hinsicht hat wenigstens Nietzsche einmal ein wackeres Wort: „Glück? Ich bin da, um mein Werk zu tun" und „Der Held ist heiter". Der geistige Genuss, als Lektüre Unzähligen zugänglich und als Selbstschaffen nicht allzu Wenigen, ist ein so positives Gut, dass er allein das Leben lohnt, und die Arbeit schlechtweg bringt eine dauernde Selbstbefriedigung. Begierde? Gibt es keine Begierde nach idealen Gütern, nach Werken und Taten? Vollends die Begeisterung, einem Schopenhauer natürlich fremd, und alle Gefühle reiner Liebe, werktätigen Mitleids, opferbereiter Bewunderung geben dem ganzen Wesen einen freudigen Elan, der sogar aufs Physische reagiert: Ein gutes Herz fördert die Gesundheit! Doch wozu uns in tausend Einzelheiten verlieren! Wenn wir laut unserm Schwarzkünstler aus dem Schmerz immer nur in die Langeweile taumeln — Mittelzustände erkennt er unmassgeblich nicht an, sondern dekretiert, was ihm beliebt —, so müssen wir bedauern, dass er so viel an Langeweile litt, und können ihm und seinen Jüngern nur dringend empfehlen, zur Langeweile keine Zeit zu haben, weil es immer was zu arbeiten gibt. In der verlästerten Phrase Dubois-Reymonds, Faust hätte lieber Gretchen heiraten und die Luftpumpe erfinden sollen, würde, wenn sie nicht läppisch mit Gelehrtenanmassung sich an ein Kunstwerk gerichtet, sondern dem Leben selbst gegolten hätte, viel Wahres gesteckt haben.

Übrigens komme man uns nicht mit der Ausrede, Meister Arthur habe nur das Leben des Durchschnittsmenschen zur Grundlage genommen. Dies kennt er ja gar nicht gründlich nach logischer Anwendung der Subjektivitätsthese, da wir das Objekt immer nur von uns selber aus beurteilen; auch betont er ja an anderen Stellen ausdrücklich das Behagen der Philister. Wie der Mensch, so sein Gott, so seine

Philosophie: Sch. stöhnt sein eigenes Elend aus. Wie verzweifelt er übrigens nach Dokumenten seiner Verelendungstheorie herumsuchen muss, zeigt ergötzlich sein einziges triftiges Beispiel aus der Natur, indem er bis Java laufen musste, um Schildkröten zu finden, die von wilden Hunden lebendig gefressen werden — bei dem geringen Schmerzgefühl der Schildkröte nicht so ungeheuerlich — oder den Fall eines Eichhörnchens, das einer Schlange hypnotisiert in den Rachen fiel! Wenn er Kriege und dergleichen, wobei er deutlichst auf den Erzbösewicht Napoleon hinzielt, uns schaudernd vorhält, so kann man von ihm, dem Deserteur von 1813, freilich nicht erwarten, dass er die Wonne des Kampfes kennt für eine gerechte Sache. Von uns aber erwarte er nicht, dass wir seine weichlich spiessbürgerliche Unmännlichkeit als der Weisheit letzten Schluss verehren.

Rein abstrakt gesprochen, wovon wir vorübergehend abgekommen sind, weil seine eigene populäre Beweisführung so wenig der Würde des Gegenstandes entspricht, durchdringen Schmerz und Lust sich gegenseitig, sind beide positiv und negativ. Das Leben, Schauen, Empfinden, Arbeiten, Kämpfen ist an sich ein Gut; er selbst sieht übrigens an einer Stelle ein, dass die in mechanischer Handarbeit frohndenden Millionen durchschnittlich zu gar keiner anderen Arbeit fähig wären, also ihre Lebenslage genau ihren Anlagen entspricht. Dass tausend Widerwärtigkeiten dies Gut vergällen, stimmt. Darob ist aber die Erde noch nicht ein Jammertal und nur, wer in streng materialistischer Dummheit nur materiellen Genuss bejaht, wird deshalb das Leben als wertlos verneinen. Wer über das einmalige Diesseits hinausschaut, und das will ja Schopenhauer, wird niemals das Leben verneinen, sondern nur den Willen-zum-Ich. Welche Konfusion Sch. hier angerichtet hat, betonten wir schon früher.

Wenn er auf die Kunst zu sprechen kommt, befindet sich Sch. erst in seinem Fahrwasser. Da kann er nach Herzenslust geistreicher Dialektik fröhnen, Begriffe hin und her wenden. Wir haben aber in all seinen Äusserungen über die einzige ihm technisch verständliche Kunst, die Dichtung, nicht einen einzigen tiefen Gedanken gefunden,

als ob er gleichsam hier die Konkurrenz grösserer Geister fürchte. Von der Würde der Dichtung hat er so ungenügende Ahnung, dass er die Musik darüberstellt, bloss weil er hier allerlei abstruse Haarspaltereien auftischen kann. Wobei es dann übrigens wieder an Widersprüchen nicht fehlt. Wir werden bei Richard Wagner darauf zurückkommen.

Dass er die Dichter für Spender hoher Weisheit erklärt, ist erfreulich. Leider muss man ihm sagen, dass Byrons Vers „Sind nicht die Wellen, Berge, Wolken nur ein Teil von mir, wie ich von ihnen?“ sein betreffendes Kapitel klarer beleuchtet, als alle seine Deduktionen: So viel höher steht die unmittelbare intuitive Anschauung. Es ist ja ganz richtig, dass die „Erkenntnis“, nämlich im äusserlichen Sinne als blosse Vorstellung, das Ding-an-sich nicht fasst, weil sie „stets von aussen zu den Dingen kommt“ und daher auch draussen bleibt. Dass wir uns aber mit dem „Willen“ im Innern der Dinge befänden, ist eine Verwechselung mit dem Unbewussten, nämlich der höheren Vernunft des Intellekts, dem „Manas“, welcher als irdischer Vizekönig des transzendentalen Ego wirkt. Dass Sch. diese Unmittelbarkeit, wie dem künstlerischen Genius eigen, nicht besass, bezeugt auch seine Entdeckung, das Gesicht sei der Sinn des Verstandes, das Gehör der Sinn der Vernunft, indem er sich roh empirisch an Vermittelung von Wort und Sprache hält. Darüber im Wagnerkapitel das nähere. Einen so groben Selbstwiderspruch aber hätten wir sogar ihm nicht zugetrant, wie die Feststellung „Über das metaphysische Bedürfnis“, dass Not und Unsicherheit des Lebens allein das Nachdenken, also die Ausbildung der Vernunft verursachten. (Was allerdings nur relativ zutrifft, da auch Glück und Sicherheit ein Spekulieren über die letzten Dinge nicht ausschlössen.) Nun, dann hat ja also das Weltleid einen äusserst bestimmten Zweck und verdanken wir ihm allein eine Erhöhung des stumpfen Willens, womit der Pessimismus wiederum nur als ruppiger Katzenjammer enttäuschter Genusssucht übrig bleibt, sonst aber jedes Recht verliert. Wenn die Vernunfterkenntnis Folge der Not und sie fähig wird, den angeblich allmächtigen Willen zu verneinen, so erfüllt also das Leben vorzüglich seinen Zweck: nur unsere verstockte Schwäche

will diesen Zweck nicht erkennen. Da es sich obendrein nicht um Verneinung des Lebens handelt, was eine Unmöglichkeit wäre, da niemand aus dem Sein fallen und durch Nirwana trotzdem in höheres Sein eingehen kann, sondern um Verneinung des Ichs, so steht jedem jederzeit frei, das Leben richtig zu leben und in dessen Zweck das eigene Glück zu finden. Natürlich verwechsle man diesen theoretischen Optimismus nicht mit der rohempirischen Selbsttäuschung des satten Philisters, denn das himmelschreiende Elend so Vieler auf Erden stopft derlei niedrigem Eudämonismus das Maul. Der Denker aber hat die Dinge im Grossen anzusehen, nicht um das einzelne „Eichhörnchen" sich zu kümmern, auch nicht um Millionen Erschlagener, sondern um die „Idee" der Schlachtfelder: die Lehre vom Karma bringt die Gerechtigkeit der Leiden sofort ins rechte Geleise. Auch gibt es eine „Wonne des Leids". Vor allem aber sollte man mit Maeterlink fragen, ob nicht neun Zehntel alles Menschenleides nur durch der Menschen eigene Torheit verschuldet.

Nun, Übel möglichst zu beseitigen, dazu gibt nur theoretischer Optimismus den Anstoss, nie feiger Quietismus, der die Hände in den Schoss legt und der, mag er auch bei den Brahmanen stagniert haben, von Buddha geradeso verfehmt wurde, wie die im Selbstpeinigen selbstsüchtige Askese. Wahr genug meint Sch., dass die alten Inder, dem Urquell des organischen Lebens näherstehend, grössere Energie der Erkenntniskräfte und richtigere Stimmung des Geistes hatten, um zur unmittelbaren Auffassung des Naturwesens zu gelangen; ja, er nennt die Upanischaden „übermenschliche Konzeptionen", was er noch für Höheres (Geheimlehre usw.) hätte aussagen dürfen, wenn ers gekannt hätte. Dann wird er gestatten, dass wir uns nicht an seine Verzerrung uralter Weisheit, sondern an das erhabene Urbild halten. Hier aber gibt es keine Verwechselung von Verstand (Gehirnleben) mit dem höheren Vernunftintellekt, kein Primat des organischen Lebens, das er „Willen" tauft, sondern einheitlichen Lebensakt des Karma, überwacht vom unsterblichem Freiheitslicht des Ding-an-sich, von welchem unser deterministisch gebannter Wille nur ein trüber, störender Schatten.

Willen und Intellekt (Verstand) sind beide nur in sich verschmolzene Sekundärerscheinungen der einen grossen Ursache, der zugleich immanenten und transzendenten Weltvernunft, die uns freilich „das Unbewusste“ bleibt, uns aber bewusst leitet, wie denn Sch. mit seltsamem Gedankensprung sich sogar der Möglichkeit einer persönlichen Vorbestimmung vermittels einer scheinbaren Vorsehung nicht entzog. Das Wie ist allerdings „Pratschna Paramita“, jenseits aller Erkenntnis, worunter aber nur begriffliche Erkenntnis verstanden werden muss, während unmittelbare Intuition („Schauung“) es entschleiert.

Dass Schopenhauer so klare Einsichten und vortreffliche Gesinnungen zeigt, sobald er sich von allem Metaphysischen zur blossen Ethik zurückwendet, und eigentlich nur auf diesem Gebiete Unwiderlegbares äussert, das ihm doch vermöge seiner eigenen ethischen Beschaffenheit am fremdesten sein sollte, gehört zum Merkwürdigsten dieser merkwürdigen Erscheinung. So hat er auch richtig die unerträgliche Aufpfropfung des Judentums, das er hasst und verachtet, auf das Urchristentum und hierdurch die Verfälschung des sogenannten Christentums herausgefühlt; ebenso den modernen platten Protestantismus als einen noch ärgeren Abfall vom buddhistischen Urchristentum, das die katholische Kirche doch in manchen Dogmen wenigstens unter mythisch-mystischem Gewande bewahrt und in Keuschheit, Armut, Gehorsam der ecclesia militans ausdrücken wollte. Das sind freilich lauter billige Einsichten. Dagegen fällt unangenehm auf, dass Schopenhauer, der doch mehrfach seinen Groll gegen das, was man Christentum nennt, ausdrückt, am Schluss sich damit brüstet, seine Lehre stimme mit der christlichen „sowie der brahmanischen“ überein. Also letztere nennt er verstohlen hintennach, indess er doch seine ganze Anregung aus ihr schöpfte. Nun unterscheidet sich aber schon die urchristliche Ethik, soweit wir sie unter der kirchenchristlichen noch erkennen können, von der brahmanischen völlig in den Motiven. Denn sie geht, wie das Judentum vom Gehorsam gegen mosaische Gesetze eines Jehova, wenigstens von der Liebe zu einem himmlischen Vater aus: „auf dass ihr werdet Kinder eures himmlischen Vaters.“ Dies

mag ein genialer Kompromiss des Buddha Jesus sein, um den denkfaulen Occidentalen das „Göttliche" anschaulicher zu machen, worauf denn auch der Unverstand alsbald reagierte und sich neue Götzen schuf. Und wenn Jesu Aussprüche, sobald sie sich nicht auf praktisch popularisierte Ethik beziehen, eine streng theosophisch-okkulte Metaphysik atmen, so unterscheidet sich auch diese gewaltig von Schopenhauer, der zwar die Symbolik der Erbsünde und der Kreuzigung-Entsühnung richtig erfasst — natürlich im vollen Gegensatz zur rohempirischen wörtlichen Auslegung der Kirche —, aber das Mysterium der Trinität gradezu spasshaft paraphrasiert. „Gottvater" soll nach ihm der „Wille" sein, während Jesu Wort „Ich gehe zum Vater" natürlich auf den transzendentalen „Urgrund" der Dinge zielt. Hier begegnet man übrigens auf einmal folgender erstaunlicher Enthüllung: dass „Bejahung und Verneinung entgegengesetzte Akte des selben Willens sind, dessen Fähigkeit zu Beiden die alleinige wahre Freiheit ist." Da hört doch Alles auf! Zwei dicke Bände lang hat er uns den Willen schlechtweg als Wille-zum-Leben und stets bejahend vorgesetzt, und jetzt ganz am Ende (II, 724) ist auf einmal die Verneinung des Willens-zum-Leben ein „freier" Akt dieses nämlichen blinden tollen Willens!! Und dies, nachdem er ununterbrochen sehr richtig jede Freiheit innerhalb der Erscheinungswelt bestritt! Denn solche grandiose Freiheit der Selbsterlösung wäre doch schon nicht mehr transzendental, sondern hierorts im irdischen Leben wirkend! Dass die „Umkehr" nur durch Erkenntnis herbeigeführt, hiermit also der Intellekt als Meister des Willens klar wird, hat er mit diesem urplötzlichen Schlusseinfall vertuschen wollen. Doch wird das Wunder auch hiermit nicht klarer. Denn nur Karma und transzendentales Ego machen die „Umkehr" und „Verneinung" begreiflich, die sonst ausser aller Kausalität läge, sich aber in Wahrheit gleichfalls deterministisch durch Vorbestimmung vollzieht, durch die transzendente Evolution innerer Kausalbedingung.

Und was hören wir da plötzlich (II, 699): „In der Stunde des Todes entscheidet sich, ob der Mensch in den Schoss der Natur zurückfällt oder aber dieser nicht mehr angehört"?! Sehr wahr, so sagt die Geheimlehre, aber wie

kommt Saul unter die Propheten, wo kommt ganz jählings und unvermittelt diese Behauptung her, von der bisher keine Spur seiner Deduktionen etwas meldete? Ohne sich zu irgendwelcher Begründung herbeizulassen, phantasiert er dazu in krassem Aberglauben, dass deshalb Beichte, Kommunion, letzte Ölung so nötig sei, damit man die Sterbestunde benutze. Hätte er die Geheimnisse des Astralen geahnt, so würde er wohl nicht so kindisch gewähnt haben, die Selbstbestimmung des Sterbenden und Toten sei an solch erbärmliche Zufälle geknüpft!

Hier und da findet er hochbedeutende Sätze wie: „Könnte der Mensch jemals nicht sein, so wäre er schon jetzt nicht" mit den dazu gehörigen Begründungen (II, 559). So das geniale Gleichnis auf Seite 388 über die Endursachen, wie denn überhaupt die Kapitel 23—27 des II. Bandes wohl sein Bestes geben. Dagegen operiert er mit so ungeklärten Begriffen, dass er den Buddhismus gelegentlich atheistisch nennt, was er ebenso wenig ist wie pantheistisch, wenn man nicht beides in unreifster Weise auffasst. Dann wären Meister Eckhardt oder Angelus Silesius eben auch atheistisch und der heilige Franz von Assisi ein Pantheist. Auch die „Heimsuchung des Brahma" in Buddhas Parabeln, übrigens Schopenhauer natürlich unbekannt, darf man nicht „atheistisch" verstehen, da nach Buddha der letzte Urgrund, das Unendliche, sich allem Endlichen, daher nicht nur dem begrifflichen Wort, sondern auch dem begrifflichen Denken entzieht. Wie kommt es endlich, dass Sch. die grosse Frage nicht anschneidet, warum Buddha die körperliche wehleidige Askese verwirft und auch einsiedlerische Kontemplation ihm erst als Lohn eines werktätigen langen Lebens der Selbstaufopferung erscheint? Wie kommt es, dass seine Ethik, für die er nichts eigenes, sondern nur Beispiele und Zitate anzuführen vermag, so kalt und abstrakt wirkt und wohl keinen seiner Leser wirklich erwärmte?

Darauf möge als Bezeichnung seines innersten Defekts der erhabene Adept (Initiierte) Paulus antworten: „Wüsste ich alle Geheimnisse und hätte allen Glauben und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Die Ehrlichen des Perfiden Albion: Dickens und Thackeray.

Während im lyrischromantisch verseuchten Deutschland, wo noch auf lange hinaus die Romantische Schule und all ihre Ausläufer in ästhetischen Salons schwarmgeisterten, Schopenhauer unbemerkt und in der Stille den Menschheitsvertreter spielte, bildeten sich im dramatischpraktisch bewegten England Charaktere im Geräusch der Welt. Nach der strotzenden Renaissancegenialität, die in England erst mit Cromwell wie in Deutschland mit Wallenstein endete, verfielen beide Germanenländer dem ungesunden französischen Einfluss akademischer Klassizität. Etwas später als in Deutschland, da Burns und Macphersoos „Ossian" nur vereinzelte und unklare Auflehnungen der Naturpoesie bedeuteten, zerbrach das literarische England dies geistige Joch. Die Revolutionszeit und der Kampf gegen Napoleon um die Weltherrschaft entfesselten die verborgenen genialen Kräfte des eigenartigen Inselvolkes aufs neue. Während in der verflossenen langen Epoche von Dryden bis Campbell bezeichnenderweise Iren und Hochschotten den Ton angaben, Pope, Swift, Sheridan den keltischen Formsinn und keltische Gesellschaftssatire ausbildeten, trat jetzt das Germanische wieder in den Vordergrund, das zuletzt im theologischen Pathos Miltons einen ungaren und akademisch verkünstelten Ausdruck gefunden hatte. Britannien gewann den Ruhm, in einem Lord, dessen Blut aus normännischen, sächsischen, keltischen Bestandteilen zusammenfloss, den grossartigsten Dolmetsch des gesamten prometheischen Zeitgeistes zu spenden. Und neben Byron erhob der angelsächsische Baronet Shelley die Stimme des abstrakt transzententalen



germanischen Idealismus und zugleich des besonderen angelsächsischen Radikalismus. Der Sachse Wordsworth, ein Mann aus dem Volke, schwelgte in altgermanischen Gemütstiefen, der Niederschotte Scott stöberte aus geschichtlichen Ruinen ein breites skaldenmässiges Behagen ruhig schlichter Erzählungskünste auf. Aber nach Byrons Tode, dessen poesieumflossene Erscheinung auf das gesamte Leben Britanniens abfärbte und eine gesteigerte Neigung zu poetischer Lebensauffassung in der nur äusserlich realistischen und demokratischen, innerlich idealistischen und aristokratischen, englischen Gesellschaft verbreitete, ging der Jaggernautwagen des Industriasmus und der Nivellierungsdemokratie auch über diese zweite grosse Geistesperiode Englands zermalmend hinweg. In Shakesspeares Vaterland verschwand das Drama völlig, selbst die vielbejammerte Unzuchtkomödie der Stuartzeit stand dem Literarischen ungleich näher, als die elende Theaterfabrikation der heutigen englischen Bühne. Der Vers ermattete zu den elegischen Tändeleien Tennysons und verröchelte in den gequälten Krampfzuckungen des Browning'schen allegorischen Tiefsinns und den farbenprunkenden Ästhetenmätzchen der Swinburne, Morris, Rossetti. In den Wissenschaften versuchten Herbert Spencer und J. St. Mill, allerlei fremde Anregungen für englische Philosophie auszugeben. Unfähig zur denkerischen Fülle eines Bacon, ja selbst zur brutalen Schärfe der Sensualisten Locke, Hobbes, Hume, begnügte man sich mit den exakten Dokumenten naturwissenschaftlicher Studien. Das grössenwahnsinnige Jahrhundert wusste sich etwas damit, einen Darwin und Huxley hervorzubringen, als ob derlei emsige Forscher je die freischaffende Geistesarbeit ersetzen könnten und als ob Newton und Laplace nicht unendlich Grösseres im Gebiet der Naturwissenschaften geleistet hätten. Eine Reihe mittelmässiger oder leidlich tüchtiger Historiker, die gar keinen Vergleich mit deutschen und französischen aushalten, fand ihren Mittelpunkt im weltberühmten Macaulay, der oberflächlich mit whiggistischem Parteilaternchen die vaterländische Geschichte beleuchtete und seine leichtflüssige Seichtigkeit hinter gefälliger, oft pomphafter und meist chauvinistischer, Vortragsweise

versteckte. Unter all solcher Dilettantenwirtschaft oder beschränkter Spezialistenarbeit erschienen Sozialreformer wie Owen, wie Cobden, obschon auch hier nur die Nationalökonomie Adam Smiths aus einem geistreicheren Jahrhundert den Grund legte, und vor allem der Dampfgebieter James Watt als tüchtigere Kerle, bei denen man doch Wo und Wie in positiven, wenn auch äusserlich materiellen, Ergebnissen sah. Parlamentsrhetorik und Staatsmannschaft verloren längst den grossen Zug der alten Heroenzeit. Von beiden Pitt, Fox, Sheridan, Burke kam man auf Canning, Peal, Palmerston herunter, um noch die Besten zu nennen.

Diese Augenblicksfiguranten von denen keiner auch nur den Wuchs eines Cavour erreicht, genossen ein flüchtiges historisches Ansehen, das ihnen gar nicht zukam, liessen sich einfach von den Ereignissen innerer und äusserer politischer Phänomene treiben, mit allerlei liberalen oder chauvinistischen Phrasen kokettierend. Die immer zunehmende Demokratie allein bestimmte die Massenentwicklung. Und in ihren Dienst stellte sich auch das wenige selbständige Talent, das nach zeitgemässem Ausdruck suchte, wofern es nicht im passendsten Ventil des Massenaufstandes der Vielzuvielen leeren Dampf verpaffte: der Presse, diesem Industriegeschäft des Aufklläricht. Denn wer sich dafür zu vornehm dünkte und wirklich etwas zu sagen hatte, der verfiel allemal auf das nämliche Auskunftsmittel: er schrieb moderne soziale Romane. Das Überwuchern dieser Bastardgattung des alten Epos, mit zahlreichen neuen Vorzügen und unausrottbaren Mängeln, hat auch die schöne Literatur demokratisiert, sie dem Verständnis des grossen Haufens verknüpft. Seit man anfing, Romanschriftsteller schlechtweg „Dichter“ zu nennen, sank das Durchschnittsniveau der Belletristik von Stufe zu Stufe. Freilich, der Erste, dessen moderne Gesellschaftsromane einen Weltruf eroberten, Lytton Bulwer, stammte noch aus der Byronepoche, die er als Jüngling mit durchlebte, und ein Abglanz davon blieb bis zu seinem späten Tode (in Paris während der Kommune) auf seinen Werken haften. Seine umfassende Bildung suchte Scotts Historien mit tieferen Forschungen nach geschichtlichen Beziehungen zu vereinen, in welcher Hinsicht sein „Letzter

der Tribunen“ und „Letzter der Barone“ achtunggebietender als sein anmutiges künstlerisches Meisterwerk „Die letzten Tage von Pompeji.“ Später verirrte sein von Anfang an aufdringliches Hervorkehren des Philosophischen sich sogar in spiritistisch-okkulte Gebiete. Seinen Weltruf gewann er jedoch nur durch seine grossen Gesellschaftsromane, zu deren Abfassung ihn seine eigene Zugehörigkeit zur vornehmen Welt befähigte. Nicht nur das Volk, sondern auch der Mittelstand fallen in diesen Schilderungen fast völlig aus, das wohlhabende Bürgertum wird nur selten in einigen Typen mit geringschätziger Herablassung ironisert, die Aristokratie bei aller Schärfe der Analyse eher verherrlicht. Des Autors eigene Sympathie weilt bei Pelham und Maltravers, selbst unangenehmen oder beschränkten Edelmannsgestalten dichtet er noch allerlei vornehme Züge an, die in der Wirklichkeit selten hervortreten. Sogar seine Gelehrten (Caxton oder der Erfinder im „Letzten der Barone“) und Dichter müssen von alter „Familie“ und Herkunft sein!

Als Kunstwerke wie als wahrheitsechte Spiegelungen der Gesellschaft stehen diese reichbelebten und spannenden Erzählungen nicht höher, als etwa die Romane der Gräfin Hahn-Hahn oder die Tagebücher des Fürsten Pückler-Muskau. Ebenso geistreich, ebenso manieriert und affektiert, wie die Salonromantik der Hahn-Hahn, aber auch ebenso voll poetischem Duft und hochfliegender Gesinnung, erhebt sich Bulwers Lebenswerk über den Highliferoman, der bis zur Mitte des Jahrhunderts die europäische Leserwelt beherrschte und der nicht nur bei Eugene Sue, sondern auch noch bei Balzac solchen magern Ausschnitt kleiner Kreise als „Leben“ und „Welt“ vorspiegelt, nur durch eine gewisse Würde der Gesinnung und den ungewöhnlich hohen Bildungsstand des Autors. Dass Werk und Autor sich fast immer decken, zeigte sich auch hier. Voll aristokratischem Tic trotz aller humanliberalen Geistesfreiheit, hochmütig, eitel, gallig und, wie es scheint, unnahbar selbstsüchtig als Privatmann, betätigte Bulwer andrerseits seine Idealität durch achtbare politische Haltung und generöse öffentliche und geheime Wohltätigkeit. Dieser Nobleman war wirklich nobel, bot

gemeinsam mit Lamartine das letzte ernstzunehmende Beispiel des literarischen Aristokraten mit parfümiert exklusiver Haltung, einem fossilen Überrest jener verflossenen Zeitalter, wo das Noblesseoblige der Geistesbildung fast ausschliesslich in Händen des Adels lag.

Aber nun brach die Demokratie übermächtig in die Literatur herein und formte sie nach ihrem Bilde. Was Byron, was Shelley! Revolutionäre mochten sie gewesen sein, aber der Aristokrat wird doppelt verhasst, wenn er als Geistesaristokrat auftritt. Ein unsühnbares Verbrechen, wenn der angebliche Demokrat doch so vornehm abseits steht von der Pöbeldemokratie der Vielzuvielen. Schon dass sie Prosa verschmähten und Verse schrieben, stösst ab. Die gebundene Rede ist ‚die Sprache der Götter‘? Wir wollen keine Götter, und ihr sollt keine andern Götter haben neben mir, heult die Weltüberschwemmung der Demokratiebanausen. Weg also mit ‚Kain‘, ‚Don Juan‘, Entfesseltem Prometheus‘, wer kann solch altmodisches Zeug verdauen! Menschen soll man uns schildern, wie sie sind, nämlich so mittelmässig und klein wie wir selber, das praktische Leben in seiner Breite, nicht von Lords und Gentlemen, sondern besonders von Kreisen des Bürgertums. Es gibt nur eine nützliche und demokratische Literaturgattung: den bürgerlichsozialen Roman.

Diese, das Jahrhundert bis zum Ende durchflutende Stimmung, die zuletzt als Fin-de-Siècle in der muffigen Armeleutpoesie ihre Vollendung fand und die Alltäglichkeit oder Ausnahmehässlichkeit ihrer „Nachtasyle“ als den einzig echten Realismus begrüsste, als ob das „Leben“ aus lauter Alkovenzänkereien uud nicht auch aus heroischen Schlachtfeldern bestände, brachte es bald so weit, langweilige, schlecht erzählte, eintönige Romane, wie Flauberts „Madame Bovary“ und Eliots „Adam Bede“ als künstlerische Heilstaten zu feiern. Das Seelenleben der Kleinen und Geringen, der Unbedeutenden und Schwachen, sollte alleinigen Stoff für „dokumentierte“ Analyse bieten. In Deutschland zwar hielten sich der gedankenüberfrachtete Gutzkow und der lebhaft-elegante Spielhagen noch an die vornehmen Stände, die sie revolutionär befehdeten, ohne ihre eigene intime

Sehnsucht nach solch bevorzugter Lebensstellung verdecken zu können. Aber da kamen Auerbachs Dorfgeschichten und Freytag suchte das „Volk“ bei der Arbeit auf, führte das Soll und Haben des Bürgertums in die Literatur ein. Das gab ein Aufsehen, als ob eine verlorene Handschrift wahren Menschentums neu entdeckt sei. Auf der Höhe solcher Herrlichkeit hielten sich freilich die Tonangeber nicht lange, denen offenbar vor ihrer eigenen realistischen Gottähnlichkeit bange ward. Auerbach fing wieder an, spinozistisch zu philosophieren, in Freytag, der ohnehin in seinen Machwerken „Graf Woldemar“ und „Valentine“ in die verpönte unechte Highlife-Atmosphäre zurückfiel, erwachte wieder ausschliesslich der Historiker. Flaubert schuf eine Gattung historischer Zauberballette („Salambo“ und ähnliches), die er für Realistik ausgab, und George Eliot wagte einen richtigen historischen Roman alter Schule („Romola“). Doch derlei Abirrungen von der geraden Linie, wozu auch die späteren Professorenhistorien von Dahn und Ebers gehörten, änderten nichts am Sieg des bürgerlichen modernen Romans auf der ganzen Linie. Allerdings sanken die Franzosen immer wieder in ihr altes Laster des erotischen Salon- und Künstlerromans zurück. Selbst Daudet, der unter ungeheurem Eklat als Nachahmer von Dickens debutierte, bewegte sich in seinen späteren besten („Nabob“, „Sappho“) und schlechtesten („Les Rois en Exil“, „L'Immortel“) Romanen wieder im alten Geleise. Maupassant, Anatole France („Le Lys Rouge“), Bourget harfen wieder auf der sogenannten Beau Monde herum und so könnte man noch manches Ähnliche in der deutschen und englischen Moderne anführen. Doch das ändert nichts daran, dass der populäre Massengeschmack dauernd das Alltäglichkeitsphotographieren des bürgerlichen Milieu bevorzugt, wie noch jüngst der schier unglaubliche Erfolg einer künstlerisch so schluderigen Bauernerzählung wie „Jörn Uhl“ klarlegte. Den Grossmeister dieser ganzen demokratischen Nivellierungsliteratur hat aber England geboren, in seinem Zeichen wird gesiegt, ihn verehrten Freytag wie viele andere als Vorbild und bezeichnenderweise ward gegen „Jörn Uhl“ der (übrigens ganz hinfällige) Vorwurf erhoben, es sei darin „David Copperfield“ kopiert.

Hosianna! Welch ein Triumpf! Ein Londoner aus der Hefe des Volkes, dessen Kindheit alle Not des Lebens erfuhr, entrollte angeblich zum ersten Mal ein wahres Bild des Lebens. Das war ein gefundenes Fressen, Wasser auf die Mühle der Demokratie. Noch ein Jüngling, ward Dickens auf den Schild einer Weltberühmtheit gehoben, die noch heute fortdauert. Wir bedauern, dieser Dickensraserei nicht beipflichten zu können. Seinen Anspruch auf dauernde Geltung lehnen wir aufs schroffste ab, halten seine Werke für heute ungeniessbar jedem geläuterten Geschmack. Wenn Bret Harte in seinem Lied „Dickens im Goldlager“ und seiner Parodie „Condensed Novels“ (nach berühmten Mustern) die Eigenart seines Idols damit kennzeichnet, dass die Gestalten mal in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen, mal einen unversieglichen Tränenstrom vergiessen, so besagt dies nur, dass alles bei Dickens manieriert, auf die Spitze getrieben, masslos verzerrt, also so lebensunwirklich wie möglich. Es gibt ein Lachen und ein Weinen, über das man sich hinterher ärgert, wenn durch clownhafte oder melodramatische Kniffe uns abgelistet. Die verrückte Lustigkeit der Pickwickier und ihrer weiteren Nachfolger erinnert sehr nahe an Yankeeaufschneiderei des Spassmachers Mark Twaine, dieser Humor gefällt sich allzusehr in practical jokes, bei so handgreiflich naiver Ulkerei bleibt natürlich auch handfeste Handgreiflichkeit nicht ferne, diese sittliche Weltordnung prügelt meist ihre Übeltäter windelweich. Auf die Tränendrüsen drückt er ja auch gefährlich, aber meist so unzart, dass man die Koulissenreisserei dabei spürt. Mit der angeblich so nervigen Charakterschilderung ists nicht weit her. Die edeln Frauen und Mädchen dieser höchst moralischen und anständigen Erzählungen für die reifere Jugend, welche ja manchmal bis zum Alter dauert, sind so konventionell wie in jeder Pappschachtelfabrik der häuslichen Familienjournale.

Die Bösewichte tragen schon im Äussern und der Redeweise, unterstrichen durch Randbemerkungen des entrüsteten Autors dazwischen, eine Tafel um den Hals: Vor Taschendieben wird gewarnt. Die so unbändig beliebten humoristischen Nebenfiguren sehen überhaupt nicht wie Menschen

aus, sondern wie verkörperte Whims. Diese Galerie von Kuriositäten konnte im Ausland nur deshalb als echt bewundert werden, weil dort der drollige Wahn herrscht, jeder Brite sei ein Original und diese Humorfexe seien eben echtbritische Typen. Kann man sich etwas Gekünstelteres denken als den heitern Burschen im „Chuzzlewitt", dessen strotzende Fröhlichkeit sich nur dort wohlfühlt, wo Bösartigkeit und Unglück ihn seine Lebenslust und Bravheit erproben lassen können! Selbst Dickens eindrucksvollste Figuren, wie ebendort den Pecksniff, hat er nicht nach dem Leben gezeichnet: so augenfällig kündigt ein Heuchler sich nicht an. Das erinnert an die üblichen Darsteller von Richard III., die fortwährend so scheussliche Grimassen schneiden und wie die Raben krächzen, dass der Zuschauer sämtliche Mitspieler, die sich von einem solchen Molch dupieren lassen, für unheilbar Blödsinnige halten muss. Im Leben geht das alles viel feiner zu und die mannigfachen Formen biderber Heuchelei werden dennoch gar leicht ausgefunden. Natürlich bestreiten wir nicht, dass sich bei Dickens Stellen von zwerchfellerschütternder Komik und auch erschütternder Tragik finden — man denke z. B. an Tom's all-alone in „Bleakhouse" —, aber immer wieder stört dabei die theatralische Effekthascherei. Um Kunstgesetze ruhig objektiver Erzählung schert sich unser autodidaktischer Naturmensch, der gleichsam in Hemdsärmeln burschikos seine Bilder hinhaut, natürlich den Teufel. Unaufhörlich redet er dazwischen, lässt auch seine lyrische Ader in allerlei seltsamen Ausrufen los. So subjektiv, wie er als Mensch sich gab, behandelt er auch als Erzähler Dinge und Menschen. Er kennt nie sorgfältig gerechte Analyse der Charaktere, seine Force bleibt immer die Karrikatur, immer steuert er auf Effekt, Tendenz, Sensation los. Seine Reisen nach Amerika brachten seinem Scharfblick nichts ein, als die groteske Übertreibung der Satire am Schlussteil des „Chuzzlewitt", die so recht patzig englischem Vorurteil schmeichelte. Dabei verschmähte er nicht die uralte Eselsbrücke des unwahrscheinlichsten Romanhaften, um Spannung für gewöhnliches Lesefutter zurechtzuschneiden. Wenn Bulwer sein anspruchsvollstes Buch „Alice oder Die

Geheimnisse" betitelte, so mag auch der modernsoziale Volksmann Dickens solch schaudervolle Geheimnisse nicht entbehren und ebensowenig den beliebten gesegneten Verlobungsschluss. Sie kriegen sich und der vielleidende Held nebst obligater Heldin geht in auskömmliche Verhältnisse über. Unvermutete Erbschaften, günstige Heiraten, plötzliches Entdecken nobler Abkunft und Verwandtschaft, nichts mangelt am üblichen Requisit der Familienliteratur, auch die hochmoralische Respectability ist tadellos. Ohne jeden Kunstwert für heutigen Stand ästhetischen Genusses, der von Zola und den Russen künstlerisch abgerundete Komposition, einheitliche Kraft des Stils, Echtheit und Fülle wahrer Lebensschilderung als notwendige Erfordernisse schätzen lernte, hatten Dickens weltberühmte Erzählungen nur dort eine literarische Bedeutung, wo er als der erste das Londoner Strassenleben und die untersten Schichten ins grelle Licht stellte. Was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und Grauen, wovor man mit zugehaltener Nase und Tasche vorübereilt, das führte er unbarmherzig dem Mitgefühl vor, Grauen und Mitleid mit Gewalt erpressend.

Dieser demokratische Zug, dem er seinen Welterfolg verdankte, gab seiner karrikierenden Satire auch eine eindrucksvollere fortreissende Verve, wo sie sich gegen öffentliche Missbräuche richtete. Selbst hier aber schwelgte er in barocker Masslosigkeit, sein „Circumlocution-Office" (Rundherumgeschwätz-Ministerium) zeigt deutlich, dass er überhaupt nur in sinnbildlichen Karrikaturen reden konnte. Alle Dinge stellten sich ihm in verdrehter Hervorkehrung einer einzigen bestimmten Seite dar, nichts sah er von verschiedenen Seiten, die souveräne Laune und Launenhaftigkeit seiner Urteile entsprang seiner dreisten und verwöhnten Erfolghascherei, dem gehätschelten Selbstgefühl seiner im Grunde weder tiefen noch hohen Natur. Ohne jede Bildung, seicht und oberflächlich in allem, was nicht die Aussenseite des modernen Tageslebens betraf, liess er auch als Mensch jede Würde und Festigkeit vermissen. Geckenhaft eitel und phantastisch in der eigenen Lebensführung, brach seine naive Selbstsucht in unglücklichen Familienzerwürfnissen hervor. Forsters panegyrische Biographie gibt uns nur das

unerfreuliche Bild eines ewig aufgeregten, nie zu innerer Sammlung geneigten, sonderbaren Schwärmers, bei dem es manchmal gradeso zu rappeln schien wie bei den erfundenen und unmöglichen ‚Originalen' seiner Muse. Dass er aus Geldschneiderei und Eitelkeit sich zuletzt ganz in öffentlichen Vorlesungen (Lectures) verzehrte und mit Vorliebe in vornehmen Liebhabertheatern spielte, befremdet uns wahrlich nicht bei so augenfälligem Hang zur Schauspielerei.

Übrigens erwarb nicht das oben gekennzeichnete wirklich Verdienstvolle seines literarischen Auftretens ihm solch ungeheure Popularität. Denn nicht seine lebendigsten und gestaltenreichsten Romane „Chuzzlewitt" und vor allem „Bleakhouse", wo neben allerlei jovialen Fratzen sogar ausnahmsweise ein paar leidlich unkarikierte Personen vorkommen und ein gewisser poetischer Hauch schwebt, geniessen solche Beliebtheit, sondern die andern rührsamen Familiengeschichten, besonders der falsche Ichroman (ach, Mister Charles Dickens glich sehr wenig dem bescheidenen schlichten David!) „Copperfield". Aber da fällt uns noch etwas auf, das als allgemeines literarisches Symptom sehr zu denken gibt: dieser so durchaus moderne, schon seinem Bildungsgange nach nur für Gegenwartsschilderung ausersehene Autor legt seine einzige reife Kunstgabe auf dem Altar der Geschichte nieder, seine kurze scharfabgerundete Novelle „Zwei Städte", eine der besten, die je geschrieben sind. Er, der aus dem modernen Leben nur Zerrbilder zum Tendenzgebrauch herausschnitt, hier stellt er in historischem Gewande echte Menschen mit Meisterhand vor uns hin. Mit so festem Auge beurteilt er ferngerückte historische Verhältnisse, dass er sogar nationalen Gegensatz von Paris und London massvoll und fein zum Ausdruck bringt. Nie gelang ihm Ähnliches wie die Abendszene vor Ermordung des Marquis, wie der schlichte Opfertod des englischen Liederjahn. Hier gibt es keine Pose mehr, keine Effekthascherei, sondern hochpoetische ergreifende Wahrheit. Also erst in der Geschichte lernte er sie finden, nur ihr heiliger Odem machte ihn zum Dichter. Dass die Vorgänge ungewöhnliche und romantisch gefärbte sind, kann hier nicht mehr stören, da die Unwahrscheinlichkeit wegfällt und der grosse Stoff

auch zu einer nicht alltäglichen Handlung stimmt. Wir staunen. Sollten wir Dickens doch unterschätzt haben? Oder vielmehr, passte er weit besser zur Behandlung solcher reinpoetischen Stoffe, grosser fester Verhältnisse, als zum Irrlichtelieren im schwankenden Sumpf der Gegenwart? Hat das, was ihm den Weltruhm brachte, den Poeten in ihm erstickt? Ist der ganze Begriff des bürgerlichen Romans vielleicht nur eine allgemeine Entgleisung des ästhetischen Empfindens? Ist, was die Vielzuvielen wünschen und verlangen, nicht eine Entweihung der Poesie? Die sogenannte Wahrheit im Abspiegeln der Alltäglichkeit suchen und nicht finden, und für dies Nichtfinden die Schönheit opfern, den grossen Freskostil für ein glattes und outriertes Genrebildchen — ist dies vielleicht das gerechte Schicksal der ganzen demokratischen Realistik?

Nein, nicht immer. Denn neben dem fahrigen Dickens stieg eine feste Persönlichkeit empor, die allein unter allen das Geheimnis besass, das moderne Leben so leidenschaftslos klar anzuschauen, dass die Zeittracht seiner Figuren ihm nur nebensächliche Verhüllung des ewig gleichen Menschenlebens war. Er allein hat die Gesellschaft seines Zeitalters vollständig und bis ins Einzelne genau abkonterfeit, aber in einer ewigkeitlichen Weise, dass dieselben Menschen dieser Gesellschaft uns ebenso echt vorkommen würden, wenn sie vor tausend Jahren in anderer Milieutracht und etwas verschiedener Redeweise vor uns hinträten. Denn sie sind eben Menschen, tragen in sich das unveränderliche Menschentum mit allem Bösen, Lächerlichen, Schwachköpfigen und manchmal Edeln und Schönen. Nur das Grosse schliesst Thackeray aus, da solche Ausnahmeerscheinung ihn als kühlen Darsteller des Durchschnitts nicht kümmern kann. Um diese Zeit suchte Balzac die „Menschliche Komödie“ und die verschiedenen Funktionen des Gesellschaftskörpers mit wissenschaftlich analytischer Methode in ihre Bestandteile zu zerlegen. Solche Grossmannssucht lag dem grossen Engländer fern, auch bedurfte er solcher Zerlegung nicht, da er die Gesellschaft mit einem einzigen Blicke klar umspannte. Er wollte einfach wiedergeben, was er geschaut und gehört, zu hochtrabendem literarischen Ehrgeiz schwang

er sich um so weniger auf, als er sozusagen rein zufällig in die Literatur hineingeriet. Als unabhängiger Gentleman geboren, verlebte er die Jugend eines wohlhabenden Engländers von guter Familie, war in Cambridge wie in Mayfair zu Hause, schlenderte durch Europa, pilgerte auch nach Weimar und dilettierte so nebenher in Malerei. Die Geschichte des jungen Clive Newcome ist die seine, auch das jähe Ende von dessen behaglichen Jugendträumen. Er verlor plötzlich sein ganzes Vermögen, unter gleichzeitigen schrecklichen Familienvorgängen — seine, wie es scheint auf Mesalliance beruhende Ehe endete mit dem Irrsinn seiner schlechten Frau — erbleichte sein Haar schlohweiss, nur als Zeichner des „Punch“ konnte er sein Leben fristen, wobei seine angegriffenen Augen schon früh eine Brille verlangten.

Während Bulwer in aristokratischer Künstlerschaft ein hohes Alter erreichte und Dickens, schon als Jüngling berühmt und wohlhabend geworden, seinen frühen Tod nur seiner aufgeregten Selbstverzehrung verdankte, erlag auch Thackeray als Fünfziger einem plötzlichen Anfall von Apoplexie, aber sicher infolge des durchgemachten Leids und Elends, das seine Kraftgestalt frühzeitig untergrub. Erst als reifer Mann in die Arena getreten, nahm er seinen Ruhm nur als Verpflichtung zu fortgesetzter ernster Arbeit hin. Seine Meistervorträge über „Die vier George“ und „Die Englischen Humoristen“, standard-works der Essaygattung, offenbarten, welch tiefgründige Bildung der anscheinende kühle Weltbummler in der Stille aufgespeichert. Als er am „Punch“ gelegentlich des Broterwerbs halber Humoresken losliess, die Titmarsh-Papers und Snob-Papers, erfand er das in alle Sprachen übergegangene Wort ‚Snob‘, auf den ersten Blick stigmatisierte er eine ganze Menschenklasse. Man machte ihn aufmerksam, da es mit seiner Zeichnerei doch nicht weit her sei, ob ers nicht mal mit dem Schreiben versuchen wolle. Warum denn nicht! Und da schrieb er so gelegentlich einen Roman, der bei vierzig Verlegern herumlief, bis sich endlich ein Verlag erbarmte.

Es war „Vanity Fair“, damit wars entschieden, er war weltberühmt. Denn nie gab ein Erstling derart nicht etwa nur

die Tatze des Löwen, sondern einen ganzen reifen Löwen. Verwundert sah der gleichgültige Weltmann sich um, was er denn so Ausserordentliches begangen habe. Aber warum denn nicht, plaudern wir weiter! Und so plauderte er denn noch zwei unsterbliche Werke hin. Ausserdem schuf er zwei historische Romane („Esmond“, „Die Virginier“), welche seine Bewunderer für die besten dieser Gattung halten. Diese Meinung teilen wir nicht. Sie sind zu genrehaft. Obschon episodenhaft sogar Marlborough und Washington darin auftauchen, fehlt durchaus der grosse Stil, den die Würde historischer Gegenstände nun mal verlangt. Hier klafft eben der grundlegende Unterschied des Historischen und Modernen. Wer historische Erzählungen nur entwirft, um Menschen in verschiedenen Kostümen zu zeigen, ohne wahre innere Anknüpfung an historische Grösse, vollendet eine kulturhistorische, keine dichterische Aufgabe, und vergeudet seine Mühe. Wenn man nur Alkovenaffären und gemütliches Stillleben pinseln will, wozu dann fremdartige Röcke anziehen! Da liegt das Kostüm der Gegenwart uns nicht nur näher, sondern erfordert sogar mehr eigenständige Kraft. Aus solchem dunkeln Instinkt heraus ward der historische Roman heutzutage anrüchig, obschon dabei auch höchst banausische Beweggründe der Unbildung mitspielen, zumal das heut literaturbeherrschende Judentum sich aus guten Gründen nicht für die arische Weltgeschichte begeistert, mit welcher es so gar keine inneren Berührungspunkte hat. Wahre historische Dichtung darf sich mit dem Genrehaften nicht aufhalten, heischt grosse Freskolinien.

In Thackerays Historien gewinnt man den Eindruck: auch hier herrscht unbedingte Wahrheit, denn so mögen damals die Menschen, auch nur Menschen wie wir mit etwas anderen Sitten und Redeformen, sich in ihrem Milieu bewegt und nahe weltgeschichtliche Vorgänge so genrehaft aufgefasst haben. Aber wir verschmähen diese Wahrheit, weil sie nur halb und einseitig. Wir überschauen heut die tieferen historischen Bezüge und Entwicklungsideen einer weltgeschichtlichen Phase genauer und besser, als die damals Mitlebenden, und von solcher weiten Rotunde und höheren Warte aus wollen wir Geschichte behandelt sehen, die uns

ja ohnehin schon wie eine Dichtung grossen Stils an und für sich vor Augen steht, deren stofflichen Reiz der Poet nur noch reicher und lebendiger ausgestalten soll. Mit tieferer Logik, als man ahnt, will man den Haupt- und Staatsaktionen seelisch nähergerückt werden, nicht aber nur den sogenannten historischen Treppenwitz in sozialen Winkeln belauschen. Thackerays prächtige Familiengeschichten in historischer Färbung besitzen daher nur den Wert, erneut seine unfehlbare Treffsicherheit für das Menschliche schlechtweg zu beweisen. In jeder Epoche gab es jedoch „happy few", welche recht wohl den höheren Stand der Dinge und die Idee ihrer Zeit begriffen. Solche fehlen naturgemäss bei Thackeray, der sich, wie schon gesagt, nur an den Durchschnitt der Vielen hält. Das gibt ja gerade „Vanity Fair" einen so wunderbaren Reiz, dass hier das weltbestimmende Jahr 1815 den Hintergrund bildet und das Schicksal der Personen bestimmt, ohne dass diese durchweg mittelmässigen Menschen auch nur die leiseste Ahnung von der Bedeutung des um sie Vorgehenden haben. Die Schlacht von Waterloo selbst rollt sich episodisch ab — übrigens zeigt sich die völlige Kritiklosigkeit landläufiger Kritik darin, dass man diese paar episodischen Sätze noch gar bewundert hat, als ob nicht jede sonstige Seite des Buches wichtiger und bewundernswerter wäre —, aber nicht um den Sturz des Weltkaisers handelt es sich dabei, sondern um den Sturz der Londoner Konsols an der Londoner Börse. Hier hat Thackeray mit echter Genialität einen Stoff gepackt, der gleichsam sein ganzes literarisches System, sofern bei so naiver Ursprünglichkeit das Wort System anwendbar, unmittelbar blosslegt. Geschichte, Ideale? Pose, Phrase, Bagatelle! Wir habens nur mit dem Menschen zu tun, der sich ewig gleich bleibt, und dieser Ritter von der traurigen Gestalt ists doch am Ende, der als Masse Geschichte macht. Wirklich? Das ist dein Irrtum, grosser Thackeray! Die „hundert Tage" sind keine Jahrmarktmesse der Eitelkeiten und Nichtigkeiten („Vanity Fair"), die grossen Schlachtfelder der Menschheit spielen sich anders ab, als eine Prügelei von Maklern auf der Stock Exchange. Zwar könnte eine solche Beleuchtung ihren besonderen Reiz haben. Wie genial hätte uns Thackeray

den biederen Rothschild in Ostende zeigen können, der mit falscher Nachricht von Napoleons Sieg ungeheure Baisse in London erzeugt, heimlich aber auf die erste Kunde des Sieges, die er mit besonders vorbereiteten Mitteln rechtzeitig erlangt und mit welchen er blitzschnell nach London zurückeilt, im höchsten Umfang auf Hausse spekuliert! Der Fall des Grössten und eine Drehung der Weltgeschichte nur ein Mittel, um den Grundstein der Rothschildschen Weltherrschaft zu legen! Solche Betrachtungsweise wäre schon nicht mehr genrehaft gewesen, sie würde einem neuen Styl von Weltgeschichtsironie entsprechen, zwar keinem heroischen, aber Swiftartig dämonisch-satirischen Styl, auch dieser aber wäre einseitig und vor allem unkünstlerisch in Thackerays Sinne gewesen. Das Heroische wie das Satirische: beides nur Ausnahmeerhöhungen des Menschlichen Die verzweifelt objektive Menschendarstellung verschmäht alle Ausnahmezustände, und wenn sowohl das Heroische als das Satyrische, einzeln genommen, nur einseitig wirken, so wird man leider Allgemeingültigkeit den Thackerayschen genrehaften Durchschnittsmenschen nicht absprechen können. Dennoch, so unvergleichlich die Festigkeit und Sicherheit, mit welcher Thackeray seine Rebekka, seine Crawleys, Osbornes und Sedleys vor uns ihren eiteln Mückentanz praktizieren lässt, so fein sogar die kulturhistorische Echtheit dieser Typen damaliger englischer Gesellschaft, müssen wir den späteren reinmodernen, auch dem Umfang nach grösseren Romanen „Pendennis“ und „Die Newcomes“ den Vorzug geben. Denn die oben skizzierte Einförmigkeit Thackerayscher Anschauung stört hier nicht mehr; fern bleibt uns jede Berührung geschichtlicher Gegenstände und auch etwaige Berührung der Zeitgeschichte vermissen wir hier nicht am Bilde des Lebens. Denn wo wäre etwas wirklich Geschichtliches, Ideales, Grosses in der englischen Gesellschaft jener Tage zu Hause gewesen!

Das Gesellschaftsgemälde Thackerays aus dem Zeitalter der Krinoline erscheint uns daher völlig lückenlos, als ein Wunder von Lebensechtheit, weit alles Ähnliche des späteren Realismus überragend. Gewiss, an Grösse der Konzeption kann sich Thackeray nicht mit Zola, an düsterer Tiefe nicht mit den Russen messen. Aber Zolas Symbolistik wie die

teils mystische (Dostojewsky,Tolstoy), teils nihilistisch-ironisch-sentimentale (Turgenieff) Vortragsweise der Russen verliert an Lebensechtheit, was sie an dichterischer Kunst gewinnt. Zola selbst erkannte sich als unbewusster Romantiker. Obschon die Realisten das Seelenleben des Volkes in den Vordergrund rücken, behandeln sie fast durchweg Ausnahmezustände, oft Ausnahmemenschen. Nicht zufällig dreht sich Dostojewskys tiefste Psychologie um die Moritat eines ziemlich romantisch gefärbten Abnormen, nicht zufällig schmückt — von Zolas aufdringlichen Allegorien ganz zu schweigen — Turgenieff seine beiden Hauptnovellen mit den faustdicken Titelwinken „Dunst", „Väter und Söhne". In dem allen steckt Absicht, Künstelei, subjektives Hineinlesen und Zurechtlegen des Lebens. Vielleicht eine ästhetisch richtigere Auffassung vom Wesen der Kunst, sicher aber keine „realistische" Hingabe an das Leben selber. Wie anders Thackeray! Selbst der halbwegs symbolistische Titel seines Erstlings scheint ihm vom Verleger abgerungen. Fortan kennt er so etwas nicht, wie etwas Unkeusches, Selbstgefälliges, das seiner spröden Wahrheitsliebe widerstrebt. Wozu durch hochtrabende Titel ins Leben hineinlügen! Er erzählt einfach wahre Geschichten, „The History of Arthur Pendennnis", „The History of the Newcomes", „The History of Henry Esmond". Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, um mit Grabbe zu reden, liegen da zwischen den Zeilen und auch die mit Recht so beliebte Moral, denn auch Thackeray ist als Stockengländer im Grunde ein puritanischer Moralist. Denn bei aller kalten Ruhe und allem warmen Wohlwollen seiner spöttisch-geringschätzigen und wehmütig-mitleidigen Weltbetrachtung hat er doch die strenge Moralität und Korrektheit des englischen Gentleman und er kann sich nicht enthalten, zu fragen: „have you got morals?" Mit furchtloser Unerbittlichkeit entlarvt er die vier George, unmoralische Ausschreitungen begabter Kollegen der Vergangenheit empfindet er peinlich. Ein Stück Philister klebt ihm an und in ‚Vanity Fair' fällt er plötzlich aus der Rolle des objektiven Erzählers, um das Dandytum das Jahres 1814 und seines Lion of the Season grimmig anzufauchen. Dass dieser Lion kein geringerer als — Lord

Byron war, kam ihm nicht in Betracht. Er, der sogar übertrieben herzlich Popes kränkliche Galligkeit in Schutz nimmt, den er seltsamerweise zu den „English Humorists“ zählt, und Popes Versgeklapper anerkennend zitiert, hat nirgendwo ein verständnisvolles Wort für den grossen Sänger des Weltleids. Wo ihm mal das Wort „byronisch“ oder dergleichen entschlüpft, geschieht es mit unverhohlenem Spott.

Ist das Beschränktheit oder Verstocktheit? Klang ihm Byrons Pathos wirklich wie Phrase und Byrons Ironie wie zuchtlose Ausschweifung? Verstand er weder Childe Harold noch Don Juan? Man steht vor einem Rätsel, das man wohl oder übel damit lösen muss, dass Thackeray auch geistig eine Kurzsichtigkeitsbrille trug, wo es über das Mittelmass des Lebens emporzuschauen galt. Aber dies Mittelmass überblickte er mit Argusaugen, das Panorama aller mittleren Zustände und Menschlichkeiten lag vor ihm ausgebreitet wie vor keinem anderen. Daneben macht sich jede andere „Lebenswahrheit“, wie Simili neben echtem Brillant. Von seinen Nachfolgern neuerer Zeit sprachen wir schon, doch wie ihn vollends mit seinen Vorgängern vergleichen! Was war das für eine Wahrheit in Richardson, Smollett, sogar Fielding, dem sich Thackeray unstreitig verwandt fühlte! Die Welt als Wirtshaus oder Unzuchtstube, die Menschen von rein animalischen Trieben gelenkt!

Fieldings ganze Lebensweisheit gipfelte in der Behauptung, dass korrekte Tugend in Eigennutz und Heuchelei wurzele, dass naivnatürliche Sinnenkraft fast immer ein gutes Herz verbürge. Jeder Menschenkenner lächelt über diesen psychologischen Irrtum, den Fielding, der joviale Liedrian, aus seinem eigenen guten Herzen schöpfte. Derlei vorgefasste Selbsttäuschungen kennt Thackeray nicht. Der eine Crawley ist ein bigotter korrekter Narr, nicht ohne unbewusste Heuchelei und voll uneingestandenem Eigennutz, aber darum doch ein leidlich guter Mensch. Der andere Crawley ist ein Wüstling und Spieler, der nahe am Falschspielen steht, und bei aller Gutmütigkeit doch so ziemlich ehrlos, bis es an seine eigentliche Hausehre geht. Dieser Rawdon Crawley allein würde Thackeray als Menschenschöpfer unsterblich machen. Cynismus und Freigeisterei Zeichen einer freien

nobeln Gesinnung? O je, darauf mögen der alte Sir Pitt und die klassische Miss Crawley Antwort geben.

Ein dummer Junge, an den ein besseres Mädchen ihr Herz hängt, ist nichts neues. Auch Dickens hat uns im „Copperfield“ mit solch einem talentvoll arbeitsunfähigen Jüngling aufgewartet. Sehr effektvoll, doch nur eine Gliederpuppe vom Schlag der „byronisch“ angehauchten problematischen Naturen. Da sehe man den jungen Osborne und den jungen Pendennis, diese köstlich naiven Egoisten, eine Null in feiner Uniform und ein geckenhaftes Muttersöhnchen mit ein bischen wohlfeilem Talent! Diese „Helden“ des Romans sind allerdings keine Romanhelden, aber Menschen sind sie in jedem Zoll, Vertreter des homo sapiens, wie sie seit Adam millionenmal wiederkehren. Gewiss macht Thackeray seinen Heroinen allzu auffällige Liebeserklärungen. Er fordert uns auf, die insipide Amalia Sedley, die bornierte ladylike Helene, die noble Laura, die vornehmkühle Esther Newcome, die würdevolle Lady Esmond als Heiligenbilder zu verehren. Aber das fällt uns garnicht ein, da dieser seltsame Liebhaber seine holden Frauen erbarmungslos in all ihren Schwächen aufdeckt und jeden Schleier lüftet. Doch er will uns zärtliche Nachsicht lehren, da die Frauen trotz alledem das Herz mehr auf dem rechten Flecke haben als die Männer. Makellose Engel? Bah, wir sind zufrieden mit liebenden Frauen. Ein Fleckchen Staub klebt auf jedem Fittich, aber selbstlose Liebe ist ein Fittich, der über alles hinaufträgt. Das ist das einzig Schöne im Leben. Freilich ein seltenes Gut, und der unvergleichliche Major Pendennis plaudert nur das Geheimnis von Jedermann mit seinen weltlichen Patriarchensprüchen aus. Bei Wüstlingen ein gutes Herz suchen? Lasst euch nicht auslachen und haltet euch an Sir Clavering! Höhere Bildung erhebt über konventionellen Kleinkram? Ich stelle euch Lady Kew vor. Hoher Adel verpflichtet und besitzt eine angeborene vornehme Denkungsart? Darf ich Sie mit Sr. grossbritannischen Herrlichkeit dem Marquis of Steyne bekannt machen? Ach so, nun schüttet ihr wieder das Kind mit dem Bade aus. Jeder Pumpbruder ist naturgemäss ein Schmutzian und ein verwahrloster Lump wie Kapitän Costigan? Keineswegs, Kapitän Strong ist im Grunde eine

ehrliche Haut und der famose Zuchthäusler „Colonel“ Altamond ein gutmütiger Kerl. Alle ehrbaren steifleinenen nüchternen Gesellen sind verkappte Taugenichtse wie das hochedle Haupt der Newcomes? Gott bewahre! Da seht euch den linkischen langweiligen Major Dobbin an, der wie ein gutes Schaf an der Leine eines albernen Frauenzimmers herumtrottet, hat er nicht ein vornehmes mannhaftes Herz? Aber nun sind natürlich gleich alle Aristokraten Schufte und alle anziehenden jungen Lebemänner charakterlose Verführer? Nein doch! Da habt ihr den jungen Lord Kew und den prächtigen närrischen französischen Duc, seinen Freund, dem man immer mit Lachthränen um den Hals fallen möchte, sind das nicht wahre Spiegel der Ehre? Also die Frauen sind Engel mit Rosaflügeln, das ist ausgemacht.. was ihr doch sagt! Da ihr an meiner lieben Rebekka noch nicht genug habt, so führe ich euch ins Kämmerlein und Herzenskämmerlein so liebreizender Wesen wie der Schauspielerin Fotheringhay und der hochidealen Miss Amory, da mögt ihr eure Freude haben. Die Männer aber sind mehr oder minder jeder Herzensgüte bar und zu sittlichem Ernste unfähig? Im Ganzen sehr richtig, doch möchtet ihr euch mal Oberst Newcome ansehen und George Warrington? Die sind auch echt menschlich, diesen Schlingel Warrington sollte ich wohl am besten kennen, denn — das bleibt unter uns — eigentlich heisst er William Makepeace Thackeray, als besagter William an der Schwelle des Mannesalters stand, ein ruinierter Mann, aber ein unerschütterlicher Gentleman, in dessen gesundem Herzen keine Verbitterung den Strahl der Güte ersticken konnte.

Die hysterische Charlotte Bronte nannte ihn in Vorrede zu „Jane Eyre“ den Propheten, der den Ahabs ins Gewissen redet. Aber wider besagte Ahabs empfand er nur Ironie und nicht Prophetenzorn. Dem ‚Marmorzeitalter‘, welche witzige Bezeichnung fürs highlife wohl von Byron selber herstammt, ging Th. mit einem grausamen Wohlwollen zu Leibe, das seine Lieblinge bei lebendigem Leibe schindet. Um Gotteswillen, verteidigen Sie mich nicht! zittert man vor seiner boshaften Lobsucht, die mit der Sicherheit eines Menageriefführers gezähmte Bestien zur Schau hält. Gleich-

wohl braucht man nur eine bittere Karrikatur wie Warrens „Ten Thousand-a year“ zu vergleichen, um den Unterschied solcher Verzerrung von Thackerays Lebensechtheit zu begreifen. Er beklagt sich einmal, nur Fielding habe Menschen in ihrer ganzen Nacktheit zeichnen dürfen. Doch das Ohnehosentum hätte grade ihm schlecht zu Gesicht gestanden, der auch in vielsagendem Verschweigen Meister war. Die persönliche Note klingt bei ihm häufig genug durch alle objektive Ruhe hindurch, sein bestes Gedicht — denn auch realistische Verse flossen ihm zwanglos aus der Feder — handelt von einer Fischsuppe, die er „long long ago“ in Frankreich ass. „Ihr sollt fragen: nicht wie ist dies geschrieben, sondern war der Autor ein Schwindler oder versuchte er Wahrheit zu reden.“ Diese Anfangszeilen des Pendennis bieten ein Motto seines Schaffens.

Machen wir Schluss: dieser Lebensschilderer hat alles erfasst, nichts entging ihm, sein Lexikon des Menschentums ist ebenso vielseitig wie vollständig. Wäre nicht Shakespeare, der einer höheren Ordnung der Dinge angehört, der englische Romancier stände einzig da. Ihn heisst es herabsetzen, wenn man ihn einen ‚Humoristen‘ nennt oder seine unübertreffliche ‚Satire‘ preist. Satire ist boshaft, masslos, subjektiv wie Swift, Humor im gewöhnlichen Sinne ein Übersprudeln lustiger Laune mit dem Motto: Du sollst und musst lachen. Doch Thackerays feiner Humor bringt nur zu feinem Lächeln, seine tötliche Satire wirkt nicht wie ein giftiger Ausfall, sondern wie ein gelassener Richterspruch, und beides ist hier nicht um seiner selbstwillen da, sondern stellt sich unabsichtlich als aus der Situation herauswachsend ein.

Wenn das Leben oft so komisch ist, wenn es ungewollte Satiren formt, wie kann der getreue Protokollführer der Lebensprozesse dem Vermerken solcher Vorgänge aus dem Wege gehen? Er notiert nur, er glossiert nicht. Wenn die Welt grausam und die Wahrheit unerbittlich ist, so nennt nicht ihn selber so, der mit unzerstörbarem Wohlwollen jede gute Regung aufstöbert aus dem verstecktesten Winkel! Der kleine Krösus Harry Foker („Pendennis“) ist gewiss ein lächerlich ordinäres Geschöpf, aber irgendwo steckt in seinem bescheidenen vertrauenden Gemüt ein Funken von Würde,

und siehe da, sein Schöpfer holts heraus. Und dieser Schöpfer verschwindet so völlig unter der unglaublichen Echtheit seiner Gestalten, dass sogar sein eigenes moralisierendes Hineinreden, das ihm manchmal beliebt, den Eindruck nicht zerstört. Diese Stimme des Autors klingt nur wie ein Chorus der Dinge selber und seine vor uns handelnden und redenden Menschen nehmen mit optischer Täuschung eine solche fühlbare Blutwärme und intime Nähe an, dass wir keinen Roman zu lesen, sondern mit lebenden Wesen zu verkehren glauben. Über allerlei Kunstgesetze und wohlgefügte compositionelle Anordnung gähnt der grosse Menschenbeschwörer weg. Will er denn überhaupt Kunstwerke machen? Nein, er schüttet nur gelassen die unerschöpfliche Fülle seiner Beobachtung plaudernd vor uns aus. Wenn man jedem Menschen so bis in die Nieren guckt, die ganze Anatomie der Seelenwindungen auswendig weiss, stellt sich die Plastik der Wiedergabe von selber ein.

Die Typen der Gesellschaft sind Wachs in seiner Hand und eine Verzeichnung kann bei ihm nicht vorkommen. Das sogenannte Volk freilich lässt er weg, ein getreuer Photograph kann nur wiedergeben, was er persönlich unter seiner Platte hatte, nämlich Bourgeoisie und High Life. Das Poetische im üblichen Sinne schaltet er aus, Dickens lyrische Auftakte und Bulwers pathetische Romantik würden in diesem nüchtern weltlichen Aktenprotokoll menschlicher Dokumente sich weibisch und geziert ausnehmen. Aber nach den outrirten Pecksniffs des Kollegen Dickens und den „byronischen“ Weltschmerzposeuren Bulwers tuen wir hier einen so tiefen Trunk aus dem Quell der Wahrheit, dass nach so lauterem stahlhaltigen Sauerbrunnen all der Absynt oder süssliche Alkohol der sonstigen Romanliteratur uns förmlich physisch widersteht, einen unüberwindlichen Ekel verursacht.

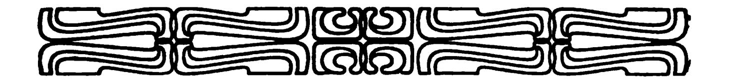
Wir machten noch jüngst die Probe, als uns nach massenhaftem Hinunterwürgen heutiger englischer und französischer Epik, darunter künstlerisch sehr verdienstliche Sachen, zufällig mal wieder unser alter Pendennis in die Hände fiel. Wie matt, farblos, oberflächlich erschien da auf einmal all die gequälte Phychologie der Neuen, die in Bourgets anmasslichen Vorreden sich mit „wissenschaftlicher“ Drapierung

umgibt, neben der Frische, blühenden Farbe, reichen Fülle und naiven Selbstverständlichkeit solches echten Lebensgemäldes, schlicht und absichtslos nach der Natur gezeichnet!

Freilich, Thackeray hätte verdutzt den Kopf geschüttelt, hätte man ihn mit der heutigen Entweihung des Ehrennamens für jeden Romanschreiber „Dichter“ genannt. Dramatische Krisen und Katastrophen, worin das Dichterische gemeinhin seine Stärke sucht, mied er geflissentlich. Es gibt nichts Ergreifenderes als Niedergang und Tod des braven Oberst Newcome, denn da das Leben ja ab und zu wirkliche Tragik zulässt, so muss sein vereideter Dolmetsch es eben nachschreiben. Doch Durchschnittsleben ist sonst weder tragisch noch heroisch, eher genrehaft idyllisch und spassig, man muss es nur nicht tragisch nehmen, sondern mit überlegener Männlichkeit tragen und überwinden. So wie Thackeray selber. Diese hohe aufrechte Mannesgestalt im Greisenhaar, schalkhafte Freundlichkeit und wohlwollendes Lächeln auf dem breiten Johnbull-Gesicht, stieg makellos ehrenhaft ins frühe Grab, von Anfang bis Ende ein Gentleman nach der englischen Erläuterung des Wortes: „manly in his gentleness and gentle in his manliness.“ Wäre unbestechliche Wahrheitsliebe und die ohne Beispiel dastehende Gabe der wahren Menschendarstellung das allein hiezu Erforderliche, so würden wir Thackeray zu den Grossen, zu den auserlesenen Menschheitsvertretern zählen. Doch um sich voll aus dem Dunstkreis des Trivialen zu erheben, darf man nicht so viel Pfund Plumpudding an den Sohlen kleben haben. Man hat ihn auch wohl mit Hogarth verglichen. Aber vielleicht hätte seiner spöttischen Klarheit etwas von der wüsten galligen Bitterkeit der Hogarth'schen Zeichnungen gutgetan, die ja nichts als gezeichnete Romane bedeuten und hier an umfassender Anschauung weit alle Erzählungen des 18. Jahrhunderts übertreffen. Allzu deutlich sehen wir den Dining-Dress mit Frack und weisser Halsbinde in der korrekt steifen Haltung dieses grossen Gesellschaftsmalers des 19. Jahrhunderts. Er wollte ein Weltmann sein, kein Weltbürger. Mitten in der Welt stand er, nicht darüber, wie die göttliche Freiheit des Genius.

Sein dicker Joe Sedley ist so echt wie Falstaff, doch wo umweht ihn der Ewigkeitshauch, der Falstaff und Sancho Pansa mit unsterblichem Leben erfüllt? Es ist nicht Thackerays Schuld, denn ebensogut wird man fragen dürfen: was wiegt Dostojewskys ganze subtile Mörderpsychologie im „Raskolnikow" neben der einen Mordnacht und dem Gewissensnachtwandeln der Lady Macbeth? Es ist der Fluch einer kleinen Zeit, auf grossstilisierte Kunst gradeso verzichten zu müssen wie auf grosse Heldennaturen. Ein Vertreter seines Jahrhunderts zu sein, musste diesem öffentlichen Ausrufer des ‚Eitelkeitsmarktes' genügen. Denn wo der Menschheit grosse Gegenstände im Kurszettel, im Zollstab der Geometer und Montaningenieure, in Hörsälen exakter Spezialwissenschafter, im chemischen Laboratorium und bei physikalischen Experimenten allein gesucht und schmunzelnd gefunden werden, da wächst kein Shakespeare, sondern nur ein Thackeray, kein Byron, sondern nur ein Lamartine, kein Cromwell, sondern nur ein Garibaldi, kein Kant, sondern nur ein Schopenhauer und so weiter mit Grazie. Wen wir statt eines Napoleon bekamen, werden wir sehen, und statt eines Giordano Bruno erhielten wir nur Carlyle.





Der Jesaias des Magenkatarrhs: Carlyle (Emerson, Ruskin).

Man pflegt zu äussern, dass Autoren die Selbstkritik mangele und sie deshalb den unterschiedlichen Wert ihrer Werke nie richtig abschätzen. Als bekanntestes Beispiel zitiert man Byron, der bei der Rückkehr von seiner ersten Weltreise den „Fluch der Minerva" mit Stolz vorwies, dagegen „Childe Harold" nur mit Widerstreben herausgab. Selbst hier stimmt das Exempel nicht ganz. Zuvörderst handelt es sich nicht um den heute vorliegenden „Childe Harold", dessen zweite Hälfte alle Schwächen der ersten wieder gut macht, sondern eben nur um diese erste Hälfte. Auch hier aber nicht um die heut vorliegende Form, sondern um ein loses Bündel von Stanzen, worunter viel „rubbish", der nachher im Druck ausgemerzt wurde, und ohne die besten Stanzen, die erst beim Druck hinzukamen. Im „Fluch der Minerva" aber befand sich ein Hauptpassus, der später, ohne weiteres in den „Korsaren" übernommen, mit Recht allgemeine Bewunderung erregte und weit alles überstrahlt, was in der ersten Hälfte des „Childe Harold" an Landschafterei und Glanz der Sprache erreicht. Werden wir also Byrons Abschätzung gar so unglaublich und unkritisch finden? Wenn er „Kain" und „Don Juan" für seine grössten Werke hielt, urteilte er gewiss wahrer, als seine Zeitgenossen.

Nun wohl, gern möchten wir wissen, für welche seiner Leistungen eine so selbstbewusste Persönlichkeit wie Carlyle sich am höchsten schätzte.

Wägen wir Carlyles ungeheueren Ruhm und seine fast unangefochtene Oberherrschaft im englischen Geistesleben, so forschen wir vergeblich nach dem Grund, so lange wir

nur von höherer Warte der Allgemeinheit schauen. Hat der Mann eine neue Wahrheit für die Zukunft entdeckt? Nein. Hat er aus Dingen und Personen der Vergangenheit etwas Neues und abschliessend Wahres herausgeholt? Nein. Sein Verdienst wurzelt ausschliesslich in der Gegenwart, in dem heilsamen Einfluss, den seine originelle Bärbeissigkeit auf eine glatte gezierte schlaffe Gesellschaft übte.

An die grössten Dinge wagte sein übergrosses Selbstgefühl sich heran, an Gegenstände, die sogar der Sprachgebrauch mit solchem Prädikat behaftet: an Friedrich den Grossen und die Grosse Revolution. Doch da zeigte sich nur, wie klein seine grossartigen Gebärden. Preussen verlieh ihm den Pour-le-Merite für seine angebliche Verherrlichung des grossen Hohenzollern und es lag immerhin ein gewisses Verdienst darin, dem bornierten und ignoranten englischen Dünkel, der nichts als England und Englands Helden kennt, Preussen und seinen grossen Gründer menschlich näher zu bringen. Ehrlich gesprochen, verrät aber seine vielbändige Historie, der übrigens ein fachlicher Forschungswert ganz abgeht und die nur durch anschaulich drastische Darstellung wirken will, eine mangelhaft einseitige Erkenntnis dieser Gestalt, die unter der äusseren Schale des encyklopädistischen Skeptizismus mehr Heroisches birgt als Cromwells leidvolle Düsternis. Das Wesen der beiden grossen germanischen Helden scheint dem britischen Heldenverehrer nicht in gleichem Grade aufgegangen, so einseitig germanisch er fühlt und denkt und daher einem Napoleon nicht gerecht werden kann. Das Merkzeichen wahrhaft genialen Schauens besteht darin, eben nie an der Schale hängen zu bleiben und sofort in den Kern zu dringen. Daran fehlts Carlyle nur zu sehr. Friedrichs äussere französische Afterkultur, eine blosse konventionelle Schminke, verwischt für das begnadete Auge des wirklich Schauenden nicht eine einzige Linie und Falte des strengen ernsten Germanengesichts, des im tiefsten Sinne frommen Norddeutschen. Sein angeblich atheistischer Materialismus, übrigens erst ganz zuletzt aus Voltaires idealem Deismus zu La Mettries roher Mechanik bekehrt und auch dies vielleicht nur vorübergehend, will rein historisch aufgefasst sein. Der Philosoph auf dem

Throne fühlte sich ganz und gar als Revolutionär, als Mithebel der gewaltigen Revolution des Menschengeistes. Ob er wie einer seiner Minister mit Kants Philosophie in Berührung trat, blieb ungewiss. Möglich, dass ihm, dem nur nach französischer Klarheit Schmachtenden, die deutsche Darstellungsform Kants noch zu metaphysisch erschien und er sich geflissentlich an der klaren Schärfe seiner französischen Freunde genügen liess. Jedenfalls hielt er es für seine Pflicht, nach Heldenart bis zu den äussersten Vorposten des Befreiungskampfes gegen den bevormundenden kirchlichen und feudalen Wahn vorzueilen.

Je radikaler, desto tapferer! meinte er. Nur nichts mehr von Metaphysik, die so lange zur Knechtung des Menschengeistes führte! Je respektloser, desto besser! Er vergass nur, dass nicht bei den Vorposten die Entscheidungsschlacht geschlagen wird und dass die schweren Batterien und Gewalthaufen anfangs immer im Rückhalt bleiben. So trieb er sich irrig bei den Scharmützeln der Helvetius und Holbach herum, sich vor der Front des Revolutionsheeres zu zeigen. Auch diese naive Leidenschaftlichkeit hat etwas ehrenhaft Rührendes, wenn man ihre Triebfeder versteht. Doch wer weiss, was der erhabene Held, dessen tiefe Verbitterung „müde war, über Sklaven zu herrschen", in seiner Todesstunde dachte, als er den Heldenseufzer ausstiess: „Der Berg ist überstiegen!" Ob er da nicht an den „grossen Allierten" über den Sternen dachte, den er seinem schlichten Zieten pietätvoll zugestand!

Bei Carlyle vermissen wir durchaus diese grosse Auffassung. Sein Calvinismus und Germanenstolz kommen nicht darüber weg, dass der tiefinnerlich selbstlose und stillbegeisterte Menschenfreund ein halber Atheist und ein halber Franzose sein wollte. Für ihn wird Cromwell einfach der Held der Helden, weil er Christ und vor allem Calvinist war. Nun, wir mögen Cromwell bewundern, lieben, beklagen, heiligen Schauer vor seinem düsteren Seelenringen empfinden, aber Ehrfurcht vor fester ethischer Grösse flösst uns nur der eiserne und doch so unendlich wohlwollende welt- und selbstüberwindende skeptische Pessimist auf dem Throne ein, der furcht- und hoffnungslos bis zum letzten

Atemzuge seinem Gott sich opferte: der Pflicht. Von solcher Ehrfurcht spüren wir bei Carlyle nichts, im Gegenteil fallen bei ihm an anderen Stellen — ausserhalb seiner „History of Frederic the Great" — gelegentlich absprechende und widerwillige Äusserungen über den Heros, den er angeblich verherrlicht haben soll. Man wundert sich darüber um so weniger, als er auch über Voltaire lauter unhistorisch gedachten Wust zusammenschmierte, nicht mal dessen unvergleichliches Propagandatalent würdigte, geschweige denn das Heldische und Edle in diesem grossherzigen Gallier begriff, teils aus mangelnder Kenntnis des wirklichen Voltaire, was einem historischen Forscher sehr übel ansteht, teils aus gehässiger, absichtlicher Verbohrtheit in sein dogmatisches Calvinertum.

Und dieser Mann wollte die französische Revolution begreifen! Möglich, dass ihn die revolutionäre Legende, wie sie damals noch vielfach Mode war, anekelte. Aber für England, wo man durchweg nur die Gegenlegende des gottesfürchtigen Philistertums pflegte und alle Jakobiner als scheusälige Antichristen beschimpfte, lag doch kein Bedürfnis vor, das grosse Elementarereignis eines falschen Schimmers zu entkleiden. Zwar reisst ihn wider Willen seine markige Darstellungsweise so weit fort, dass man trotz alledem ein anschaulich belebtes und stark koloriertes Gemälde jener Vulkanentladung erhält. Aber seine ganze Tendenz klingt in dem Staunen aus, dass noch nie eine so bedeutende Begebenheit von so durchweg mittelmässigen Menschlein durchgeführt sei. Der hitzige ideologische Schotte kann sich hier mit dem eiskalten RealanalytikerTaine die Hände drücken, und der unbefangene Wahrheitserkenner muss lächeln, wie doch immer falsche Ideologie und falsche Realistik ihre innere Verwandtschaft bekunden und ihr einseitiger Wahrheitsschwindel unweigerlich der Lüge verfällt. Man sollte denken, dass wenigstens Robespierre und St. Just, so widerwärtig sie Taines Franzosentum sein müssen, vor Carlyle Gnade fänden, weil das asketisch Puritanische im „Unbestechlichen" den schottischen Moralfexen rühren und dessen Wiedereinsetzung des „Höchsten Wesens" ihm der einzige Lichtpunkt sein müsste. Weit gefehlt! Robespierre

ist ihm nur ein neidischer, ehrgeiziger Heuchler, blutdürstiger Phrasendrescher, ganz wie landläufige historische Legende fälscht, der Terreur überhaupt nichts als Verbrechertum losgelassener Zuchthäusler, während Cromwells kriegerische Massenmorde in Irland natürlich höchst sittlich und notwendig waren. Doch siehe da! Zwei Lieblinge entgehen seinem Verdammungsurteil, natürlich Mirabeau und Danton, auch hierbei der allgemeinen Legende folgend. Solche brüllenden Kraftmeier imponieren ihm, das sind echte Menschen mit breiter Brust und weitem Herzen, keine Ideologen — denn solche hasst der Ideologe Carlyle! — sondern Männer der Tat. Gewiss! Dantons Begabung als praktischer Wühler, man nennt dies Staatsmannschaft, haben sogar neueste Forschungen bekräftigt. Nur schade, dass unser grimmer Wahrheitsbehorcher, der aus Robespierres und der Seinen gedankengesättigten Reden, falls er sie überhaupt je las, nur öde, unehrliche Tiraden herauslas, den Brustton der Überzeugung aus dem Munde jener zwei notorischen Lumpen vernimmt, die nie einen originellen Gedanken, nie eine feine Wendung, nie etwas anderes, als pomphafte Phrasen und Parteidebatterei zu sagen wussten.

Wenn irgendwer den Namen Heuchler verdient, dann waren es diese animalischen Krafthuber, die allerdings keine Tugend der Sitte heuchelten, weil ihr Laster zu derb ins Auge sprang und ihre zuchtlose Lasterschwäche nicht den kleinsten Zwang der Selbstbeherrschung ertrug, dafür aber revolutionäre Begeisterung erfolgreich heuchelten, während es ihnen nur ums Karrieremachen zu tun war.

Carlyles Geschichte der Revolution hat nicht mal das früher betonte Verdienst, einen wichtigen Stoff dem britischen Begriffsvermögen näher gebracht zu haben, es gibt überhaupt kein schlechteres Buch über den so oft behandelten Gegenstand. Was daran packt, beschränkt sich immer nur auf die urwüchsig eigenartige Vortragsweise, die etwa an Johannes Scherr erinnert, aber auch wie bei diesem mehr jugendliche Gemüter blendet als reife Köpfe befriedigt und zuletzt zu krasser Maniriertheit ausartet. Verhältnismässig am reizvollsten behandelt Carlyle Personen und Dinge in seinen vielbändigen Essays. Hier hat er z. B. den Vater

Mirabeaus, einen unendlich tüchtigeren Menschen als seinen berühmten Sohn, trefflich herausgearbeitet, auch Diderots Liebenswürdigkeit liebevoll mitgefühlt. Dagegen tönt sein „berühmter“ Essay über Cagliostro nur die üblichen Schnurpfeifereien nach, ohne irgendwie ein Verständnis für möglichenfalls ganz entgegengesetzte Lösung des Rätsels offenzuhalten. Seine Ästhetik steht auf den gleichen schwachen Füssen wie seine Historie. Sein poetisches Empfinden an sich ist stark, seine Begeisterungsfähigkeit übermässig entwickelt, aber rein persönliche und subjektive Regungen bestimmen sein Urteil. Was er über Burns zusammenenthusiasmiert, wäre erfreulich und liest sich der Essay sehr schön. Doch nur zu ironisch merkt der Carlyle-Erkenner, dass Burns, den er masslos aufbläst, nur deshalb seinem schottischen Landsmann so besonders am Herzen liegt, weil Burns wie Carlyle ein armer Sohn des Volkes war. Er schreibt ferner begeistert und schön über Jean Paul und Schiller, wie er denn auch manches von Schiller und Goethe übersetzte. Aber bald weiss man, dass Jean Pauls Formlosigkeit, Überschwänglichkeit und barocker Humor von ihm angepriesen werden mussten, um für Carlyles eigene Mängel eine Schutzwand zu bilden. In der Tat hat er in „Sartor Resartus“ Jean Pauls Stilart gründlich nachgeahmt, nur eine Dosis Swiftschen Spleens beimengend. Und sein Kreuzzug für Schillers Idealismus und alles Deutsche geht weniger aus selbstloser Versenkung in deutsches Wesen hervor, als aus dem Streben, die englischen Realisten, deren Gestaltungsgabe er nicht besass, durch etwas angeblich Höheres einzuschüchtern und so die Bahn für Carlyles Eigenart freizumachen. Daneben fröhnt er natürlich auch dem Fluch jeder reineren Kunstauffassung, dem äusserlichen Moralmassstab. Sein abgeschmackter Essay über Grillparzer und die Schicksalsdramen, da er ersteren ein für allemal nach der „Ahnfrau“ abmisst, entspringt keinem ästhetischen, sondern theologischen Missbehagen, weil er als gläubiger Christ den Schicksalsbegriff und die Willensunfreiheit verpönen muss. Was er über Schillers Inferiorität gegenüber Goethe andeutet, würde einer gewissen Feinheit nicht ermangeln, wenn nur nicht seine Urteile über Schillers

Werke im einzelnen, dessen — Gedichte er am höchsten zu schätzen scheint, seine volle Unreife verrieten. Offenbar ist ihm Schiller nur deshalb der kleinere Dichter, weil er zu viel gestaltete und nicht ganz so viel Ideen produzierte wie Goethe. Diesen macht er zu leibhaftigem Hergott, um auf seinen Schultern übers moderne England als alleinseligmachender Prophet sich aufzuschwingen. Der Carlylesche Goethe gleicht natürlich dem wirklichen ebensowenig, wie der „grosse Heide" und „objektive Realist", den Jungdeutschland bis zum heutigen Tag sich zurechtschnitzte, um teils für jede Sorte von Unglauben und Unsittlichkeit teils für praktisches Philisterium eine Deckung zu finden. Carlyles Goethe ist nichts weniger als Heide und Realist, ist vielmehr schlechtweg ein aus vulkanischem Titanismus zur Sternenordnung aufschwebender Allweiser, ein mystiktrunkener Theosoph, am Ende gar ein gläubiger Christ. Er gleicht dem Geist, den Carlyle begreift, und jedes künstlerisch Unzulängliche in Goethes Dichtertum hier wird's Ereigniss, sintemal Carlyle sich nur ums Wollen und nie ums Können kümmert und Poesie nur als Weisheitsorakel beurteilt. Die formlich sprödesten und abstraktesten Sprüche Goethes wiegen ihm im Grunde schwerer als Götz und Werther. Aber unterwirft er sich wirklich dieser unfehlbaren Weisheit, die er anderen streng als Bibel vorhält? Nicht er! Das vielleicht Weiseste Goethes, seine Napoleon- und Byronerkenntnis, passt ihm nicht, also taugt sie nichts. Er hat die orphisch inspirierten Euphorion-Hymnen, den Nekrolog, die zahlreichen Worte über Kain, Don Juan, ‚der Traum' vor Augen, er kennt den Gedichtzuruf an den Geistesgenossen auf dessen Fahrt nach Missolunghi mit dem tiefsinnig ergreifenden Schlusse: „Und wie ich ihn erkannt, mög er sich kennen." Aber mit roher Gleichgültigkeit und völliger Abwesenheit schuldiger Rücksicht schiebt er diese klaren, deutlichen und bestimmten Willensäusserungen seines Idols unbeachtet zur Seite. „Der über alle Begriffe Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter" (Goethe über Byrons Kain) ist laut Carlyle ein hohler seichter Schwätzer, der vom Dichter höchstens die äussere Gebärde hat. Wer soll

nicht stutzig werden über eine solche Hero-Worship, die von aller Welt Kniebeugung für den Infallibeln verlangt, sich selbst aber als anmassender Pfaffe vorbehält, die Orakel seines Gottes ganz nach Belieben zu respektieren oder nicht. Ob er Byrons Genieoffenbarungen, von denen er anscheinend nicht eine Zeile verstand, je las, geschweige studierte, bezweifeln wir. Das wäre intellektuell ein mildernder Umstand, ethisch ein erschwerender, würde jedoch diesem pseudoethischen Moralfex ganz ähnlich sehen. Er kennt Byron nicht, aber er missbilligt ihn. Denn war er nicht ein reicher vornehmer Herr? Solche Burschen dürfen kein Genie haben. War er nicht unsittlich und ungläubig? Fort zur Hölle! Bis zur Albernheit, ja bis zur Gemeinheit unanständig, bildet Carlyles Ästhetik ein einziges Schimpfgeheul:

Klappt euren Byron zu! Er soll euch nicht mit seinem Weltschmerz anstecken, der natürlich nur Sybaritenschmerz über ein verkrumpeltes Rosenblatt seines weichen Lagers vorstellt! Leute, die nicht physisch hungern oder mit der Hacke arbeiten, haben überhaupt kein Recht auf Seelenschmerz! — Bis zu welcher Besessenheit sich Carlyle in seine fixe Idee hineinverbiss, zeigt der unglaubliche Satz als abschliessender Beweis für die Überlegenheit des Volkes: wie unendlich mehr habe der arme Plebejer Burns geleistet als der hochgeborene Lord! Wohl jeder halbwegs Vernünftige, der ein schmales Lyrikbändchen, Burns' einzige Hinterlassenschaft, mit den Massentaten des Dichterlords verglich, wird darüber den Kopf geschüttelt haben wie über das Lallen eines Monomanen. In dieser Unverschämtheit gegen Byron, verbunden mit versteckter Unehrerbietigkeit gegen Goethes Gebote, steckt der ganze Carlyle intellektuell und ethisch. Wer die erbärmliche Ursache seines Byronhasses durchschaut, der hat ihn ganz und gar in seiner Kleinlichkeit, neidischen Gehässigkeit, bigotten Verbohrtheit und grössenwahnsinnigen Anmassung. Und dabei tobt derselbe Mensch gegen die Bigotterie der Clergymen im Schaufelhut, Anmassung und Kleinlichkeit aristokratischer oder sonstiger insularer Vorurteile. Allerdings mit scharfem Blick für Zeitgebrechen und mit einem Prophetenfeuer jeremiadischer Busspredigten, das man mit hohlem Pathos nicht verwechseln

darf. So halten wir unsrerseits für seine beste Arbeit die „Latter-day Pamphlets", in denen er sich als würdigen Nachfahren Miltons zeigt, dessen politische Pamphlete ja die gleiche Mischung von echtem Schwung, bizarrer Plumpheit, edler Gesinnung, unbeholfener Grobheit zeigen.

Wo Carlyles Elefantentritt hinstampft, da wächst kein Gras, und so unangenehm es klang, Jungengland glaubte ihm allmählich selber, dass es einem gefrässigen Storche gleiche, indes einst Altengland als Adler emporschwebte. Hier treffen wir auch Carlyles beste Talentprobe als Historiker, nämlich kulturelle Schilderung einer Abtei aus der Normannenzeit an der Hand archivalischer Forschung. Auch fachmännisch betrachtet von grossem Forschungswert, versteht der halbe Dichter, der in Carlyle steckt, hier meisterhaft mit wenigen Strichen das ganze Innenleben des sogenannten „dunkeln" Mittelalters in der rauhen echten Tüchtigkeit seines praktischen Christentums aufzubauen. Selbst die blitzartig auftauchende Silhouette eines dieser merkwürdigen Normannenkönige, die das bis dahin verduselte England des Angelsachsentums in heilsame Zucht nahmen, wirkt als treues Portrait und Carlyle hat nie mit so anschaulicher Lebenswahrheit sein Motto, den alten Mönchsspruch: „Betet und arbeitet", uns eingeprägt. Cromwells „Betet und schüttet frisch Pulver auf die Pfanne" trieb ihn desgleichen zu Puritanerstudien, die im Verein mit Froudes und Gardiners Arbeiten den eigentlichen Nationalhelden und heimlichen Kaiser Grossbritanniens, den vielgeschmähten „Königsmörder" und „Heuchler", besserem Verständnis erschlossen.

Mit Carlyles besonderem ‚Helden', dem alten Oliver, sind wir aber nun bei jenem Kultusbuche angelangt, das sein Wollen und Wesen am bekanntesten machte: „On Heroes and Hero-Worship". Das ist ein sehr berühmtes Buch. Ob es sein Ansehen voll verdient? Bei Werken mehr oder minder philosophischen Gehalts kommt es wohl mehr auf Reife und Gründlichkeit des Denkens an, als auf Glanz der Darstellung. Letztere vermissen wir ebenso wenig in dem Gegenstück „Repräsentative Menschen", das uns der transatlantische Weise Emerson bescherte. Dieser verfällt

nicht in die barocken Unarten und die aufdringliche Originalitätshascherei des britischen Jeremias, für dessen bärbeissige Grillen und Schrullen der abgeklärtere feinergebaute Yankee zu viel weltmännischen Schliff und Geschmack besitzt. Statt jenes Carlyle-Englisch, gesucht deutschelnd, oft von unerträglicher Geschwollenheit und Überladung, bietet uns Emerson elegante und doch nervige Sprachkunst.

Aber die wuchtigen Schatten und nachdrücklichen Lichtwirkungen des Carlyleschen Pathos entspringen einer überragenden Persönlichkeit, und wer Repräsentativgestalten aneinanderreiht, dem fällt die Wahl nicht schwer, wer von beiden dazu der Geeignetere. An blendenden Worten, glücklichen Wendungen, bestrickenden Gleichnissen fehlt es Emerson nicht. Doch seine Geschmeidigkeit ersetzt nicht den chaotischen Tiefsinn des Weisen von Chelsea, der unter so vielem Schlamm auch hier und da echte Goldkörner hervorsprudelte. Originalitätssucht oder nicht, Carlyle bleibt eben das Original und der gefeierte Yankee nur eine Kopie mit Varianten. Emersons Ergänzung zu des düstern Schotten „Heldenanbetung" ladet zum Vergleich ein. Sofort fällt die Verschiedenheit in Auswahl ihrer einzelnen Helden auf, sie haben nur einen einzigen gemeinsamen Berührungspunkt: beide schliessen mit Goethe. Als Typen des „Helden als Schriftsteller" kennt aber Carlyle noch andere: seinen Liebling Burns, der doch grade wie kaum ein anderer den Titel eines Natursängers und nicht eines Literaten verdient, sonst übrigens ein recht fragwürdiger „Held", sowie den zopfigen Pedanten Samuel Johnson, den ausserhalb englisch redender Lande kein Mensch kennt und dessen „Heldentum" mehr Lächeln als Bewunderung erweckt. Von der unendlichen Reihe viel bedeutenderer und echterer Schriftstellerhelden anderer Völker ahnen diese guten Propheten nichts, sollten aber dann nicht die Toga weltüberschauender Weltweiser tragen. Der „Held als Priester" fehlt bei Emerson. Weder Muhamed noch Luther und Knox ziehen ihn an, wie den christlichsozialen calvinistischen Freidenker, der doch immerfort vertraute Hinneigung zu theologischen Urquellen bekundet. Dagegen sind dem Emerson „Menschheitsvertreter" Philosophen wie Plato, von denen Carlyle nichts wissen will,

oder vollends Skeptiker wie Montaigne. Der ein Held! hören wir Carlyle sich entsetzen, worin wir ihm freilich beistimmen: Wir können diesen bestechenden Stilisten wahrlich nicht als hervorstechenden Menschheitsvertreter gelten lassen, nehmen ihn nur wie Rabelais kulturhistorisch als bedeutsame Zeiterscheinung. Emerson fördert ja allerlei Feinheiten zu Tage — um nur eins zu nennen: seinen Nachweis der Verschmelzung indischen intuitiven Denkens mit europäischer Definierungslogik im Griechen Plato —, doch ein leichter Geruch von Oberflächlichkeit weht uns überall an und man wird irre an der philosophischen Bildung des Verfassers, der Giordano Bruno in einem Atem mit Kathederprofessoren und Literaten als „Schuldner“ Platos und nirgendwo Kants heiligen Namen nennt. Wenn laut Emerson Platos Weisheit rundweg den Koran vorstellt, neben dem man alle übrigen Bücher verbrennen könne, so leuchtet solche Masslosigkeit uns ebensowenig ein wie Carlyles Hyperbeln. Und was der Yankee über Shakespeare anregend zu plaudern weiss, erschöpft in einzelnen geistreichen Bemerkungen den Gegenstand fast noch weniger, als Carlyles Aphorismen über den Einzigen. Besonderes Gewicht wie schon bei Plato legt Emerson auf das Plagiatorische des Genies, dem durchaus das Recht zustehe, sich Fremdes anzueignen, um sein grösseres Zusammenfassendes daraus zu formen. Die Baconfrage scheint er absichtlich zu scheuen und zu vermeiden, meint aber: wir wüssten nichts von Shakespeare? Im Gegenteil, mehr als von andern Sterblichen, denn über jedes Ding unter der Sonne vertraut er uns seine Meinung an. Auch sind da noch die Sonette, welche Emerson ganz wie wir („Geschichte der englischen Literatur“) ebenbürtig neben die Dramen stellt. In diesen aber tritt uns eine so gewaltige und ihrer Grösse bewusste Persönlichkeit entgegen (vergl. das Sonett „Not marble nor the gilded monuments of princes shall outlive my powerful rhyme“), dass nur ein Oberflächlicher zu dem Schlusse kommen kann, der Unsterbliche sei im Leben wirklich nur „ein lebensfroher Schauspieler und Theaterdirektor“ gewesen, habe „ein obskures Werkeltagsdasein geführt und sein Genie nur zur Belustigung des Publikums gebraucht“. Ei, ei, die wahre

Liebe ist das nicht! Was, „dies sind nur Halbgesichte von Halbmenschen, die Welt harrt noch immer ihres Dichterpriesters, der nicht mit Schauspieler Shakespeare tändeln (!), sondern der in gleicher Erleuchtung sehen, sprechen und handeln wird"?! Was, Shakespeare blieb in den Dingen stecken, erkundete nie die Bedeutung, die diesen Symbolen innewohnt, machte aus ihnen „Unterhaltungsgegenstände", war „Vergnügungskommissar der Menschheit"?! Um im Stile des transatlantischen Meisters, wie man im Schach-Jargon zu sagen pflegt, zu bleiben: dies sind wirklich Halbgesichte eines Halbmenschen! Er hat also rein gar nichts begriffen! Prosperos Zaubersprüche sind seinem Gelehrtenohr nicht deutlich genug; Macbeths Monologe und Lears Problem, Hamlets Weltironie und Fallstaffs Sanjopansa-Humor, diese Symbole der Symbole, bleiben ihm unverständlich, weil sie nicht plump in starren Allegorien, sondern strotzend von bewegtem Leben an ihm vorüberziehen!

Nicht der göttliche Allbezwinger blieb in Sansara stecken, sondern für ihn, den nüchternen Yankee, fiel nicht die Binde der Maja vor solchem Weltspiegel. „So voller Harmonie sind ewige Geister, nur wir, weil dies hinfällige Staubgewand uns grob umhüllt, wir können sie nicht hören."

Ach, armer Zettel, dein langes Eselsohr hört nicht Oberons Horn und doch glaubst du Titania Kunst über Zukunft des Dichterpriesters belehren zu können!

Nein, da steckt denn doch mehr echte Schauung, mehr Wirklichkeitssinn für das greifbar Ideale in Carlyles seherhaften Rhapsodien. Es kommt ihm von Herzen, wenn er wünscht, nur eine Stunde Shakespeares Schuhputzer sein zu dürfen, um in das erhabene Antlitz emporschauen zu können. Dagegen hütet sich der amerikanische Weltmann vor der Einseitigkeit des schottischen Puritaners, dem nach seinem Puritanerkönig Cromwell, ihm sozusagen das Mass aller Heldendinge, der kleine Napoleon nur wie ein flüchtiger Schatten hintendreinhuscht. Emersons „Mann des weltlichen Erfolges" oder Tatmensch heisst ihm als berufenster Vertreter der ganzen Gattung schlechtweg Napoleon und kein Anderer. So geziemt sichs, denn alles, was „Herrscher"

(Herrenmenschen) von Sesostris bis Bismarck typisch auszeichnete, tritt vereint und am nachhaltigsten im Korsen hervor. Dessen weltumfassende Arbeit und Einsicht rückt Emerson ins rechte Licht, belegt mit meist glücklich gewählten Citaten seine übernatürliche oder richtiger einzignatürliche Klarheit des Schauens. Aber dies Genie malte ja auch Taines Pamphlet in prunkenden Farben und im Grunde liest sich Emersons Studie wie ein Exzerpt aus Taine vor Taine. Denn auch ihn entsetzt die angebliche ethische Kehrseite der Medaille, sein Napoleon gleicht dem wirklichen Urbild nicht besser, als irgendeine reaktionäre Pfuscherei von Treitschke. Allen Kehricht, den falsche Zeugen und Fälscher über den Koloss zusammenscharrten, nimmt er als granitne Fundamente. „Er betrog beim Kartenspiel, stahl, mordete, ertränkte, vergiftete" — man glaubt zu träumen, woher hat Emerson all diesen Blödsinn aufgelesen als aus erbärmlichen Buchkloaken? Wenn man vollends liest, Napoleon habe Bernadotte und Kellermann neidisch um den Ruhm ihrer grossen Taten gebracht (Bernadottes grosse Taten, es ist gottvoll!), „er konnte Lafayette und Bernadotte (!) nicht mit den Kurmachern seines Hofes in einen Topf werfen" „die grossen Feldherrn, die für ihn kämpften" (vergl. unser Werk über die Marschälle, diese Nullen), so hat man endlich genug von solchem Geschwätz und wundert sich nicht mehr über sein tiefsinnig Bedauern, dass Napoleon wie jeder Bourgeois nur eine glänzende Karriere machen wollte. „Assez de Bonaparte!" zitiert er. O, assez d' Emerson!

Wenn beiden Angelsachsen der Held als Dichter begreiflicherweise Shakespeare heisst, so heisst beiden unbegreiflicherweise Goethe „Schriftsteller" (men of letters). Was bedeutet das? Wer vom Dünkel der englischredenden Rasse einen richtigen Begriff hat, der dürfte hierin ein unwillkührliches und nicht zufälliges Zusammentreffen des Rasseinstinkts beider entdecken, um ihrem Helden und Menschheitsvertreter einen Vorrang vor dem deutschen zu sichern. An sich dies willig zugestehend, vermögen wir doch solchen Unterschied der Gattung nicht anzuerkennen, da man mit gleichem Grund Goethe einen unabhängigen

Sänger und Theaterdirektor, Shakespeare einen Berufsschriftsteller nennen könnte!

Emerson ernennt Goethe zum Protokollführer der Natur und auf den ersten Blick scheint er mit Carlyles Goethekultus übereinzustimmen. Doch es scheint nur so. Mit einem Wort, er verehrt im Olympier den universalen Gelehrtenkopf, nicht einen heroischen Menschen und Dichter. Darüber verliert sich das Befremden, sobald man erfährt, dass Emerson nur Faust zweiten Teil und Wilhelm Meister als typische Hauptwerke herausgreift, also diejenigen, in welchen Goethes kosmische Lyrik — denn als solche fassen wir sein Dichten auf — bis zur leblosen Allegorie erstarrte und Reflexion jede Gestaltungsgabe überwuchert. Letztere, ohnehin in Goethes Universalgeist am spärlichsten entwickelt, was die Goethepfaffen sans phrase natürlich nicht Wort haben wollen, stand fast immer im schroffen Widerspruch zu Goethes Mahnung „Bilde, Künstler, rede nicht!" und in diesem Sinne hätte Emersons hartes Dictum vollkommen Recht: „Dieser Gesetzgeber der Kunst ist kein Künstler." Wenn er dies aber so erklärt: „Wusste er vielleicht zu viel, blickte sein Auge zu mikroskopisch scharf, sodass ihm der Überblick über das Ganze verloren ging?" und dergleichen mehr, so biegt er die richtige Begründung nach der falschen Seite um und liefert neuen Beweis, wie man in Goethe alles mögliche Fremde hineinliest, statt die einfache Wahrheit zu sehen. Goethe, dessen schrankenlose Subjektivität souveränen Auslebens grandioser Individualität eine kindische Ästhetik zum Vorbild objektiven Schaffens erheben will, indem sie des gelehrten Weltbeschauers objektive Weisheit mit der Gabe objektiv künstlerischer Dichtung (Shakespeare) verwechselt, bildet mit Byron eine Gruppe für sich, die ihr eigenes Mass und Gesetz in sich selber trägt. Diese riesigen Individualisten umspannen das Reich der Ideen, alles Schaffen entspringt bei ihnen aus der Reflexion, nie aus naiver Hingabe wie bei Kleineren, sogenannten Künstlern, nie aber auch aus souveräner Herrschaft über den Kosmos wie bei Shakespeare und in anderem Sinne bei Napoleon.

„Ich stelle Goethe Napoleon an die Seite: beide sind Vertreter der Auflehnung der Natur gegen den Dummstolz der

konventionellen Sitte, zwei ernste Realisten," predigt Emerson. Darin steckt wohl Wahres, aber der Vergleich hinkt wie alle Vergleiche. Auch Napoleon war ja ein Ideenmensch, woraus allein sein materieller Untergang erklärlich, auch er ein Idealist wie jeder, der Materie und Realität nicht als etwas Absolutes, sondern als Handwerkszeug für subjektive Pläne betrachtet und verachtet. Aber sein und Shakesspeares Gegensatz und Überlegenheit über Goethe und Byron besteht in der trotzdem unerschütterlichen Objektivierung des Willens im Werk. Auch Shakespeare war sich seines Imperator-Ichs vollbewusst, zwei „grössenwahnsinnige" Sonette zeugen dafür, aber beide Imperatoren besassen die Naturmacht-Fähigkeit, ihre ganze Schaffensmacht fortwährend in jeden erfassten Gegenstand vom Grössten bis zum Kleinsten hineinzusenken, demnach selbstlos in der Allmacht ihres Selbst im Werke sich zu vergessen.

Goethe aber hegt, genau betrachtet, geradesowenig wie Byron eine Liebe zum Werk-an-sich, zu den darzustellenden Dingen, sie sind ihm nur Symbole, die reale Welt ein Gehäuse der Ideen. Solche Gedankendichter dürfen sich nicht mit kleinlichem Kunstkönnen aufhalten, das würde den unaufhaltsamen Flug ihres über gewöhnliches reales Können wegschwebenden Wollens unterbrechen. Was daher Emerson und jedem nicht auf den Koran der Goethepfaffen Eingeschworenen als Nicht-Kunst erscheint — Sinn für Komposition, für das dramatische im höchsten wie technischen Begriff, fehlt ganz, Epik wird hier bloss lyrisch abgetönte Reflexionserzählung —, das macht gerade Goethes wahre Stärke aus. Gewiss strömten diesem Allumfasser auch reiche poetische Quellen zu; manche seiner Gedichte, Faust, Werther gehen manchmal aus kosmischer Lyrik auch in jene alleingültige Darstellungsart über, die man „realistisch" tauft, während man sie die natürliche oder lebensvolle nennen sollte. Aber in allem spricht nur Goethe und wieder Goethe. Egmont, Tasso, Iphigenie, Faust, Wilhelm Meister, sie alle sind immer das nämliche vielseitige Ich, voll subjektiverer Befangenheit, als in Byron ersichtlich, der wenigstens überall sachlich ausser ihm Liegendes seinen Selbstportraits zufügt. Goethe einen objektiven Realisten

nennen, könnte man daher nur in dem Sinne, wie jeder Seher und Weise als Erkenner des Ewigen dem Schein-Pöbel gegenübersteht, wie etwa Buddha ein Realist wäre gegenüber Kirchenbonzen. Die einzig für ihn passende Form fand er im Faust, wie Byron im Kain und Don Juan.

Selbst sein einziges naives Produkt, der Götz, entstammt nicht dem Drange, objektiv sein Kunstkönnen in seelischen Konflikten zu zeigen, sondern dem subjektiven Trotz, selbstherrlich ein paar anschauliche Szenen freien Burschenlebens unter bürgerlicher Einzäunung hinzuhauen. An der hier und anderswo (nehmen wir: Auerbachs Keller) erkennbaren burschikosen Lebensfrische im einzelnen, von der sich kindliche Beurteiler zu falscher Auffassung seiner wirklichen Art verführen liessen, fehlt es aber Byron im „Don Juan" erst recht nicht. Ja, in anderen solcher Kunstgaben, z. B. dramatischem und historischem [1]) Sinn, war er Goethe sogar weit überlegen. Verdammt trotzdem abstrakte Ästhetik nicht ohne Grund Byrons Dichtart, so konnte nur trostlose Unkenntnis aller literarischen Technik diese Verdammung nicht mit auf Goethe übertragen, ja sogar ins Gegenteil verkehren. Aber dies Nicht-Künstlertum ändert an der Grösse dieser beiden Gewaltigen nicht das Mindeste, da sie eben nur in ihrer Formlosigkeit die für sie nötige Form finden, das kleine Kunstkönnen getrost anderen überlassen durften. Was englische Denker wie Carlyle — freilich ein sehr trübes ästhetisches Licht — an Goethe bewundern, ist gerade die Abwesenheit jener realistischen Objektivität, von der sie in ihrer heimischen Literatur übergenug hatten. Drum dürfte Emersons Bevorzugen von Faust zweiter Teil, wo er fast nichts Gestaltendes mehr und dafür die reine Ideenabstraktion fand, weniger ästhetischem Missverstehen als bestimmter Absicht entspringen. So fassen ausländische unbefangene Beurteiler unsern Goethe auf, den sie in ihrer tiefen Unkenntnis der deutschen Gesamtliteratur, natürlich dabei beeinflusst von dem aberwitzigen Gestammel der

---

[1]) Dieser Mangel bei Goethe entspringt eben seiner unrealen rein idealen Auflösung alles Stofflichen ins Reflektive. Wer immer als Erdgeist will wallen im Weltensturm, gewinnt natürlich nur der Naturgeschichte, nicht der Menschengeschichte, Interesse ab.

Goethepfaffen, für den alleinigen berufenen Vertreter deutscher Dichtungsbegabung halten, ohne die vielfachen anderen Kräfte dieser auch geistig dezentralisierten Nation zu ahnen. „Dies Streben nach grosser Kultur ist der Geist, der seine Werke beseelt. Höher freilich steht die Idee absoluter ewiger Wahrheit (?), ohne Rücksicht darauf, ob ich selber durch sie wachse und gewinne. Höher steht die völlige Hingabe an den Strom poetischer Begeisterung." Diese Worte Emersons, und was Wahres und Falsches an ihnen sei, empfehlen wir ernstem Nachdenken.

Wir deuteten schon früher an, dass Carlyles Goethekultus unbewusst persönlich eigennützigen Motiven entsprang: Durch Deutsches seinen Landsleuten sich selber aufzuzwingen. Deshalb bewundert er Goethe nicht als Dichter, sondern als Weisen, ähnlich wie Emerson Dagegen offenbart sich sein stärkerer Sinn für das praktisch Geniale in den kurzen kräftigen Strichen, die doch einen grossen Zug tragen, mit denen er überlebensgrosse Konturen Napoleons bestehen lässt. „Unser letzter grosser Mann", der aber natürlich vor Cromwell erblassen soll, ist zwar wahrlich nicht mit liebenden Augen gesehen. Freilich entschuldigt es Carlyle wie Emerson, dass es damals noch keinen Taine als Brevier für alle Napoleonsfälscher gab, doch auch nicht die jetzige Fülle neuer Napoleonsenthüllungen, die den Schutt wegräumen und für richtigen Sehwinkel Raum schaffen. Carlyles Napoleon soll ein Stück Charlatan und Quacksalber sein, wahrscheinlich wusste er nicht, dass der Imperator selber von einer Seite seines öffentlichen Auftretens sagte: „Ja, es war Charlatanerie, doch von der höchsten Art", und derlei Mätzchen braucht jeder Tatmensch für den Heisshunger der Menge. Immerhin, während Emersons „Schelmenjupiter" immer kleiner und unansehnlicher wird, lässt Carlyles bärbeissiger Heldeninstinkt den Grössenwuchs unangetastet, der unter Emersons sanfter Eleganz bis zur Unkenntlichkeit einschrumpft.

Wie seltsam! Demokrat Carlyle ward Urheber einer sozusagen konservativen Strömung. Dem skeptischen Materialismus des modernen Zeitgeistes hielt er wie ein

Gorgonenhaupt das starre Antlitz des zerschlagenen Puritanismus entgegen, dem nivellierenden Massenprinzip seine Heldenanbetung. Nicht Volk und Milieu, sondern der grosse Einzelne ist ihm der alleinige Träger der Entwickelung. Durch Erweckung des Sinnes für das Heroische, wie einst Giordano und neuestens Dühring es lehren, hat er sicherlich dem Willensinstinkt der englischen Rasse gut Rechnung getragen und eine gewisse Vertiefung gefördert.

Ähnlich erfüllte auch Ruskin seine Mission besser durch sozialreformatorische Anregungen, als durch seine vielbändigen Lehren über das bildnerisch Schöne. Deutscher Idealismus, wie ihn Carlyle importierte, wird in England nie zu Hause sein; Ästhetik der bildenden Künste, wie Ruskin sie vortrug und mit allerlei Ideenschwulst verbrämte, den er willkürlich in das Handwerksmässig-Technische der Bildkunst hineinlas, gehört nicht auf die nordische Industrieinsel. An ästhetischer Bildung stand freilich Ruskin so himmelhoch über Carlyle, dass er noch kurz vor seinem Ende seinen gaffenden Landsleuten das Geständnis an den Kopf warf, er halte Byron für den reinsten Inbegriff des Poetischen, für den höchsten Sänger aller Zeiten. Aber was Carlyle und Ruskin auf den Gebieten des idealen Geisteslebens erstrebt, blieb exotisches Gewächs, triebhaft im britischen Boden wurzelte nur ihr Anbau sozialreformerischer Gesinnung.

Wir haben selbst in unserer Jugend das Städtchen Kirkcaldy am Firth of Forth besucht und beim dortigen Bürgermeister uns über den grand old man unterhalten, der zum Stolze Kirkcaldys hier als junger Schulmeister wirkte. Ein Carlyleaner hatte uns dorthin verschleppt, gleichsam an eine der Stätten für geistige Mekkapilger, zum heiligen Kaabastein, wo der Prophet sinnend am Wege sass. Denn Allah ist Allah und Thomas Carlyle ist sein Prophet. Aber ein ungläubiger Thomas sind wir geblieben. Armut, Verkennung? Weil der grosse Thomas ein Stück erster Jugend in diesem reizenden Küstenidyll verlebte? Und wie bald heiratete ihn eine vermögende Dame von hoher Bildung und feinem Geist! Wie bald erntete er von seinen Landsleuten, die er so gründlich zu verachten vorgab, jene allseitige Anerkennung, die seine geliebten Deutschen ihm nie

oder spärlich gewährt hätten. Statt seinem Herrgott zu danken, dass er, der selbstsüchtige Ehrgeizige, nicht als Deutscher geboren, dass ihm sein England einen Weltruhm verschaffte, wo viel bedeutendere Deutsche unbekannt und vergessen, dass er sein Leben lang wohlhabend und hochgeehrt sich als „Seher" ausleben konnte, schien ihm nichts genug, seine Ansprüche zu befriedigen. Mürrisch und zänkisch polterte und schimpfte er sich durchs Leben, unterbrochen von Inspirationen seines besseren Innern, wo er Himmel und Hölle vor sich offen sah, meistens aber die Hölle als richtiger Calviner. Man könnte sich vorstellen, dass der despotische grimme Fanatiker von Genf in ihm wiedergeboren sei. Er stand ewig auf der Kanzel wie ein tobender Hetzkaplan oder ein eifernder Methodistenprediger. Höchst unliebsam entschleierte sich später sein Privatleben, unglückliche Ehe mit seiner geistvollen Gattin, der er so viel verdankte. Seine cholerische Selbstquälerei, die vor allem durch schroffe Selbstsucht im Quälen seiner Umgebung sich Luft machte, führte zu chronischer Magenverstimmung. Er, der über Byrons wahren Weltschmerz albern spöttelte, leitete seine Jesaiasrolle aus kläglichem Ichschmerz ab, der ganz prosaisch und einfach als Magenschmerzen sich ankündigte.

Nun, wir selber kennen aus lebenslanger Erfahrung das Beispiel eines schwer Magenleidenden, dem obendrein Gründe zu andrer melancholischer Verbitterung nicht fehlten, der aber sein Lebenlang als Muster heitrer menschenfreundlicher Milde galt und bis zuletzt wie ein Held seine Leiden bezwang. Das Beispiel eines solchen Helden, dessen Schwächlichkeit auch auf dem Schlachtfeld den Preis der Tapferkeit errang, vor Augen, empfinden wir für Carlyle und seine Theosophie der Magenschmerzen gelinde Verachtung. Nichts Heldisches stak in diesem Heldenanbeter! Ein bezeichnendes Gegenstück zum Willensverneiner Schopenhauer, dem Wasserprediger und Champagnerschlürfer! Ja, sehr bezeichnend alle beide für unser glorreiches Jahrhundert der Nicht-Helden und Anti-Helden, der charakterlosen Schwätzer!

Methodistenprediger wissen wenig von Methode. Irgendwelche methodische Kunst blieb Carlyle versagt, in seinen

chaotischen Widersprüchen wird nichts Positives erkennbar. Während Emerson oder als Historiker etwa Ranke eine fein abgetönte, aber matte und im höheren Sinne nichtssagende Farblosigkeit vorziehen, schweben Carlyles „Helden" sozusagen in der Luft. Man kann das Geschehene entweder positivistisch aus der rohen materiellen Notwendigkeit ableiten, wie Milieu und Rasse sie auslösen. Diese heut herrschende Weltanschauung arbeitet meist nach dem Satze: legt ihr nicht aus, so legt doch was unter. Die fixe Idee, alle historischen Transformationen als blosse ökonomische Umwälzungen des Wirtschaftslebens aufzufassen, erniedrigt zuletzt das inkommensurable X des Genies zu einem messbaren Zahlenwert. Dieser naiven Falschmeldung des Kausalitätsgesetzes steht die idealistische Lösung des Welträtsels gegenüber, welche eine supraaktuelle Freiheit des Endzwecks verbürgt. Hierbei spielt Inkarnierung devachanischer Geister als menschliche „Helden"-, Repräsentanten" natürlich eine bedeutsame Rolle. Ist ein Held oder Prophet von nöten, so taucht er blitzartig auf, wo man ihn am wenigsten erwartete.

Die Unabhängigkeit der Endzwecke entspricht eben einem andern Reich, als dem der äusseren Kausalität. Das Erwecken von Erleuchteten, der weder vererbte noch vererbbare Genius, bedeutet eine Tat jenseits menschlicher Kausalitätsbegriffe. Es hat „Heroenanbetung" insofern ihre Berechtigung, als in Gedanken und Wirken solcher Begnadeten unmittelbarer als sonst Gottesodem uns anweht. Diese natürliche Ehrerbietung wird jedoch durch die Erkenntnis getrübt, dass wir ja nur Gefässe des Allgeistes vor uns haben, dessen Ergiessung im Wesentlichen in uns allen waltet. So kommen Milieu und Rasse wieder zu ihrem einschränkenden Recht.

Denn dass ein Genie in einem bestimmten Milieu entsteht und stets Merkmale einer Rasse an sich trägt, entstammt logischem Karmazwang und hat somit sein Zeitalter gewissermassen ein Miturheberrecht an seinem grossen Vertreter. Noch mehr: zwischen einem Genie und seinen Anhängern besteht ein enges Band der Gemeinsamkeit. Wer das Genie erkennt, nimmt gleichsam Teil an seinem Werke selber.

Hiermit wird einseitiger blinder Persönlichkeitskultus hinfällig. Denn dass Genius nur ein Rüstzeug des Allgeistes

sei, erkannte niemand klarer als Napoleon: „Ist meine Sendung erfüllt, kann ein Atom mich fällen.“ Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nicht erblicken .. wäre nicht in ihm selber Geniales, so könnte niemand Geniales erkennen. Aber wie wir bei Schopenhauer vermuteten, dass er die Ethik des Buddhismus überhaupt nicht begriffen und das Ethische nur ganz äusserlich abstrakt mit dem Verstande sich konstruiert habe, so halten wir auch nichts vom Heldenkultus des unheldischen gläubigen Thomas.

„Keinen traurigeren Beweis seiner eigenen Kleinheit kann ein Mensch geben, als Unglaube an grosse Männer.“ Wer möchte das psychologisch bestreiten! „Er war das Geschöpf der Zeit, sagt man. Ach, wir hören Zeiten laut genug nach einem grossen Mann rufen, doch ihn nicht finden. Er war eben nicht da, die Vorsehung sandte ihn nicht.“ Naiver Carlyle! Vielleicht war „er“ da und sogar mehrere solche „er“, aber die Zeit fand natürlich nicht, was sie nicht verstand. Es beruht daher auch der Heroenkult auf einer Täuschung, sobald man den Satz aufstellt: es müssten nur recht viel „Helden“ da sein, dann werde die Welt von selber vorwärts kommen. Ahnt Carlyle, der so oft das Lob des Schweigens singt, nicht ein noch tieferes seelisches Schweigen von Heldenelementen, die unterm Gewicht der gesellschaftlichen Schmutzschicht erstickten, ehe sie aus dem unterirdischen Bergwerk ihres Ringens zur Sonne auftauchten, oder gar das gewollte tiefe Schweigen stolzer Seelen, die sich nicht dazu herablassen wollten, den Helden zu spielen? Denn etwas Vor- und Aufdringliches, Theatralisches haftet auch dem reinsten Heldentum an, sofern es dabei sichtbar und vorlaut auf der Weltbühne agiert.

Wenn man fragen wollte: Wäre Homer minder gross, wenn er seine Ilias verbrannt hätte? so würde man immerhin voraussetzen, dass er überhaupt die Ilias vorher schrieb. Und nicht nur können wir sein Dichtertum erst an seiner Leistung erkennen, sondern dasselbe ward sich selber erst im Schaffen seiner bewusst. Und doch, können wir uns nicht einen grossen Sänger denken, der nicht nur wie der Nibelungensänger seinen Namen verschweigt, sondern es überhaupt verschmäht, der Welt die Schätze seines Innern mitzuteilen?

Nun wohl, mit dem allen soll nur gesagt werden, dass Helden und Heldenverehrung allein keineswegs genügen, sondern das Zeitalter selber reif sein muss zum Begreifen grosser Männer, damit letztere eine Wirkung üben können. Ausserdem liegt in Hero-Worship die stete Gefahr, dass man sich in falsche Helden verliebe und eine schlechte Zeit sich Götter mache nach ihrem eigenen Bilde, wovon wir in Neu-Deutschland gar manche Beispiele erlebten. Dass eine Erklärung für das Entstehen von ‚Heroes' nicht vorliege, gesteht auch W. Diltheys strenge Forschung („Beiträge zum Studium der Individualität") unumwunden zu: es sei umsonst, den Helden oder Genius aus Umständen aller Art begreiflich machen zu wollen. „Der eigenste Zugang zu ihm ist der subjektive." Dies Subjektive ist aber grade das Verführerische und Irreleitende der Hero-Worship. Im Übrigen pflichten wir Carlyle gerne bei: „Der Mensch ist der geborene Sklave gewisser Menschen, der geborene Herrscher gewisser anderer und der geborene gleiche noch anderer."

Ruskin hat dies sogar, als seine „Fors Clavigera" sozialreformerisch sich Carlyle als bündnissfähige Macht antrug, wiederholt noch schärfer betont: „Es bleibt mein unverrückbares Ziel, die Unmöglichkeit der Gleichheit, die ewige Überlegenheit einiger Menschen über andere, ja manchmal eines über alle andern zu zeigen" oder „Freiheit ist Irrtum, es gibt nichts dergleichen im All und wir Menschen haben nur ein Blendwerk davon zu unsrer Strafe". Ein Blendwerk ist aber auch der Ruhm, von des Lebens Gütern allen durchaus nicht das höchste. Sondern es gewährt ein dauerhafteres Überleben für jedermann das persönliche Erinnerungsbild, das sich dem Privatgedächtnis einprägt. Der Verstorbene, an dessen Gestalt, Handlungen, Äusserungen wir uns erinnern, lebt tatsächlich fort und wird nur etwa wie ein Abwesender empfunden, mit dessen Existenz wir trotzdem rechnen. Dies merkwürdige Phänomen legt die Relativität der Begriffe Leben und Tod dar, hiermit auch des Ruhmbegriffs. Heldenverehrung verbreiten heisst aber den Helden mit ungesundem Lorbeergemüse auffüttern und grade hierdurch das Heroische unterbinden. Also sehr mit Vorsicht zu geniessen!

„Let the Hero rest! It was not to men's judgement that he appealed, nor have men judged him very well", bekennt ja Carlyle selber bezüglich seines Cromwell. Lasst die Helden ruhen und die Heldenverehrung dazu! Denn nicht viel Gutes würde bei letzterer herauskommen, nur lähmender Personenkult. Und die erhabene Realität der inneren Notwendigkeit sorgt schon selbst dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen: niemals wird die Welt, auf Lüge erbaut, das Wahre ‚verehren'. Cromwell wird dem Fuchsverstand der Mittelmässigen stets ein Heuchler bleiben. „Deshalb ist der Heroenkult die belebende Kraft menschlichen Daseins"? Dies ‚Deshalb' entspricht keiner Konklusion, sondern einer falschen Prämisse.

Es steht manches Gute in diesem Carlyle. So z. B. die derben Faustschläge ins Gesicht der grossen Lüge Amerika. „Hört auf, mir vorzuprahlen von Amerika und seinen Musterinstitutionen und -Konstitutionen!" (Latterday-Pamphlets I, 18.) Hört seine Charakterisierung der modernen Regierung: „Verantwortlich keinem Gott, aber 27 Millionen Göttern der Schilling-Gallerie." Die Kapitel „Downing Street" und „Hudsons Statue" schlagen mit ihrem Berserkerspott wirklich alle bemalten Fenster der Ministerien und Bankhäuser ein. Er hat von Swift den mock-heroischen Zweideutigkeitsstil gelernt, er muntert die Mammonanbeter auf, in ihrer lobenswerten Wahrhaftigkeit fortzufahren, weil sie einem Londoner „Finanzgenie" vom Schlage amerikanischer Erie-Prinzen wie dem Kerl Hudson ein Denkmal errichten wollen. Er ruft im „Jesuitisme" den seligen Loyola als Schutzpatron jeder Kirche und jedes Humbugs an. Er empfiehlt dem begabten jungen Briten die Karriere eines populären Redners in der ergötzlichen Diatribe vom „Stumpfredner" (Stump-Orator). Marktnachfrage nach Genie und Edelsinn? Null. Unsere so geschickt aufgerichtete Zivilisation hält nur zwei Karrieren offen: Erstens die stumme oder industrielle, das ehrlich-Biberhafte oder unehrlich-Füchsische entwickelnd; zweitens die geschwätzige oder gelehrte Laufbahn der professionellen Kirche, Medizin, Juristerei (Politik), welche nur eins erfordert: Verlogenheit. Besonders auf die Herren mit weisser Halsbinde, Schaufelhut und Mitra, welche früher das

Abzeichen der Freudenmädchen war, deutet Carlyle mit erhobenem Finger. Bist du aber erst durch Verlogenheit, Schwatzhaftigkeit und Bestechung in den Reichstag gewählt, dann, junger Mann, lebst du in lauter Pläsir und Freuden. So gewiss man eine geseifte Stange hinaufklettern kann, so sicher werden Frechheit und Ausdauer einen grossen Parlamentarier aus dir machen. — Willst du aber diesen Hexensabbat nicht mitmachen, dann, junger Mann, fort in deine Dachkammer und verfolge die Literatur solange, bis du ihr das Geheimnis deiner Talentlosigkeit entrissest. Denn hier wenigstens bist du frei, die einzige Freiheit, die einem Briten blieb. Einem Briten? O naiver Carlyle, sieh dich mal in deinem lieben Deutschland um — komm, sieh und werde besiegt, flüchte schaudernd ins gehasste England zurück!

Dieser Selbst-Puritaner, der mit dem Schwert des Herrn und Gideon alle Amalekiter schlachten möchte, tobt sich einsam auf einem feuerspeienden Eiland aus, im Ozean der Unendlichkeit schwimmend. Auf pittoresk-zerrissener Heklaformation seiner rauchenden und überhitzten Sprache wächst nur bitteres Islandmoos und eine düsterbräunliche Rembrandtstimmung taucht uns in unbehagliches Halbdunkel. Was kann man von der widerspenstigen Querköpfigkeit eines Geistes erwarten, der in seiner lockergefügten ungenauen Friedrichsgeschichte uns den einzigen philosophischen Durchblick eröffnet: der sonst zu klein geratene Friedrich der Grosse sei wenigstens „nicht ein Charlatan, wie sein ganzes Jahrhundert!“ Wie schimpfte er auf den Wohlfahrtsausschuss und alle revolutionären Schwätzer und auf alle Buchmacher und Literaten! Er selbst aber, der sich eigens zum Wohlfahrtsausschuss für sich allein ernannte und unfehlbare Ukase erliess, begeisterte uns einst zu dem Epigrammchen:

„Buchmacher nur Windmacher sind, haltet den Mund, Schreiben ist Wind! So blies Carlyle und, wundervoll, so blies er zwanzig Bände voll.“

Wieviel stickigen Qualm muss man bei seinen Eruptionen in den Kauf nehmen! Die Menschen sind ihm eine Schweineherde, Philantropie gräulicher Unfug. Der Mensch ist zum Leiden da, weil überhaupt nichts Besseres wert. Nur auf Gemütstiefe schauend, stänkert er gegen jeden Pessimismus . .

aus Pessimismus. Er beansprucht den Rang eines hebräischen Propheten und nimmt Kindheitsvisionen seiner schottischen Heide, wo ihm das „awful mystery of life“ gegenübertrat, ernst als Offenbarung. Im Grunde hängt er haltlos zwischen Himmel und Erde überm Abgrund eines zu enträtselnden Mysteriums. An seinem bärbeissigen Humor fand freilich Anmassung des l'art pour l'art ihren Meister. Schade, dass Oskar Wilde nicht ein bischen Carlyle als Erzieher mit dem Knotenstock genoss: „Alles literarische Talent war zu etwas Besserem bestimmt.“ Sehr wahr, rhythmische Taten sind besser, als rhythmische Worte und eine gewisse Schweigsamkeit wohnt dem Genie inne, obschon es nichts weniger als „eminent schweigsam“. Carlyles unendliche Predigten hätten daraus die Nutzanwendnng ziehen sollen, doch seine eminente Schwatzhaftigkeit trat gerade so gebieterisch auf, wie die Graphomanie seines späteren Antipols Nietzsche. Das Literatenregiment „das bunteste in Ihrer Majestät Diensten ...“ Überfülle von besoffenen Trommlern und keine rechte Muskete darunter, kein Hauptmann, kein Quartierbillet ... ins Hinterglied gedrängt, die Unsterblichen mitten drunter? Alles wahr, aber die Unsterblichen sind eine seltene Rekrutenaushebung der Menschheit und Carlyle, der sich wie ein König-ohne-Land geberdete, ward doch bald genug mit gläubigem Lailla-il-Allah aus den Reihen heraus und auf die Schultern gehoben. Die schönen Künste sind heut „after-dinner-amusements, slave adjuncts to cookeries, upholsteries, tailories and other Coarse Arts“? Jawohl und doch verfehmt er Byrons Herrscherstolz und preist die züchtige Miss Muse Tennysons, die als feile Bajadere dem gemästeten Nabob der Philistergesellschaft vortanzt? Zerfahrenheit und kein Ende! Er möchte die moderne Gesellschaft zu einer Art Tibet machen, wo man ‚Helden‘ zu Dalailamas heranzüchtet: wahre Helden würden sich bestens dafür bedanken!

Er machte die gleiche Entdeckung wie Swifts Rauflust, dass die ganze Welt nur ein Kleiderschrank sei: „They held the universe to be a large suit of clothes“, vergass nur, dass auch er selber eine passende Kleidermaske trug, die schwarze Robe eines Calvin. Darum war er auf Toleranz schlecht zu sprechen, die nur eine Schwachheit sei. „Jedenfalls,“

führte ihn Jemand ab, „hat die Toleranz bewirkt, dass Herr Carlyle frei predigen kann.“ Wenn Goethe singt: „Wir heissen euch hoffen,“ so kann sein düstrer Ausleger das nur negativ übersetzen: „Work and despair not! (Arbeite und verzweifle nicht!“), da ihm immer eine Byronsche „Darkness“ finsterer Verzweiflung naherückt. Nicht so originell, wie er glauben machen will — seine Cromwellausgrabung hatte schon Savage Landor ihm vorgemacht —, entbehrte er nicht nur nicht der Kanzelrhetorik und dazu gehörigen Komödiantenart, sondern erklärte selbst in seinen von Froude herausgegebenen Erinnerungen seine berühmten Vorlesungen als „abscheuliches Gemengsel von Prophetie und Schauspielerei.“

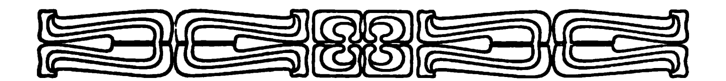
Wenn Taine (L' Idéalisme Anglais) meint: „On découvre enfin qu'on est devant un animal extraordinaire, débris d' une race perdue“, so wundert er sich bloss als Franzose: einem Germanen ist diese deutschenglische Mischrasse von Fichteanern und Puritanern ganz verständlich. Dagegen wird im Buch eines Carlylianers („Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken“ von Professor Oswald, 1882) völlig klar, dass der alte Weise überhaupt nicht mehr wusste, was er religiös glaubte Darwin wollte er nicht lesen, aber das Christentum legte er innerlich ab, ohne je etwas Greifbares dafür einzusetzen. Er sprach oft als Sozialist, sprach das tiefe Wort: „Auch der höchste Mensch kann sich vom niedrigsten nicht losmachen“ (Past and Present). Dann aber schwelgt er wieder in wahrer Verachtung der Massen.

Trotz der edelherzigen Verteidigung seines Privatcharakters, die Tyndall veröffentlichte, erregte Froudes Abdruck der Carlyleschen Gehässigkeiten über seine Freunde, zehn Jahre lang von Carlyle im Pult verwahrt, gerechten Unwillen. Der Mann war eben bitter von schlechter Verdauung und sah die Welt als ein seltsames Mathematikerproblem: „Gegeben eine Welt von Schuften, produziere eine Ehrlichkeit!“

Gewiss, seine Worte passen mehr denn je auf die Jetztzeit: „Verlogenheit hängt schon in der Luft, die wir atmen . . . Von einer so verderbten Bevölkerung, eifrig nur in niederen Strebungen und einem Gewerbfleiss, der nur sinnlich und biberhaft, liegt wenig Gefahr einer menschlichen Begeisterung vor.“ Und sehr wahr fragt er in seinem Voltaire-Essay, der

übrigens nicht ganz so „verleumderisch" oder einfältig sich liest, wie Taine behauptet: „War es die öffentliche Meinung, die Kolumbus nach Amerika trieb?" Aber wenn er die klotzige Klobigkeit der Miltonschen Keulenpolemik nachahmte, so wird man ihm nirgendwo in seinem Lebenswandel als einem würdigen, heroischen Nachfolger Miltons begegnen, den er (Life of Schiller) „moralischen König der Schriftsteller" nennt. Und seine boshafte Bemerkung (Essays VI. Walter Scott): „Es bleibt noch eine grosse Entdeckung in der Literatur zu machen, nämlich Schriftsteller nach der Quantität zu bezahlen, die sie nicht schreiben" trifft ihn selber mit. Diesem griesgrämigen Malvolio gegenüber brennt uns das trotzige Motto von Byrons Don Juan auf der Zunge: „Meinst du, weil du tugendhaft bist, es soll keine Torten mehr geben?" Und der Ingwer, den dies Shakespearezitat empfiehlt, wäre dem Magenkatarrh eines Jeremias ungemein heilsam gewesen, dem Dispepsie „wie eine Ratte in der Magenhöhle nagte". Sein Pamphlet „Shooting Niagara" nennt er selbst „ungekämmt".

Ja freilich: „Liebe kann nicht durch Quittungen erkauft werden und ohne Liebe können Menschen das Zusammensein nicht ertragen," aber wem fehlte Menschenliebe mehr, als dem Verfasser des Swift nachahmenden Schweinekatalogs mit dem grässlichen Spott: „Wer erschuf das Schwein? Unbekannt, vielleicht der Schweineschlächter?" Und was erschuf Carlyles Werk? Ein geistiges Sodbrennen.



Der zerrissene Orpheus: Richard Wagner.

„Sollte das deutsche Volk am falschen Golde des Nibelungenringes einmal wahren Gefallen finden, so wäre es durch diese blosse Tatsache ausgestrichen aus der Reihe der Kunstvölker." Also schrieb einer der bekanntesten deutschen Kritiker noch 1876. Heute muss umgekehrt jeder, der an Wagner nicht etwa kein Gefallen findet, sondern nur gegen masslosen Kultus sich auflehnt, sich gefallen lassen, aus der Reihe der Kritiker, ja der Gebildeten ausgestrichen zu werden. Ein so erbitterter Kampf um Anerkennung hat selten mit einem so jähen Umschlag eines Welttriumphes geendet. Wenn aber menschliche Beschränktheit und Parteilichkeit es fertig brachten, einen so unbezweifelbar Genialen dreissig Jahre lang als einen halbverrückten Stümper zu verlachen und zwar angesichts von Werken wie „Tannhäuser" und „Lohengrin", die nicht einmal wie Wagners spätere bedeutendste Schöpfungen dem üblichen Kanon musikalischer Ästhetik schroff zuwiderhandelten, dann wird man mit Fug auch gegen grenzenlose Verhimmelung misstrauisch werden. Ungerecht und masslos, kindisch und unreif in all ihrem Dichten und Trachten von Jugend auf, wissen die Menschen nie die Mitte der Wahrheit innezuhalten. Nichts entscheidet bei ihnen als subjektiver Eigennutz, den sie aus dem Leben auch auf die Kunst übertragen. Wagners geniale Erscheinung störte die mittelmässig weichliche Kunstversimpelung bis zum letzten Viertel des Jahrhunderts, sein wirklicher völliger Sieg fiel unmittelbar mit der grossen literarischen Reformbewegung des sogenannten Realismus zusammen, der in Wahrheit nur

revolutionäre Auflehnung gegen die akademische veilchenblaue Schönheitsduselei gewesen ist. So fern daher Wagners romantische Stoffe dem äusseren Schein der literarischen Moderne zu liegen scheinen, darf man getrost seinen Triumph mit dem Siegeszug der neuen Literatur in Verbindung bringen.

Dies Leben und Wirken ist so reich, strotzt so üppig von saftigem Tatendrang, dass es schwer fällt, das eigentliche Leitmotiv darin herauszuhören. Doch ein solches besteht und es bezeichnet den aufs Äusserliche gerichteten Sinn des herrlichen Reklamejahrhunderts, dass dieser Endzweck ein wesentlich praktischer war, nämlich die Festspiel-Idee. Wagner hatte die Wirkung des Theaterdusels auf die Sinne der Menschheit vollbegriffen, da die rein sinnlich veranlagte, dem Denken abholde und reingeistiger Versenkung unzugängliche Masse nur durch Veranschaulichung der Bühne einen angeblich tiefsten Kunsteindruck empfängt. Dass dies auf Täuschung beruht, dass im Gegenteil im grellen Lampenlicht und unterm hypnotisierenden Einfluss einer von Schweiss und Parfüm geschwängerten Zuschauermenge alle Eindrücke sich vergröbern, alle Feinheiten sich verwischen, Gedanke und Gefühl verloren gehen, das Dichterwort im leeren Raum verpufft und einzig die grobmassive „Handlung" eine Sensation der Sinne und Nerven in Schwingungen setzt, weiss jeder Wissende, jeder vornehmer Empfindende. Ein solcher meidet die Theater wie Stätten des Grauens, der Kunstverpöbelung, wie Jahrmarktsbuden für grosse Kinder und schaulustigen Pöbel. Kein Shakespearekenner lässt sich dazu herbei, mitanzusehen, wie Ewigkeitstragödien des Briten auf der Bühne entweiht werden durch das öde Gebrüll und Posieren geistloser Histrionen. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass bei unseren heutigen Zuständen das wahre Drama grossen Styls überhaupt nicht auf die Bühne gehört, dass es wohl eine dramatische Dichtung in Buchform, nicht aber eine Bühnendichtung im Sinne heutiger Banausen geben kann. Fast möchte man frohlocken, dass in England und Amerika diese Bretter, die nicht die Welt bedeuten, ehrlich und offen auf jede Kunst verzichten und nur noch Vergnügungsfabrikate geschäftlich

vertreiben. Solche reinliche Scheidung, welche leider unsrer deutschen Bildungsheuchelei widerstrebt, suchte nun Wagner auf einem anderen Wege herbeizuführen. Da unsere stehenden Bühnen sich als völlig unzulänglich erwiesen, Kunst um ihrer selbst willen zu üben, wollte er mit eigenen Separataufführungen sauber und deutlich künstlerische Absichten herausbringen. Es gelang ihm dies freilich nur teilweise, indem er sich genötigt sah, nach dem anfänglichen Bayreuther Misserfolg seine Nibelungenopern den ständigen Theatern preiszugeben. Doch mit so stolzer Unerbittlichkeit behielt er seine Verachtung der zünftigen Kunstbetreibung bei, dass er wenigstens seine ernsteste Schöpfung, seinen Schwanensang „Parsifal", ausschliesslich der Bayreuther Festspielbühne gewahrt wissen wollte. Bekanntlich ward ihm selbst hierin heut eine Strich durch die Rechnung. gemacht. Die Deutschen in ihrer tiefen Pietätlosigkeit und Respektlosigkeit gegen reingeistige Grössen, die sich nicht mit staatlichmonarchischem Nimbus umgeben können, beachten nicht einmal den letzten Willen eines grossen Toten, dessen Leben ihrem Nationaldünkel zu bleibender Nahrung diente. Über dies letztwillige Vermächtnis kann ein Zweifel durchaus nicht bestehen, denn 1880 hat Wagner wiederholt schriftlich und öffentlich sich ein Monopol des „Parsifal" für alle Zukunft vorbehalten, dessen alleinige Aufführung in Bayreuth zugleich finanziell ermöglichen sollte, die früheren Musikdramen für Bayreuth zurückzugewinnen. Wie Wagner den „Parsifal" ein Bühnenweihfestspiel betitelte, so wollte er all seine Erzeugnisse von einer besonderen Weihe umgeben wissen. Sehr schön kommt dies in einem Briefe an Liszt schon 1832 zum Ausdruck: „Grosse Städte mit ihrem Publikum sind für mich gar nicht mehr vorhanden. Ich kann mir unter meiner Zuhörerschaft nur eine Versammlung von Freunden denken, die zum Zwecke des Bekanntwerdens mit meinem Werke eigens irgendwo zusammen kommen, am liebsten in irgend einer schönen Einöde, fern von dem Qualm- und Industriepestgeruch unserer städtischen Zivilisation." Das zeugt gewiss von hoher Einsicht in das wahre Wesen künstlerischer Erlebnisse und ihrer Vermittelung an eine gebildete und

teilweise entsprechend geschulte Menge. Und wem erfüllt es nicht mit Bewunderung, dass ein solches, allen materiellen Verhältnissen des ebenso grössenwahnsinnigen wie ideal- und bildungslosen Jahrhunderts hohnsprechendes Ideal durch unermüdliche, zähe Tatkraft verwirklicht werden konnte! Lob und Preis verdient es nicht minder, dass die merkwürdige und in gewissem Sinne genialische Gattin Cosima mit heiliger Treue das Vermächtnis und Erbe des gewaltigen Toten antrat und ganz in seinem Geiste verwaltete, hegte und pflegte.

Wagners Genialität anpreisen wollen, hiesse nach dem lateinischen Sprichwort den Herkules loben, den niemand tadelt. Doch nochmals: wenn so unleugbare Herkuleskraft gleichwohl so lange Zeit mit Hohn und Hass bestritten werden durfte von Leuten, die sich für berufenste Kunstrichter hielten, so drängt sich der misstrauische Zweifel auf, ob solcher Blindheit nicht auch umgekehrt masslose Verblendung des Gegenteils entsprechen könne. Denn beachten wir wohl, dass die Wagnergemeinde, sei sie klein wie im Anfang, sei sie weltweit wie heute, den Meister zu einem Gotte erhöht, der eigentlich erst das letzte Wort der Kunst gesprochen habe, ihn gleichsam zum Mass aller Dinge nimmt.

Was er so richtig und schön für das Theater angeregt, worin sein Wahn Frieden fand, das soll im Grunde nur für ihn gelten. Wie das Parsifal-Monopol für Bayreuth, soll gewissermassen ein Wagner-Monopol für die Gestaltung der Kunst gegründet werden. Wenn die Goethepedanten mit Goethes Tode einen Strich und ein Punktum unter die Literatur setzten, als ob jenseits Goethe eine Weiterentwicklung nicht mehr möglich sei, so lacht man schon heute darüber. Was aber die Wagnerianer wähnen, geht noch viel weiter. Hier handelt es sich nicht mehr um die Poesie des Wortes allein, sondern um Poesie und Kunst schlechtweg, welche ganz und gar im Kultus des Musikdramas gipfeln sollen, derart dass sich alle Künste mehr oder minder in den Dienst der tonangebenden Musik stellen. Gegen solch schamlosen Unfug der Musiknarren, an welchem Wagner selber keineswegs unschuldig war, müssen wir uns als gegen einen Auswuchs tiefster Unbildung aufs schärfste wenden.

Wagner war nicht nur einer der geistvollsten Menschen, die je gelebt — auch seine polemisch-theoretischen Schriften und Briefe, obschon mehr im Gehalt als in formaler Darlegung bedeutend, legen davon unwiderlegliches Zeugnis ab —, nicht nur ein idealer Ringer und Kämpfer von athletischen Kräften, sondern er übersprudelte auch so reich von unerschöpflicher Schöpferlust, dass man ihn förmlich als Sinnbild des Genius und seines Erdenwallens betrachten kann. Seine Bedeutung wuchs weit über blosses Kunstvollbringen hinaus, er wurde ein grossartiger Anreger und innerer Reformator des gesamten deutschen Geisteslebens, das er auf allen Gebieten mit eigentümlich neuer tatkräftiger Idealität befruchtete. Was ihn aber den Deutschen besonders ehrwürdig machen sollte und was ihn unter die höchsten, wo nicht gar an die Spitze aller, deutschen Heroen stellt, das ist sein begeistertes Streben, in sich den deutschen Genius darzustellen, nicht nur durch und durch genial, sondern auch durch und durch deutsch zu sein. Das Metaphysisch-Lyrische des Deutschen, das Idealistische und doch sinnlich Gewalttätige des allgemeinen germanischen Rassegenius vermählte sich in seinen Werken, einer gedanklichen Doppelmischung von „Tristan“ und „Parsifal“. Das altgermanische Barbaren- und Berserkertum kam in den „Nibelungen“ zum Durchbruch, das humorvolle Gemüt und der Reiz der bürgerlichen Renaissance in den „Meistersingern“, das christlich-mystische schwermütige Naturempfinden schon im „Tannhäuser“, kurz alles, was deutsche Art von Siegfried bis Luther ausmachte, tönte aus seinen Musikdichtungen vernehmlich hervor. An dieser Grenze aber endet Wagners Mitgehen, seine Poesie bleibt nicht nur stofflich, sondern auch formal und gedanklich eine sagenhafte Spätromantik, von dem eigentlichen Wesen der Neuzeit losgelöst. Was man von allgemeiner Philosophie in seine Werke hineinlegt oder was wirklich beabsichtigtermassen darin steckte, erhebt sich zu vaguen Verallgemeinerungen und oft genug fragt man sich nach Nam' und Art dieses fremdartigen Schwanenritters. Der angebliche Tiefsinn, den man hier aus Tonwellen und aus unklaren Worten heraushören will, ist hohler Schall. Und dass er

Schopenhauers Pseudobuddhismus und willensverneinende Philosophasterei auf Germanisches, ja Altgermanisches aufpfropfte, ergibt einen unerquicklichen Wirrwarr heterogener Bestandteile. Wotan und Brunhilde in altgermanischer Heldenreligion hatten weit eher mit Nietzsche als mit Schopenhauer zu schaffen, und als Nietzsche sich über den „Parsifal“ als eine Umkehr zu christlicher Mystik erboste, zeigte er nur seine eigene Stillosigkeit, da Wagner hier zum ersten Mal eine logisch stilvolle Schlussnote seiner mystischen Romantik fand, während das von Nietzsche kaum beanstandete frühere Schopenhauern sogar das Deutschgefühl Wagners beeinträchtigte. Brahma und Schleier der Maja gehören nicht zum Wotan, der sein Methorn säuft, nicht zu Tristans sehr irdischer Ritterminne. Siegfried und Hagen des Nibelungenlieds sind unvergleichlich wahrere und noblere Gestalten, als Wagners skandinavisch-indische Missgeburten.

Betrachten wir Wagners grossartige Erscheinung lediglich von weitem wie einen Berggipfel in verschwommenen Umrissen, so überschätzen wir seine steile und zerklüftete Grösse. Erst bei näherem Eingehen werden uns Dimensionen und Konturen klarer, schrumpfen dann aber auch wesentlich zusammen. Einen typischen Vertreter des Jahrhunderts erkennen wir weniger im Künstler als im Menschen Wagner. Sein allgemeiner Geistesschwung und seine Sehnsucht nach den höchsten Zielen reihen ihn freilich schon an und für sich unter die grossen Menschheitsvertreter ein, die sozusagen das persönliche Signalement eines Jahrhunderts entbehren können. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir ihn ohne Weiteres für den Grössten des letzten Jahrhunderts, seinen einzigen dauernd Unsterblichen halten. Unter diesem Gesichtspunkt müssten wir ihn als den Gipfel der neuen Zeit betrachten, mit ihm als Krönung des Gebäudes schliessen. Denn Keinem, der innerhalb des neunzehnten Jahrhunderts sein Ende fand, eignete so umfassende Idealität und Grösse der Konzeption. Anders aber wechselt der Massstab, sobald wir seine Ausdrucksmittel und die fixe Idee in Betracht ziehen, dass sein Musikdrama die höchste Verklärung der Kunst bedeuten soll. Hier wurde die Grösse zum Grössenwahn, die Kraft zur Überspannung.

Dass Wagner sich mit solcher Inbrunst Schopenhauer zuwandte, hat ausser leicht durchsichtigen inneren Gründen noch den subjektivischen Anlass, dass dieser Sophist dem Grössenwahn der Musiker einen bedeutenden Vorsprung schaffte. In seiner Ästhetik nämlich, worin er sehr glücklich auseinandersetzt, dass nur das (wahre) Kunstwerk aus der Welt des Scheins in das Kantsche Ding-an-sich hinüberleite, indem es nicht an der Erscheinung selber hafte, sondern die (Platonischen) Ewigen Ideen verkörpere, stellt er das ungeheuerliche Paradoxon auf: die Musik sei die höchste der Künste, da sie zwar nicht Ideen darstellt, sondern selbst Idee sei! Vollständige Musik sage in Tönen, was vollkommenste Philosophie nur in Worten erklären könne. Was soll nun dieser Gallimathias bedeuten? Wenn Musik eine tönende Weltidee wäre, so müsste sie notwendigerweise alle Vorgänge der Vorstellungswelt wiedertönen. Das ist aber ein Unding, da sich ihr die ganze wichtigste Seite der Seelenschilderung, nämlich psychologische Charakteristik, notwendigerweise entzieht. Das Komische vermag sie nur schwach, das Hässliche nur durch gräuliche Disharmonien anzudeuten, durch übelklingende Aufschreie eines Tönestreits, der sich zwar zuletzt in Wohlklang auflösen soll, aber dem Wesen der Musik widerspricht, das in letztem Grunde es nur auf einen wohlklingenden Ohrenschmaus abgesehen hat.

Natürlich fehlte es nicht an Musiknarren, die derlei Entgleisungen Schopenhauerscher Originalitätssucht mit heiligem Ernste aufgriffen und metaphysische Urgesetze der Melodik aufstellten. Ein gewisser Kurt May nahm daher auch Wagners anmassenden Wahn ernst, dass seine Nibelungenmusikdramen „Anfang und Ende der Welt bedeuten". Das Orchestervorspiel stelle die Entwicklung des Chaos bis zum Hervorbringen des Menschen dar. Derlei Scherze sind nicht neu. Die sogenannte Programmmusik ist reich an ihnen, Ulibischeff hat aus Mozarts und Beethovens Musikstücken die fabelhaftesten Gedanken und Handlungen herausgelesen. Man kann sich das verblüffte Gesicht des naiven Mozart vorstellen, wenn er derlei Schwatz über seine angeblichen Ideen hätte lesen können, falls sein niedriger Bildungsstand ihm überhaupt das Lesen solchen Buches gestattet hätte.

Derlei Redereien erinnern an die Überschwänglichkeit mystischer Kirchenmythen, eine wahre Mythologie der Musik. Aufsteigende Melodik bedeutet Werden und Willensbejahung, absteigende hingegen Vergehen und Willensverneinung? Ach, wie schön! Das würde grade die grenzenlose seelische Armut der Musik bedeuten. Denn die echte Willensverneinung ist ja kein „Vergehen", sondern ein Entstehen des höheren Menschen (des wahren Übermenschen) und heischt daher alles eher als „absteigende" Melodik! Da die Musik aber eine ganz primitive und kindliche Kunst ist, ward ihr eben nicht gegeben, andere als die einfachsten Seelenzustände nachzutönen, nämlich die Leidenschaften oder einen Rausch von Freude („seid umschlungen, Millionen") oder Seufzer tiefer Melancholie, niemals aber verwickelte psychologische Prozesse und gar tiefe Gedankengänge. Auf- und absteigende Melodik soll den unbewussten Individualwillen, ab- und aufsteigende Melodik das bewusste Wollen, das Erkennen, bedeuten? Das ist doch gar zu lächerlich. Mit gleichem Tiefsinn könnte man dekretieren, dass Adagio das Säuseln der Kinderseele oder jungfräuliche Brautgefühle, Andante das reife Alter, Pianissimo den Schöpfungsmorgen und Fortissimo die Götterdämmerung bedeute. Nächstens werden auch die Bildenden Künstler sich melden und erklären, dass jedes Gemälde einen Kursus der Philosophie darstelle, dass in jedem greinenden Bauern, dem ein Zahn gezogen wird, das unendliche Weltweh zu plastischer Symbolik kommt, und was dergleichen Scherze mehr sind. Natürlich wird jeder Fachmusiker, von solchen unmusikalischen Themen wie Philosophie und Bildung weltenfern, verdutzt dazu den Kopf schütteln. Derlei Phantasieen über die Gesetzmässigkeit chromatischer Tonleitern oder melodische Polaritäten von Dur und Moll schliessen übrigens, ohne es zu wollen, das Geständnis ein, dass die Musik auf Mechanik beruht, dass der Organismus einer Tonschöpfung mehr oder minder nur auf einen Mechanismus hinausläuft. Und in der Tat wohnt ja der Musik und der „gefrorenen Musik", wie man ganz geistreich die Architektur benannte, nahe Verwandtschaft mit der zahlenmässig mechanischesten Wissenschaft inne: der Mathematik. Mit einem seiner unbewussten Selbst-

widersprüche wies gerade Schopenhauer an andrer Stelle lang und breit nach, dass der geniale und freischöpferische Geist immer Widerwillen gegen und Unfähigkeit zur Mathematik bekunde.

Wie wenig aber Schopenhauer verdient, als Wegweiser zu dienen, wie in seiner Dialektik fortwährend die Begriffe sich verwirren und widersprechen, haben wir früher dargelegt. Das Gesicht sei der Sinn des Verstandes, das Gehör der Sinn der Vernunft? Er weiss also gar nicht, dass das Genie keineswegs einem inneren Hören, sondern einem inneren Sehen gleicht, weshalb der Sprachgebrauch den Propheten und Dichter tiefsinnig „Seher" nennt, obschon er doch nichts real Sichtbares „sieht". Die Sprache denkt also richtiger und metaphysischer als dieser Philosoph. Man sagt wohl auch bildlich: er hört auf die innere Stimme, meint aber hier ausschliesslich mit „Stimme" die begriffliche Vorstellung der Vernunftmahnung. Die Vermittlung der Sprache ist etwas rein Begriffliches, ein lautes Denken, was mit dem Gehör an sich garnichts zu schaffen hat. Das liegt ja offen zu Tage, da eine Welt von Taubstummen sich schriftlich genau so gründlich, vermutlich nur klarer und besonnener, unterhalten könnte wie mündlich, das Gehör nur die Möglichkeit unüberlegten Geschwätzes hinzufügt. (Deshalb heisst Logos gleichzeitig Wort und Denken.) Dem Dichter dient daher die Sprache nur als Handwerkszeug wie dem bildenden Künstler Farbe und Stein, und sein Unterschied vom mittelbaren Vorstellen der Gewöhnlichen besteht eben darin, dass er seine Ideen und Empfindungen als Gestalten und Bilder plastisch sieht. Dies ist sogar das erste Erfordernis wirklichen Genies. Denn die Einbildungskraft, aller Fähigkeiten oberste, als Verknüpfung von Sinnlichkeit und Verstand und sozusagen göttlichen Wesens als unmittelbares Anschauen der Vernunft, ist selbst ein Gesicht. Man sagt daher „er hat Gesichte", nicht: er hat Gehöre, und Buddha bezeichnet die Initiierung als „Schauung". Das innere Gesicht speist sich gerade aus dem fessellosen Manas, indes die Musik an den blossen Verstand, nämlich Zahl und Zeitmass, sich untrennbar bindet.

Und siehe da, man höre Schopenhauer: „Daher wirken Töne störend und feindlich auf den Geist ein, und zwar um so mehr, je tätiger und entwickelter dieser ist; sie zerreissen alle Gedanken, zerrütten momentan die Denkkraft . . . Demzufolge lebt der denkende Geist mit dem Auge in ewigem Frieden, mit dem Ohr in ewigem Krieg.“ Diese sehr richtige Einsicht führt er mit rücksichtsloser Schärfe durch, weist sogar darauf hin, dass geheilte Taubstummen den ersten Ton mit Abscheu, geheilte Blinde das erste Licht mit Entzücken wahrnehmen. Und was folgert aus seiner richtigen Definition, dass Sehen aktiv, Hören passiv sei? Alles Passive gehört eben zum bloss Organischen, Unvernünftigen, und alle Vernunftäusserungen sind eminent aktiv. Deshalb — nicht aber mit seiner unklaren Begründung —, zitiert er auch mit Recht Bichats Behauptung: das Wort sei die Sprache des Verstandes, der Gesang diejenige der Leidenschaften, des organischen Lebens. Wie reimt sich nun dies Alles mit dem hochtrabenden Gesalbader über die Musik zusammen?

Ist der Wille aktiv oder passiv? Ist er aktiv, dann gehört ihm also die Funktion des Sehens und wäre demnach diese laut Schopenhauers System das Primäre, Ursprüngliche. Ist er hingegen passiv-unfrei, wie wir metaphysisch annehmen — natürlich im Gegensatz zum empirischen Schein, an den sich gerade Schopenhauer hier klammert —, dann allerdings gehört ihm die Musik. Dann aber wäre diese angeblich unmittelbarste Kunst so gerade Ausdruck des Willens-zum-Leben, den man laut Schopenhauer fliehen und brechen soll. Und siehe da, er ist sich dieser Selbstüberführung so bewusst, dass er sein Kapitel über die angebliche Metaphysik der Musik mit dem Bedenken schliesst: man möge nicht Anstoss daran nehmen, dass nach seiner Darstellung diese erhabene Kunst doch nur dem Willen zum Leben schmeichele und seine Befriedigung freudig bejahe! Den Teufel auch, daran sollen wir nicht Anstoss nehmen, wenn wir sein System ernst nehmen? Also der Wille ist verwerflich, die Musik ist sein Ausdruck, und doch ist sie „die Sprache der Vernunft“?!

Da man ferner die Architektur gefrorene Musik nennt, so kann sie wohl kaum „die beschränkteste und schwächste", wenn die Musik „die ausgedehnteste und wirksamste aller Künste", sein, sintemal beide auf dem Zahlenmässigen beruhen, wie er selber ausführt! Wenn er Kant dessen Geschmack an symmetrischer Architektonik der Begriffe übel auslegt, könnte er ebensogut Beethoven die Architektonik seiner Symphonien zum Vorwurf machen. Da musikalischer und architektonischer Sinn sich fast immer zusammenfinden, werden die für Architektur Begeisterten, überhaupt alle Kunstverständigen und auch die wenigen gebildeten Musiker lange Gesichter schneiden, wenn solch eine Banause, der die Gothik für Barbarei erklärt, massgebendes Orakel sein soll.

Wahrlich, ein Schopenhauers würdiger Einfall, die Ideenlosigkeit der Musik selber für eine Idee zu erklären! Diese tönende Weltseele hat ausserdem den seltsamen Geschmack, sich in den leersten denkunfähigsten Schädeln zu konzentrieren. Mit wenigen seltenen Ausnahmen bezeichnen die Musiker den äussersten Tiefstand der Bildung. Dumm wie ein Tenor, sagt man sprüchwörtlich und könnte zufügen: unfähig, ein gebildetes Gespräch zu führen, wie ein Musiker. Diese Kinder (aber keine gutartigen) stehen auf so primitiver Vernunftstufe, dass alles, was nicht ihre „Kunst" (Handwerk) berührt, ihnen eine terra incognita bleibt. Das könnte nun auch bei anderen vorkommen und der klägliche Bücherwurm, der eine Monographie über einen hohlen Zahn des König Ramses für eine Geistestat hält, betrachtet ja gleichfalls das ausser seiner sogenannten Wissenschaft Liegende als nicht vorhanden. Aber eine so naive Selbstgefälligkeit wie bei Musikanten, in wuseligem Dusel einer Tönewelt dahinträumend, findet man nicht mal bei Anfängern der Naturwissenschaft. Wie also eine Weltidee in Köpfen wiedertönen soll, die kaum fähig sind, auch nur den banalsten Gedanken nachzudenken, wissen die Götter. Man kann kein Schriftsteller, geschweige denn ein Dichter sein, ohne sich ein gewisses Mass von Bildung anzueignen und selbständig zu denken. Auch bei den bildenden Künstlern zeigt sich im allgemeinen ein lebhaftes geistiges Streben.

die Neigung, sich literarisch anregen zu lassen. Unzählige Musiker haben nie ein ernstes Buch gelesen, der richtige Liederkomponist fasst das Suchen nach Texten als notwendiges Übel auf, sintemal das Lied ja höchstens Lebensberechtigung dadurch gewinnt, dass man es in Musik setzen kann. Man sollte denken, dass der zweifellos musikalische Rhythmus des Verses den Musiker anlocken müsste, doch selbst hierzu ist er meist zu blöd. Die Vorstellung, dass banalste Nullitäten Inhaber einer angeblich so göttlichen Kunst sein könnten, scheint so absurd, dass man eben nur folgern kann, es werde mit der tönenden Weltseele wohl nichts auf sich haben. Doch man möchte noch einwenden, dass diese angebliche „Idee", Musik genannt, sich allerdings nicht in hochentwickelten Gehirnen beherberge, dafür aber ein besonders schönes und edles Gemütsleben erfordere. Auch dies erweist sich erfahrungsgemäss als falsch. Mit vereinzelten Ausnahmen wie Liszt, wahrscheinlich auch Beethoven und Bach, besitzen die Musiker gemeinhin eine so kümmerliche und niedrige Ethik der Lebenshaltung, dass leider in dieser Beziehung auch der ausnahmsweise geistesgrosse Richard Wagner keine rühmliche Ausnahme bildet. Von der angeblichen Veredelung und Reinigung des Gemüts durch Musikmachen spürt man blutwenig bei Musikbeflissenen, die sich im Gegenteil meist durch naiv skrupellosen Egoismus, klobige Sinnlichkeit und Geldgier, kurz durch alle nur möglichen unidealen Instinkte auszeichnen. Man komme uns also nicht mit der abstrakten Idealität der Musik, denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Wenn Shakespeare den Menschen verpönt, „der nicht Musik hat in sich selbst", so meint er damit jene innere Musik, von der auch Byron singt, sie lebe überall: „Wenn nur die Herzen immer offen wären, das All ist nur ein Widerhall der Sphären." Diese herrliche wahre Musik, im weitesten Sinne Poesie genannt, ist unhörbar und reingeistig, daher nur in den Ergüssen des Dichtersehers vertonbar, bei dessen Rhythmen das ergriffene Herz innerlich diese überirdischen Klänge hört. Mit der lauten Musik aber hat sie so wenig gemein, dass sie oft nur von jener erstickt wird.

„Schlechte Menschen haben keine Lieder“? Wie sehr spricht die Erfahrung dagegen! Nicht nur die Dümmsten, sondern auch die Schlechtesten schwelgen in musikalischen Genüssen und die Popularität der Musik vor allen andern Künsten hätte doch Schopenhauer stutzig machen sollen. Er, der so weit geht, schon Geselligkeit für Anzeichen von Hohlköpfigkeit auszugeben, musste sich doch fragen, was das für eine Kunst sein könne, die so leicht zum Gemeingut der grösstmöglichen Menge wird. Die kindliche Anmassung der Musikmacher, die mit stierer Gleichgültigkeit auf alles Nicht-Musikalische herunterglotzen, ward ja freilich durch den Salonschwindel und besonders das leidige Weibervolk genährt.

Sehr treffend belehrt uns hier Max Nordau als Frauenarzt, dass die Musik (und besonders die Wagnersche) auf die sexualen Genitalien des Femininums kitzelnd wirke und heimliche Wollust hervorbringe. Hier stehen wir der Lösung sofort gegenüber: Musik knüpft weder ans Reingeistige (Gedanken) noch ans Gemüt (ethisches Gefühl), sondern an die Nerven und Sinne an, das niedere Triebleben der Leidenschaften, vermittelt durch Nervensensation. Dann begreift sich leicht, warum diese „höchste“ Kunst (der Tanzkunst verwandt, wo sie nicht obendrein als blosser Ohrenschmaus — sehr bezeichnende Wendung des Sprachgebrauchs — sich der Kochkunst nähert) so populär ans Allgemeinmenschliche appelliert und dem Verständnis der Dümmsten, Ungebildetsten, Schlechtesten so naheliegt.

Über das Musikalisch-Schöne schreibt ein Professor Hand: „Und wäre es nur die Melodie eines Tanzes — ist sie schön, so beflügelt sie mehr als die Füsse“. Ganz recht, nämlich Sinne und Nerven! „Auch in ihr schwingt sich die Seele empor“. O ja, in welcher Weise die Freude am Schönen im Ballsaal sich emporschwingt, das möge ein Cyniker erläutern! Wir erlassen uns das Weitere, begrüssen aber solchen Hinweis aufs Schwingen des Tanzbeins und den Seelenschwung eines Wiener Walzers mit wahrer Befriedigung. Erstlich als klassischen Beleg für die Dreistigkeit der Musiknarren, dem sinnlichsten Nervenreiz Reingeistiges unterzuschieben, zweitens als allgemeinen Masstab der Musikwirkung. Denn unumstössliches Gesetz will, dass

Ausübung der gleichen Mittel, sei sie auch äusserlich in der Anwendung verschieden, immer das gleiche Ergebnis liefert und im Grunde auch stets den gleichen Zweck verfolgt. Es besteht also zwischen einem Strauss'schen Walzer und einer Wagnerschen Ouvertüre lediglich ein gradueller Unterschied, ihre Mittel erreichen genau das Nämliche: Aufreizung der Nerven und Aufwühlung der Sinne, beim ersteren zu gemeinstsinnlichen Zwecken, bei letzterer zu versteckt sinnlichen Antrieben. Der seelische Aufschwung und die Gemütserregung, die wir dabei zu empfinden glauben und die uns betäubt oder berauscht in hohe Seelenferne zu entführen scheint, beruht auf vollkommener Täuschung der Sinnenvorstellung. Dass die Musik, wie jeder Pathologe weiss, bei den Frauen auf die Sexualorgane wirkt, gibt hier den richtigen Fingerzeig. Freilich verfährt Schopenhauer dogmatisch logisch, wenn er im Bann seines philosophischen Vorurteils die Musik preist. Denn allerdings wirkt sie am stärksten aufs rein Organische und dieses als „Wille" wäre ja laut Schopenhauer das Wesentlichste. Seine Willkür, welche das Gehirnleben im Gegensatz hierzu als das sekundäre Animalische auffasst, verführt ihn zu neuen Widersprüchen, insofern die „Vernunft", deren Sprache laut Schopenhauer die Musik sein solle, dann mit zum Organischen gehören müsste!

Wir erklären daher kurz und bündig, dass die Musik, welche wirklich die Sprache der Vernunft ist, mit der rohen Musik der aufs Trommelfell äusserlich wirkenden Töne so wenig gemein hat, wie das Sprechen oder Schreiben an sich mit der „langue des dieux", der Dichtung.

Diese unhörbare Musik, welche das Weltall durchzieht und deren Sphärenharmonien in menschlichen Sinnen und Nerven nicht wahrgenommen, lebt in der Seele, der höheren Vernunft. Ihrem inneren Schwingen verdankt man den Rhytmus der gebundenen Rede als einer Beflügelung nicht nur des Wortklangs, sondern einer feineren inneren Ausschmückung des Gedankens selber. Diese Musik appelliert ausschliesslich an das Gehirn, an Vernunft der Seele und Seele der Vernunft. Diese Musik ist die Sprache des Transzendentalen und Unbewussten, losgelöst vom Reich der Sinne, deren sie nicht bedarf. Das angenehme Entzücken

aber, das wir dem instrumentalen Wohllaut verdanken, unterscheidet sich in nichts von dem schmatzenden Behagen des Feinschmeckers, der ein Gericht mit der Zunge prüft.

„So sehr und mit so guten Gründen Sie sich auch gegen Musik verteidigen, die zudringlichste aller Künste“ (siehe unten auch Kants gleiche Prädikatbestimmung), schreibt sogar der musiktolle Nietzsche an Brandes.

Die Malerei, welche doch auch an sinnlichen Eindruck des Auges sich zu wenden scheint, bleibt schon unendlich exklusiver. Denn ein grosser Teil der Menschheit ist gradezu farben- und formenblind im künstlerischen Sinne, die grässlichen Farben eines Ruppiner Bilderbogens oder die schauderhaftesten Verzeichnungen flössen ihr keinen Abscheu, das Colorit Tizians und die Vatikanischen Fresken kein ehrliches Entzücken ein und von sogenannter Erziehung des Auges zur Anschauung der Kunst hält kein Vernünftiger etwas: das malerisch sehende Auge muss mit unserm Gehirn geboren werden, sonst fruchtet alles nichts. Eine wohllautvolle Musik als ein Lustgefühl zu empfinden, ward hingegen so gut wie allen physisch Normalen gegeben. Wenn nun trotzdem manche hochbegabten und vortrefflichen Menschen die Musikmacherei nur als lästiges Geräusch auffassen und sich ihr möglichst zu entziehen suchen, so beweist grade dies, dass es sich bloss um physischen Defekt dabei handelt, dass demnach Musikverständnis weder von Beschaffenheit des Geistes noch des Gemütes, sondern des Ohres und der Nerven abhängt. Weil diese so bodenlos anmassende und selbstgefällige Kunst eben im Banal-Menschlichen wurzelt, findet der Humbug, sie sei etwas besonders ideales, gedanken- und gemütreiches, auch so allgemeinen Anklang. Der Dümmling wie der Schuft sagen sich begeistert: anch' io sono pittore, auch ich bin Musikschwärmer, also bin ich weder dumm noch gemein, sondern ideal, gedanken- und gemütvoll.

Zu den idealsten Musikgenüsslingen gehören die Börsengauner und ihre fetten Gattinnen, deren Busen und noch andre Dinge bei den Brunstschreien des Wagnerschen Orchesters verständnisinnig wackeln. So begreift sich auch, warum die Musikmacherei als täglicher Bestandteil des Kulturlebens zu gemeinschädlicher Seuche werden durfte.

Denn zur dilettantischesten Pinselei, zum albernsten Blaustrumpfgeschmier gehört immer noch ein Fünkchen von Besonderkeit, eine ferne Ahnung von Talent. Man kann nicht nach der Natur malen ohne Anspannung geistiger Sehkraft, geschweige denn aus der Phantasie etwas Bildnerisches komponieren. Der schlechteste Vers und die schluderigste Novellette erfordern ein gewisses geistiges Streben und Empfinden. Musikmachen aber kann der albernste Wicht, die dümmste Gans, falls sie nur durch Fleiss eine gewisse Fertigkeit erwirbt. Dass diese lärmendste und deshalb pöbelhafteste — pöbelhaft und populär sollte der gleiche Sprachbegriff sein! — Kunstübung nun auch noch bei Millionen Dilettanten einen Abglanz der unersättlichen Virtuoseneitelkeit ausbildet, weil man nur mit Musik seine Nebenmenschen direkt belästigen darf, gehört mit zu den Segnungen des Musiklebens. „Eine zudringliche Kunst“, sagte Kant, und was Kant einmal über die Unzulässigkeit klagt, mit mathematischen Formeln der Metaphysik auskommen zu wollen, dürfte wohl auch im Folgenden auf die Musik anwendbar sein. Dass dieser Kult erst in unserm gepriesenen Verstandesjahrhundert sich verbreiten konnte, will uns kein Zufall bedünken.

Wir betonten zwar, dass die Musik mit dem Geist, also auch mit dem Verstande schlechtweg, nichts zu schaffen habe. Aber dies darf nicht wörtlich, sondern nur so verstanden werden, dass diese rein im Reiche Sansaras, der Sinnlichkeit, webende Kunst mit dem höheren Vernunftverstande nichts gemein habe, welchen „Manas“ brahmanische Lehre sehr genau vom niederen Verstande unterscheidet, der im materiellen Kama-Rupa weilt und von Banausen auch „praktischer Verstand“ genannt wird.

Dieser Verstand des Rechnens und Kalkulierens kann sich zu einer gewissen Abstraktion entwickeln, die man Mathematik nennt, für welche insbesondere die Semiten sich beanlagt zeigen, so dass sogar deren Geheimlehre (Kabbala) auf der Zahl beruht. Solch rabbinisch-rabulistische Ausbildung des niederen, nicht veranschaulichenden und nicht schöpferischen, Verstandes, welche Schopenhauer bereits an der Mathematik verwarf, färbt aber auch auf die Musik ab. Mathematik

in Tonwellen! Teilung einer Oktave in mehrere symmetrische Abstände ergibt harte Differenzen: überall das Mechanische als ausschlaggebender Faktor. Wer die Geheimnisse des Kontrapunkts erforschte, weiss, dass auch diese wohllautende Kabbala sich auf den Gesetzen der Zahl aufbaut. Während Musikübung also erfahrungsgemäss weder durch Geist noch Gemüt bedingt wird, sondern durch Nervenirritation, sind wir nicht abgeneigt, ihr einen gewissen kalten Verstand des Messens und Zählens, einen einseitig ausgebildeten Kalkulationsinstinkt, eine pfiffige Gelenkigkeit im Organisieren von ziffermässigen Worten der Tonleiter zuzusprechen. Unterschiede der harmonischen und der disharmonischen Intervalle der Töne werden allein durch ihr Zahlenverhältnis bestimmt: die Elemente des Schönen sind also hier rein geometrische!

Eine gewisse Übertreibung mag diesen Ausführungen innewohnen. Man muss eine Wahrheit übertreiben und auf die Spitze treiben, um sie recht anschaulich zu machen. Es fällt uns natürlich nicht ein, leugnen zu wollen, dass Beethoven und Wagner sich bei ihren Tondichtungen sehr viel gedacht haben mögen, ersterer unklar-spontan, letzterer mit nur zu absichtlicher Bewusstheit. Nur eben, dass die erstrebte Gedankenwirkung erreicht wurde, das bestreiten wir durchaus. Man kann dem Zauber der Musik als einer angenehmen Nervenerregung noch so sehr verfallen sein, wie wir dies für uns selber bekennen, und sich doch mit der grössten Entschiedenheit gegen den musikalischen Grössenwahn wenden, der die Dichtung sozusagen überdichten will.

Dass die Tonmalerei gleichsam Sixtinische Fresken oder Rembrandtsches Halbdunkel nachschaffen, eine neunte Symphonie den Gedankenschwung eines „Faust“ und „Cain“ oder die tragische Gewalt Shakespeares einschliessen soll, dieser Unfug allein ruft unsern erbitterten Widerspruch hervor. Nur das völlig verblödete oder verbildete Gehirn der Musiksimpel konnte diesen Wahn nähren, nur das gepriesene Vernunftjahrhundert ihn weiterzüchten, da alle früheren Zeitalter die Musik nur nach ihrem wahren beschränkten Werte abschätzten, nämlich als eine Begleit- und Nebenerscheinung der Poesie. Erst unserer konfusen Ära blieb

es vorbehalten, die nie bestrittene Höchstgeltung der Dichtung von ihrem Thron stossen zu wollen. Die gewaltigen Malerdichter der Renaissance, wie Michel Angelo, Rafael, Lionardo, sämtlich selber Dichter oder dichterische Denker, fassten ihre hohe plastische Veranschaulichung der Weltgestalten niemals als die Krone der Künste auf. Michel Angelo beugte sich vor Dante, schöpfte erst aus dem Born der Dichtung die Steigerung seiner bildnerischen Probleme und Ideale. Und es lohnt, sich zu vergegenwärtigen, welch glänzende durchgebildete Persönlichkeiten fast alle Meister der Bildkunst, ob auch nicht so universal angelegt wie jenes glorreiche Dreigestirn, gewesen sind, dass sie sich geistig oft — Michel Angelo und Denker Lionardo sogar ebenbürtig — den grossen Dichterdenkern näherten, zu welchen sie pietätvoll aufschauten. Arrogante Musiker hingegen treffen wir meist, wie Mathematiker, ausserhalb ihres Berufes als nichtssagend unbedeutende Menschen.

Die widerspruchsvollen Mitteilungen über den anerkannt Grössten unter ihnen geben durchaus kein Bild einer geistig und ethisch hochragenden Persönlichkeit. Und da sollen wir uns Beethoven als „Riesen", „Titanen", „Halbgott" und sonst was guts, in Klingers Statue gar als den Allumfasser und Imperator aufbinden lassen. Das haben mit ihrem Singen die Musikverrückten getan. Man muss nur den Leuten so lange die Ohren vollschreien, bis einer das aufgeschnappte Geschwätz dem anderen suggeriert und jeder des Kaisers neue Kleider herrlich vorhanden sieht. Das Andersensche Märchen bleibt ewig neu. Wie soll man nicht Verdacht gegen eine Kunst, ja sogar deren Alleinherrlichkeit, schöpfen, die tatsächlich in ihrer heutigen Ausdehnung die jüngste ist und dem in allem neuschöpferischen achtzehnten Jahrhundert ihre Entstehung als eigentliche Tondichtung verdankt!

Weder empfanden die Alten ein Bedürfnis nach solcher Tonkunst, noch die nächstfolgenden Kulturführer, die Araber. Die höchstzivilisierten Franzosen, die dichtunggewaltigen Engländer trugen am wenigsten zu dieser Kunstgattung bei: noch heute gelten sie den Deutschen und Italienern als minderwertig wegen ihrer geringen Musikbegabung. Aber die prächtigen Italiener der Renaissance entrieten des Musik-

dusels gerade so sehr wie die Spanier, erst einer Epoche allgemeinen geistigen, sozialen, sittlichen Niedergangs entsprang die neue Vertonungshysterie in Italien. Die deutsche Musik entsprosste wesentlich dem geistig völlig brachliegenden Sumpfboden des alten Österreich, während der hohe Kulturstand des übrigen Deutschland ausschliesslich eine grosse Literatur hervorbrachte. Alle Symptome deuten darauf hin, dass die Musikberauschung in genauem Verhältnis zur geistigen und sittlichen Decadence einer Rasse und einer Epoche steht, dass wir es in ihr geradezu mit einer Decadencekunst zu tun haben, wie sie erschöpften Gehirnen, markloser Sinnlichkeit, schaffensunmächtigem Versiegen der wahrhaft genialen Antriebe des Ober-Ichs entspringen. Was angeblich in abstrakt transzendentalen Sphärenharmonien schwelgt, ist nur wollüstig hysterische Nervenextase des Unter-Ichs. Dass der Musikdusel jeden heroischen Willen lähmt — bei andauernder Anfüllung mit diesem hohlen Äolusschlauch tritt oft eine gänzliche Einschläferung des Pflichtgefühls ein, wie man bei dreisten langmähnigen Musikbarden so oft bemerken kann —, leugnet nicht nur niemand, sondern sucht sogar einen Vorzug darin, indem man mit weihevollem Jargon gleichsam lallt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Bah! aber von welcher Welt denn? Ja freilich, wäre Schopenhauers Auffassung der Willensverneinung nicht eine grundfalsche, so wäre die Musik auf dem besten Wege zum Heil. Denn während der Lesende und Schauende ununterbrochen geistig mitarbeitet, ertrinkt der Wille völlig in der Töneflut. Kaum verklingt aber der Ton, so endet auch diese Willensaufhebung, ohne irgendwie den dauernden schlechten Willen zu beeinträchtigen.

Den Pfad zur Willenserhöhung, welche allemal die einzig erstrebenswerte dauerhafte Verneinung des niederen Kama-Willens bedeutet, fand noch niemand anders als in dichterischdenkerischer Selbstversenkung, sei es als Schaffender oder geniessend Nachschaffender, wobei auch theologische oder theosophische Mystik den gleichen Prozess vorstellt. Eine Förderung zu dieser Erhöhung des Menschen gewährt die Musik um so weniger, als ihr ephemerer Einfluss

zugleich mit dem Tone selber dahinschwindet, ohne eine tatsächliche Bereicherung von Geist und Gemüt dauernd zurückzulassen und ihre Spuren dem innersten Ethos des Menschen einzugraben, da nur klares heroisches Denken und Dichten mit voller Anspannung sämtlicher Geisteskräfte das mühsame Aufsteigen des Ichs bedingt. Man kann den Himmel nicht stürmen, nicht auf den Schwingen der Musik emporfliegen in schädlicher und entnervender Schwärmerei.

Die völlige Wertlosigkeit flüchtiger Willensersäufung in Töneflut macht um so begreiflicher, dass nur die höhere heroische Tatkraft — weshalb Plato die Musiker aus seinem Idealstaat verbannen wollte — durch Musik eingeduselt wird, keineswegs aber die niedere banausische des schmutzigen Willens, der vielmehr nach dem kurzen angenehmen Schlafbad des Musikgenusses frischgestärkt neuen Anreiz empfängt. Die schlauesten gewissenlosesten Rechner, die kältesten Streber waren allzeit die eifrigsten Musiknarren, und wie der Ungebildete und der Dumme nach Einsaugung schöner Töne unverändert der nämliche bleibt wie vorher, so bricht dies auch dem musikhungrigen Schuft nie im geringsten den schlechten Willen, indes die wahre Dichtung unwillkürlich zur inneren Einkehr zwingt und schon manche Brechung schlechter Antriebe durch seelische Erschütterung hervorrief. So hat man das bemerksame Schauspiel, dass irgend ein Finanzprotz, der höchstens Kochonnerien liest, über Pariser Zotenkomödien wiehert, gemalte Nuditäten angeilt, im Konzertsaal von erhabenen Kunstgenüssen faselt, und dass, was das Bemerksamste, nicht mal Heuchelei dabei vorwaltet. Denn wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt, also laut Goethe ein seelenloses Tier bleibt, wer unfähig, je eine höhere Empfindung zu hegen, einen höheren Gedanken zu fassen, der ist noch gut genug für diese angebliche tönende Weltseele, die seines stumpfen Kama-Rupa dicke Epidermis lau umschmeichelt und zu schmatzendem Behagen kitzelt. Da wir, Helmholtz physikalischen Entdeckungen folgend, die Tonwellen sogar unmittelbar mit Elektrizität geladen glauben, so wird immer klarer, dass die Musik lediglich, ohne Durchgang durch die Gehirnzentren, ans Nervenbündel pocht und auf rein physische Sensation

hinausläuft. Was wunders also, dass dem borniertesten Sinnenmenschen das Verständniss dieser Sinnenkunst so leicht fällt! Bedenkt man obendrein, dass Musik auf alle Hysterischen sexual wirkt, so wird man uns wohl nicht übelnehmen, wenn wir sie der Opium-Extase oder bei geringeren Anfällen dem Alkoholrausch vergleichen. Bekanntlich glaubte die Menschheit noch bis vor kurzem, aus dem Wein, der des Menschen Herz erfreuet, Begeisterung zu trinken, was gar vielen Poeten den Untergang brachte. Heut wissen wir durch unbestreitbare Messungen, dass selbst mässiger Alkoholgenuss, mag er sonst physisch noch keinen Schaden bringen, im günstigsten Falle die Gehirntätigkeit nicht fördert, meist aber schädigt. Wer nimmer einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann — am Biertisch sind wir alle Ehrenmänner — Wein, Weib und Gesang fördern besonders die Geselligkeit, welche Schopenhauer als unfehlbares Merkmal niederer Lebensstufe brandmarkte. Es gehörte Luthers lüstern bäurische Verwilderung dazu, den bekannten Vers zu spinnen, den ihm jeder Weise einfach umkehren könnte: Wer da liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Nur möglichst viel Quartette ableiern und Klaviere beklimpern, dann werden versoffene Sangesbrüder sich so dauernd „begeistern“, bis jede Möglichkeit männlicher Klarheit und Charakterkraft erlischt. Auch darin gleicht der Musikrausch dem des Alkohols, dass dabei die innerste Natur zum Vorschein kommt: der eine wird weinerlich, der andere hochgemut, der dritte sinnlich oder bösartig erregt. Somit berührt Musik überhaupt nicht den Intellekt, sondern den rudimentären niederen Triebwillen, wie eben jede physische Sensation. Das Selbstermuntern des Singens beim Marsche, die Anfeuerung Kämpfender durch kriegerische Musik beruht auf rein physiologischen Ursachen, die mit dem Seelenleben nur in losestem Zusammenhang stehen. Auch der unvermeidlichen Reaktion der Nerven bis zu völliger Erschlaffung im Katzenjammer entrinnt ein Musikverfallener nicht. Gewiss würden diesbezügliche Experimente dartun, dass Musik- und Alkoholrausch genau die nämlichen Bedingungen und Folgeerscheinungen im Nervenorganismus

auslösen. Nie ist nur ein tausendstel so viel Musik gemacht worden, wie in diesem Materialismusversunkenen, jeden nachhaltigen Ernst scheuenden Jahrhundert, zu schwach, den niedern Willen zu verneinen, zu feige, ihn rücksichtslos zu bejahen. Für derlei dämmerige Zwitterzustände passt freilich dies Musikdudeln zwischen Traum und Wachen.

Das Zetergeschrei über unsere Barbarei wird sich wohl mässigen müssen angesichts der überraschenden Erkenntnis, dass Wagner, in welchem doch der Musikgrössenwahn seine Krise erreichte, selbst so wenig von der alleingenügenden Ausdrucksfähigkeit der Töne durchdrungen war. Denn wozu hätte er sonst sich als Dichter auftun, seine eigenen Operntexte schreiben müssen! Er hielt also doch das Dichterwort für unentbehrlich. Und man muss es ihm lassen, dass er wirklich wurde, was die „Tondichter" gerne sein möchten: ein Dichter und Denker. Freilich die Kunst der Rede beherrschte er nicht, und dass er ein Meister des sprachlichen Wohllauts gewesen sei, werden selbst blinde Anhänger kaum behaupten. Derlei fand sich noch im „Fliegenden Holländer" und im „Tannhäuser", aber je weiter seine Auffassung des Musikdramas um sich greift, desto rücksichtsloser misshandelt er die Sprache. Seine Nibelungenstabreime schwanken günstigstenfalls zwischen Erhabenem und Lächerlichem, wo er nicht geradezu Sprachungetüme fortwälzte, und im „Parsifal" notzüchtigte er die deutsche Grammatik in grässlich verkapselten Sätzen. Allerdings rechtfertigte er sich damit, dass ihm das Wort nur ein Notbehelf sei, um seiner Musikhandlung einen Sinn zu geben, dass nur ergänzende Vermählung von Wort und Melodik den wahren höchsten Ausdruck verbürge. Dies war insofern bequem, als er die Verächter seiner Dichtkunst an seine Musik und die Feinde seiner Musik an seine Dichtkunst verweisen konnte. Doch dieser Spott hebt nicht auf, dass er in der Konzeption wahrlich ein echter und, wenn Grösse der Anschauung und der Probleme darauf Anwartschaft gibt, ein grosser Dichter war.

Das Wollen des Mannes war riesenhaft; ob sein Können auf gleicher Stufe stand, darüber sind die Meinungen noch immer nicht ganz geklärt, ungeteilt jedoch die Anerkennung seines dämonischen Genius. „Tristan und Isolde" kann sogar

ohne Musik als sieghaftes Zeugnis seiner genialen Auffassung von Welt und Dingen, „Die Meistersinger“ als Probe seines vielseitigen Reichtums gelten. Auch müssen wir den Wagnerianern in einer wichtigsten Hauptsache entgegenkommen. Wagners Opern überzeugen uns nämlich, dass die Musik tatsächlich die sinnliche und äussere Dramatik, den elementern Ausdruck der Leidenschaften ungeheuer steigert und hiermit wäre, wenn man nur diese eine Seite und im Drama nichts als Toben der Leidenschaften sehen wollte, das Musikdrama voll gerechtfertigt. Allein, man braucht gar nicht mal so weit zu gehen wie Tolstoy („Was ist Kunst?“), der alle Opern und ganz besonders die Wagnerschen für ein Unding erklärt, jedem unverfälschten Empfinden unerträglich — und wird sich doch dem peinlichen Eindruck des gekünstelt Unnatürlichen nicht entziehen, selbst wenn man sich der rein ästhetischen Totalität des Lyrodramas willig hingibt. Da die Musik den breitesten Raum beansprucht und alles überwuchert, bleibt für Handlung und rednerischen Ausdruck nicht Platz genug, erstere muss daher einfach und eintönig, letzterer mager und beschränkt bleiben. Feinere Verwickelung der inneren und äusseren Vorgänge fällt daher ebenso fort wie tiefere Motivierung, Verknüpfung von Schuld und Sühne, individuelle Charakterisierung der Personen, die nur in Umrissen schraffiert vor uns stehen. Hierdurch bekommen Menschen und Vorgänge etwas Halbfertiges, Primitives, wie aus Urzeiten, nicht umsonst spann sich Wagner ausschliesslich in Sagenkreise ein. Mit Händen und Füssen würde er sich gegen die Bezeichnung „Lyrodrama“ sträuben, er glaubte vielmehr wirkliche Dramatik und zwar einer nie dagewesenen höchsten Gattung zu liefern. Über solche Selbsttäuschung kann man nur lächeln. Diese plumpnaiven Vorgänge, nur im Sagengewande denkbar, lösen überhaupt keine menschliche Dramatik aus, statt widerstreitenden Redens und Handelns wirklicher Menschen stehen vor uns Schemen, die einander mit lyrischen Gedichten ansingen.

Arien sind keine Psychologie, langatmige Leidenschaftsschaftsergüsse kein Charakterdrama. Den sprachlichen Wohllaut lyrischer Dramen (Faust, Manfred, Kain, Shelleys

Entfesselter Prometheus) mag immerhin Musik ersetzen, metaphysischen Gedankengehalt aber, der jenem Wohllaut erst Unsterblichkeit verleiht, suchtWagner umsonst durch musikalische Orgien hervorzuzaubern. Schopenhauersche Doktrinen mit dem hohen C der menschlichen Kehle und schmetternden Blasinstrumenten lehren zu wollen, ist ein unmögliches Unterfangen, das nur musikbenebelten wuseligen Gehirnen imponiert, unfähig, sowohl abstrakte Philosophie als denkerische Dichtung zu begreifen. Ja sogar die Leidenschaften selber, deren niedere Willensbezeugung doch die Musik besonders kräftig austönen soll, haben nichts Wirkliches mehr, man hört gleichsam nur abstrakte Symbole von Leidenschaften ihr Lied lallen. Mit der Klarheit und Wirklichkeit geht aber auch der erstrebte Tiefsinn verloren; ein konfuses Chaos, das weder Philosophie noch Dichtung ist, wühlt sich in diesem reichhaltigen Orchester auf. Wir möchten daher die Ketzerei aussprechen, dass Wagners Musikdrama nur mit Umkehrung seiner Wertmassstäbe eine segensreiche Fortentwicklung grossstilisierter Dramatik herbeiführen könne. Nicht die Musik hat die Dichtung ins Schlepptau zu nehmen, was nur in unverständiger Anmassung wurzelt, sondern die Dichtung soll sich der Beihilfe dieses Nervenmotors versichern. Als eine Begleitung der Dichtung, ähnlich der Schumannmusik zum Manfred, bei allen lyrischen oder dramatisch leidenschaftlichen Hochmomenten einsetzend, kann die Musik den sinnlichen Eindruck der Dichtung steigern und umrahmend hervorheben.

Über Wagners Erdenwallen als Privatmensch sagten wir bisher kein Wort. Berührung dieser Wunde muss auch solchen peinlich sein, die sich von aller Moralfexerei des Philisteriums und zumal einem solchen Manne gegenüber lossagen. Doch Wagners Verfehlungen verstiessen auch gegen die höhere Moral, seine Ehebrüche waren wirkliche Treubrüche, seine Freundschaften fasste er als Ausbeutungsrechte auf. Einer seiner ergebensten Bewunderer, Hans Herrig, sagte uns einmal ironisch: Ein Werk sei uns der Meister noch schuldig, eine instruktive Anleitung zum Pumpen. Eitelkeit und Genusssucht vereinigten sich in ihm zu schrankenloser Selbstsucht und wie ein Nietschescher

Übermensch raste sein Ich sich aus, als fülle Er allein die Erde. In seinem Verhältnis zu Ludwig von Bayern erscheint letzterer bei weitem als die idealere Natur, ganz zerflossen in selbstloser Hingebung. Allein ein solcher Mann hat mancherlei mildernde Umstände anzuführen. Erstlich darf er trotzig erklären, sein Genius schenke der Welt so viel, dass er ihre eigene Opferwilligkeit mit Fug und Recht heische, zumal von seinen näheren Freunden und Anhängern. Diese Ausrede ist zwar insofern hinfällig, als das Genie zu seiner eigenen Selbstbefreiung im Selbstgenusse schafft, also weder eines Lohnes noch eines Dankes bedarf. Aber zweitens durfte Wagner darauf verweisen, dass er noch als Fünfzigjähriger nach schon gewaltigen Leistungen nicht wusste, wo er sein Haupt hinlegen sollte, dass er demnach reichlichen Grund zu verbitterter Menschenverachtung hatte und einer so lieblos ungerechten Welt gegenüber seine Selbstsucht nur eine Art wiedervergeltender Selbstbehauptung abgab. Zwar müsste er drittens umgekehrt eingestehen, dass er andererseits wie wenige Andere die Möglichkeit idealer Zuneigung und Grossmut kennen gelernt und schier Unglaubliches von treuester Freundschaft und begeisterter Hingabe genossen habe, von Männern und Frauen. Wahrhaftig, seine Freunde konnten ihm nichts versagen, nicht mal ihre — Frauen, sie brachten sich ihm selbst zum Opfer. Etwas Erhebenderes als Liszts Vasallentum kannten sie nicht. Aber Wagner könnte hier eben mit einem gewissen Cynismus versichern, dass er auch hierin die Menschheit förderte, sintemal sein grosses Ich geringeren Menschen solche Ichverneinung entlockte, die vielleicht sonst in ihnen unbetätigt geschlummert hätte: Liszt, diese Zierde des Menschengeschlechts, gehört in seiner makellosen Vornehmheit untrennbar zu seinem Meister. Viertens endlich fühlen wir uns so fest durchdrungen davon, dass schöpferische Geistesgrösse ohne ein starkes Ethos undenkbar sei, dass wir alle Schlacken Wagners, obschon zahlreicher und hässlicher wie bei den meisten seines Ranges, immer nur für Oberfläche, sein Innerstes hingegen für dennoch stark ethisch halten. So verrät z. B. seine Absicht, Stipendien für Unbemittelte zu stiften, damit ihnen „Bayreuth“ zugänglich werde, eine

bessere Gesinnung. Nietzsche hat zwar über den Fall Wagner mit dem Hammer philosophiert und ihn koketter Schauspielerei bezichtigt. Wir haben aber kein Hebammenorgan für die Geburt der Tragödie Nietzsche und möchten dieser Fehlgeburt in nichts ein Geburtshelfer sein, also auch nicht seine Wagner-Apostasie vertreten, in welcher unser schlechtes Herz nur den wachsenden Neid des Unproduktiven auf den Produktiven wittert. Und zuguterletzt schwinden alle Bedenken gegen Wagners persönliche Unreinheit in der Bewunderung einer so zähen Heldenkraft dahin, die eine völlig widerstrebende Welt sich zu Füssen zwang. Das kleine unscheinbare Männchen mit dem sächselnden Dialekt ging wie ein Cäsar Triumphator aus dem Leben dahin und Annunzio hat („Fuoco") durchaus wahr die extatische Apotheose veranschaulicht, in welcher der „Meister" von hinnen schied. Dies Niederringen der Weltbestie, die so viele Geniale zerfleischte und verschlang, erklärt auch den eigenen Raubtierinstinkt des Tigers und gereicht als demütigende Rache für alle Verkannten zur Genugtuung. Doch der Sieg ward erworben mit schweren Kriegskosten, mit Einbusse an ethischer Würde. Wer so das Seine sucht, dem erschliesst sich nicht das Allgefühl.

Dieser grösste Geist, der je ausserhalb reinen Dichtertums in Künsten wirkte, täuscht keinen Durchdringer des dämonischen Phänomens über sein krampfhaft Unnatürliches weg. Beim Überblicken seines Hin und Her zwischen brünstigen ‚Naturalismus' — ein Wörtchen, was gemeinhin Abwendung von der Natur zu bedeuten pflegt — und Karfreitagszauber wird man die Empfindung nicht los, dass dies alles nicht innerem Erleben, sondern äusserlicher und sozusagen von aussen angemachter Anregung seine Entstehung verdankt.

Als Denker schwankte Wagner zwischen Schopenhauer und Feuerbach, ohne sich recht schlüssig zu werden, wie alle in blossen technischen Kunstkultus Eingesponnenen. Wirklich bedeutend wird er nur dort, wo er Metaphysik der Geschlechtsliebe betreibt, wo es insbesondere dem Problem Parsifal-Kundry an geheimnisvollem Tiefsinn nicht fehlt. Dagegen fällt uns die Phrase im Tristan: „im weiten

Reich der Weltennacht nur ein Wissen dort uns eigen: göttlich-ewiges Urvergessen" unangenehm ins Ohr. Der Esoteriker erkennt hier wieder die Schopenhauersche Entstellung des Nirwanabegriffs, der im Gegenteil ein ewiges Urerinnern verbürgt. Dass er sich das Jenseits als umfassendes Erinnern vorstelle, bekannte auch ein von Schopenhauer selbst nicht unbeeinflusst gebliebener neuerer Denker wie Fechner („Zendavesta"). Dessen herrliche Worte lassen freilich noch keinen ausdrücklichen Wiedergeburtsglauben zu, scheinen wenigstens die Präexistenz zu bestreiten; hingegen lehrt Fechner rundweg, dass der Mensch sich erst mit dem Tode völlig wiedergewinnen werde, wie er sich selber nie im Leben hatte. „Der Tod ist eine zweite Geburt." Die Geburt eines Jenseits lassen aber Tristans und Siegfrieds Tod uns durchaus nicht ahnen und den plötzlichen Sprung zur Parsifalmystik, den Weg vom Tannhäusermotiv zur Gralserlösung über den Nibelungenring hinüber, begleitet kein zusammenhaltendes verständliches Leitmotiv. Wagners Darstellung des Germanentums als einer mystischen Urbestialität verknüpft sich mit keiner idealmetaphysischen Willensverneinung, sondern höchstens mit düsterem Schopenhauerlichem Pessimismus über die Flüchtigkeit der Lust, sie verneint nichts als die Beständigkeit des Macht- und Lustgenusses und schwingt sich nicht heroisch, sondern bloss ingrimmig über die allgemeine Vernichtung auf.

Sehr schön äussert R. Eucken („Wahrheitsgehalt der Religion" 1901): „Alles geistige Leben ist Erhebung über die Zeit, Überwindung der Zeit. Was immer an geistigen Werten entfaltet wird, trägt in sich den Anspruch, ohne alle Beziehung zur Zeit ... zu gelten". Diesen Anspruch erhob Wagners Kunst gewiss, aber es hing sich ihr viel Zeitmässiges als Bleigewicht an die Füsse. Eine sittliche Freiheit wird selten erkennbar, dafür lagert ein auf die Spitze getriebener Determinismus über diesen Wotansträumen.

„Das grösste Gut, das Gott uns schuf, war des Willens Freiheit" schwärmt der alte Dante (Paradiso V) und laut Kant hat der Mensch seinen bewussten Charakter nicht von Natur, sondern erworben. (Ganz recht, durchs Karma, wovon Kant nur ahnte.) Heut aber besteht der richtig verstandene

Determinismus schon so schroff auf seinem Recht, dass Chamberlain kurz und bündig sagt: „Das liberum arbitrium ist entschieden eine semitische Vorstellung“, was dem scharfen Antisemiten Kant einen semitischen Anstrich geben würde, wenn er Willensfreiheit im irdischen Sinne gelehrt hätte. Es muss aber von uns immer wieder betont werden, dass Unklarheiten und Verwechselungen der „transzendentalen Freiheit“ nicht möglich gewesen wären, wenn Kant die indische Mystik gekannt hätte. Allerdings bleibt der Mensch, „aus dem der jenseitige Geist kommt“ (Chamberlain), unter allen Einwirkungen etwas Individuelles; gerade diese Unveränderlichkeit der scharf umrissenen Individualität beweist aber, dass Willensfreiheit, also Fähigkeit zur Selbstveränderung, ihr nur auf transzendentalem Gebiete zusteht. Mit einem Worte, nur das transzendentale Ego ist frei (obschon selbst hier ans Kausale gefesselt), das reale hiesige Ego hat eigentlich gar keinen Willen. Schopenhauer verwechselt fortwährend Wille und Trieb, wodurch eine neue Begriffsstützigkeit in die Welt gesetzt wurde. Auch wir mussten die Terminologie ‚Verneinung des Willens‘ beibehalten, weil sie unausrottbar sich einwurzelte, machen aber darauf aufmerksam, dass der ganze scheinbare Widerspruch dieses Ausdrucks, womit ja auch Nietzsche triumphierend jongliert, sich sofort löst, sobald wir obige Verwechslung aufheben.

Dass der natürliche Wille-zum-Leben sich selber verneinen könne, ist ein logischer Nonsens, der in keinem indischen, sondern nur in Schopenhauers verschrobenem Hirn entstand. Wohl aber kann der Wille, nämlich der transzendentale Wille, den Naturtrieb und die Natur selber verneinen. Der Wille ist eigentlich durchaus ideal, antinaturell, deshalb lässt sich Nietzsches Ausdruck ‚Wille zur Macht‘, sofern unter Macht etwas Geistiges verstanden werden kann, besser rechtfertigen, als das sinnlose ‚Wille zum Leben‘, was im weitesten Sinne einfach ‚Trieb zur Lust‘ bedeuten soll. Der Wille sucht immer einen bestimmten Wert, der Trieb immer nur ganz allgemein die Lust.

In Wagners Gedankendichtung handelt kein heroischer Wille, sondern alle Triebe tanzen einen dämonischen Cancan. Eine sittliche Idee mögen seine Apologeten sich darin zurechtlegen, wir erkennen nur darwinisch zuchtwahligen

Unzuchtrausch und jede mögliche triebhafte Machtbegierde mit obligatem Katzenjammer eines verzweifelten Ausblicks ins Nichts. Natürlich wird man den Parsifal entgegenhalten. Allein, wir fürchten, dass Nietzsche mit dem unheimlichen Spürsinn der Irren für Verstellung und Komödianten, worin sie ja selber Meister sind, diese Bekehrung Wagners auf seine alten Tage zu christlicher Frömmigkeit ganz richtig als blosse künstlerische Pose auffasste. Das selbstgefällige Histrionentum einer weihevollen Kunstheuchelei erscheint in Wagner so augenfällig, dass selbst sein Antisemitentum nicht von dem Vorwurf freiblieb, starke jüdische Züge in ihm selber überkleistern zu wollen. Gewiss suchte er eifrig danach, das eigentlich Arische künstlerisch herauszuarbeiten. Er forschte gleichsam, wie Taylors „Origin of the Aryans" nach dem äusseren Ursprung, nach dem inneren Keim unserer Rasse. In einer wenig bekannten Musikauslegung „Beethoven et ses trois styles" von W. de Lenz (Petersburg 1832) fanden wir bedeutsamen Aufschluss. Die Juden wüssten nur „d' aquérir des facilites mécaniques . . . Les psalmodies de la Synagogue sont des types qu'on retrouve dans la musique de Mendelssohn." Nun wohl, Wagner schmetterte das Verdikt heraus: „Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit." Aber selbst ein Wagner-Vergötterer wie O. Weininger muss zugeben („Geschlecht und Charakter", S. 408), dass er „von einem Beisatz von Judentum selbst in seiner Kunst nicht freizusprechen" sei. Etwas Aufdringliches, Lautes, Unvornehmes durchzieht Wagners gesamte persönliche Lebenshaltung wie seine Instrumentierung. Er, der aufs Theater schimpfte und jedes Judentum der Presse und Kunstgeschäfte, hatte nichts nötiger als Theater und Reklame. Er schuf sich förmlich als musikalisches Hauptorgan eine gewaltige Lärmposaune, um die Mauern von Jericho umzublasen. Dieses genialen Menschen Genuss- und Ruhmsucht stanken nach eitler Schauspielerei.

So berechtigt daher künstlerisch der Wagnerkult auch sein mag, in tieferen geistigen Bezügen unterscheidet er sich kaum vom Nietzscheschwindel. Mögen die Wagnergläubigen bedenken, dass nicht der Parsifal, sondern gerade der Nibelungenring und der fälschlich als Sinnlichkeitsorgie

der freien Liebe missverstandene Tristan so suggestive Gewalt über die Masse übten, weil die darin unverkennbare dämonischwüste Bejahung der Lust ihrem eigenen rohen Triebleben entgegenkam. Wir können uns daher den traurigen Eindruck nicht ersparen, dass auch Wagners Genius dem verwerflichen Antichristentum des Zeitalters angehörte und ihm naturgemäss schmeichelte, weil Genius und Zeitgenossen hier von gleichen Trieben gereizt. Zwischen Heiden- und Christentum, Hörselberg und Gralsburg unklar hin und her taumeld, suchte eben auch Wagner jenes dritte Reich, von dem Ibsen Apostata ahnungsvoll munkelt. Aber die Juliane täuschen sich, es gibt gar kein drittes Reich. Es gibt nur zwei in alle Ewigkeit. Das eine Reich des Glaubens an die Unsterblichkeit ethischer Güter nennt der Europäer in Ermangelung eines anderen Namens: das christliche. Ihm gehören Päpste wie Philosophen, Cäsaren wie Revolutionäre an, Gregor VII neben Giordano, Luther neben Keppler, Napoleon neben Robespierre, Friedrich der Grosse neben Milton, Cromwell neben Kant; auch wohnt hier Goethes besseres Ober-Ich. Das andere Reich des heidnischen Antichrists erhebt die Doppelversinnlichung des sinnlichen Menschenteils zur Weltreligion und baut dem Unglauben an unsinnliche Werte einen Kunsttempel der Sinnenlust, die sich hier Schönheit nennt. Dort stecken diverse Strausse in Feuersnot den Kopf in den Sand, damit man ihrer Frivolität gierige Hälse nicht sehe. Dort ladet der Priapus als pompejanisches Emblem ins Allerheiligste der Fleischesemanzipation; Astarte Wollust, Moloch Gewalt, des Mammon goldenes Kalb werden angebetet unter allerlei verschleiernden Namen, auf deren Erfindung besonders Nietzsche ein Patent besass. Hier wohnt Goethes schlechteres Unter-Ich mit dem heidnischen Hosenlatz, hier eine Anzahl von Nietzschekrüppeln und vom Geiste Freien, die sich Freigeister nennen, von Afterkünstlern des l'art pour l'art, von geistigen Genüsslingen und idiotischen Säuen, hier thront die Moderne unseres braven Jahrhunderts. Und wir fürchten, auch Wagner opferte hier heimlich an gleichen Altären und phantasierte von Vermählung des Christen- und Heidentums. Aber es gibt kein drittes Reich!

Louis der Kleine und Hugo der Grosse.

Am 20. Dezember 1848 erschien in der Konstituierenden Versammlung ein junger Mensch mit grosser Nase und kleinem Auge, von ängstlicher und unsicherer Haltung, der eine schreiende Unähnlichkeit mit dem Gewaltigen zur Schau trug, dessen Neffe er zu sein behauptete. Dieser Herkunft gedachte man nicht ohne stilles medisantes Lächeln. Denn sein sogenannter Vater Louis von Holland hatte vor ganz Europa die Rolle eines Hahnreih gespielt und seine Mutter Hortense war eine so galante Dame, dass Napoleon ihr aus dem Feldlager 1807 die gröbsten väterlichen Strafbriefe schrieb, die beiläufig allein genügen, die gehässige Fabel zu entkräften, er habe mit dieser Stieftochter in unerlaubtem Verhältnis gestanden. Ob Graf Flahaut oder Admiral Verhuel, beide zur Zeit der Geburt Napoleons III. Liebhaber Hortenses, die Ehre solcher Vaterschaft geniessen, blieb ungewiss.

Der bleiche und schwächlich aussehende Napoleonide leistete den Eid: „In Gegenwart Gottes und vor dem französischen Volke schwöre ich der demokratischen einen und unteilbaren Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt." Nachher las der neue Präsident der Republik eine Rede vom Blatte ab, worin er feierlich betont: „Meine Pflicht ist vorgezeichnet. Ich werde sie erfüllen als Mann von Ehre. Ich werde Feinde des Vaterlandes in allen sehen, die ungesetzlich zu ändern suchen, was ganz Frankreich errichtet hat." Der Abenteurer hatte allerlei dumme Streiche hinter sich. Mit den Carbonarirevolten heimlich vertraut, versuchte er 1836 den Handstreich von Strassburg, den Bürgerkönig durch den blossen Lärm

des Namens Bonaparte zu stürzen. Er nahm die Begnadigung an in einem kriechend demütigen Briefe, emigrierte nach Amerika, von da nach der Schweiz, wo er sich zum Artillerieleutnannt ernennen liess, aber schon 1840 seine unheilbare Putsch-Krankheit, eine Art moralischer Epilepsie, in Boulogne austobte. Diesmal rettete ihn nicht der Fluch der Lächerlichkeit, der sich an sein Taschenspielerstückchen mit dem lebendigen Adler heftete, welches napoleonische Emblem sich grossartig auf seinen speckhaltigen Hut niedersenken sollte. Zu lebenslänglicher Haft in Ham verurteilt, schrieb er humanitäre Bücher über „die Ausmerzung des Pauperismus", „Analyse der Zuckerfrage", „Napoleonische Ideen". Schon 1832 erklärte er sich in der Broschüre „Politische Träumereien" für einen echten Republikaner. 1846 entfloh er mit Hülfe seiner Maitresse Miss Howard nach England und schwadronierte, durch die Februarrevolution aus seinem Exil nach Paris berufen, von Freiheit und Fortschritt. Natürlich betonte er auch seine Verwandtschaft mit der Schlacht von Austerlitz und war beiläufig ein Kenner der Artillerie, über welche er ein brauchbares Buch veröffentlicht hatte. Er philosophierte vor sich hin wie ein Besessener mit einer fixen Idee. Unter unscheinbarem Äussern und schüchternem Wesen, das ihn oberflächlichen Beurteilern als halben Idioten erscheinen liess, verbarg er masslosen Ehrgeiz und tiefe Perfidie.

Der Präfekt Graf Dürkheim-Montmartin durchschaute ihn in Ham und richtete Warnbriefe an Guizot, der ihn auslachte. Louis' grösstes Talent bestand in vielsagendem Schweigen. Doch als Mustertyp eines Glücksritters und Intriganten, gab er sich kaum die Mühe, vor Freunden seine humanitäre Maske zu bewahren. Sein Buch über den Pauperismus schickte er einem Freunde mit der Frage, ob ihm dies wohl nützen könne (à me faire du bien). Sein Verhalten vor dem Staatsstreich war eines Borgia würdig. Er stellte sich tot, indem er das Gift für den Tod der andern präparierte. Wenn er den Mund öffnete, log er gewiss. Diese Methode blieb ihm bis zuletzt, bis nach Chislehurst hinein. Sein politisches System war die Überrumpelung. Seine Kriege sogar kamen unerwartet. „Mein sanfter Hartkopf" nannte ihn seine Mutter,

so blieb er sein Lebenlang: katzenpfotig im Auftreten und unerschütterlich zähe im Festhalten seiner Vorsätze. Seine falschen Diebsschlüssel und Einbrecherinstrumente feilte er in sorgsamer Heimlichkeit. Und dann kam er wie der Dieb in der Nacht. Sozusagen von einem Tag zum andern ward die Fregatte „Konstitution" in „Elysée" umgetauft, ehe noch die Republik sich zum Empire der Tuilerien umwandelte. Seine Heuchelei könnte Tartuffe erröten machen. Im November 1848 versicherte sein Manifest: „Ich lege meine Ehre zum Pfande, meinem Nachfolger nach vier Jahren die Freiheit intakt und wirklichen Fortschritt vollendet zu hinterlassen." Juli 1849 bei Einweihung einer Eisenbahnlinie schlug er angesichts der Festung Ham, wo er früher fern von Madrid über seinen Stern nachdachte, einen rührenden Biedermeierton an, beschuldigte sich selber freventlichen Aufruhrs „gegen die Gesetze seines Vaterlandes". Vierzehn Tage vor dem Staatsstreich, dessen Einzelheiten schon feststanden, drückte er bewegt einem Deputierten beide Hände: „Sie wenigstens halten mich für keinen Schuft", weil dieser Dummkopf an die Möglichkeit solcher Gedanken nicht glauben wollte. Stets behielt er als Richtschnur, was er in einem Aufsatz „Historische Fragmente" in Ham geskribelt: „Grosse Unternehmungen gelingen selten auf den ersten Streich."

Gradezu symbolisch wirkt die versuchte Verführung eines Grenadiers Geoffroy beim Boulogner Abenteuer: „Der Sergent trug eine Weinflasche für mich, der Offizier einen blanken Degen." Zuckerbrot oder Peitsche, Bestechung oder mörderischer Überfall — versetzt solch anmutiger Zug nicht in die Zeiten der Borgia? „Ich bin Napoleon", geruhte Louis einen Voltigeur anzureden, „Du wirst dekoriert und befördert werden." Zu einem andern: „Ich bin der Napoleonssohn. Wir werden zusammen im Hotel du Nord dinieren." Zu allen: „Ihr werdet gut bezahlt werden." Dem Major Mesonan schreibt er unverfroren, er möge General Magnan mit 100000 Franks bestechen, eventuell auch mit 300000. Und er wusste sehr wohl, was er tat. Denn Magnan, der damals sich natürlich über die Frechheit des Abenteuers entrüstete, verkaufte sich später dem Präsidenten Bonaparte in

Paris. Nur der Preis war etwas höher. Er kannte seine Menschen.

Aber mitten im kühlsten Cynismus die Träumerei, die fixe Idee: „Ich bin Napoleon“ oder mindestens „sein Sohn“. Das spricht er aus, wie Jesus von seinem „Vater“ redet. Kraft dieser Gotteskindschaft rettet er Frankreich vom Verderben. All diese Schlechtigkeiten der freien Rede, der freien Presse, des freien Stimmrechts — wehe euch, ihr Pharisäer! Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, der Heiland hält seine Bergpredigt von der Höhe des Palais Elysée in die Boulevards hinab, die vor Erstaunen über so frohe Botschaft im Blut schwimmen. Siehe, ich verkündige euch grosse Freude, Napoleon ist auferstanden und treibt wieder böse Geister aus, auf dass sie in die Säue fahren. Diese alte Verrückte Frankreich steckt er in wohltätiges Zwangshemd und wacht so über Europas Sicherheit, der ausgezeichnete Mann. Indem er sämtliche Freiheiten mit einem Federstrich ausmerzt, handelt er im Namen der Verfassung, „welche anerkennt, bestätigt und garantiert die grossen Prinzipien von 1789 und welche die Basis des öffentlichen Rechts sind.“ Der 2. Dezember 1851 im Namen des 14. Juli 1789, in der Tat ein Naturwunder erster Ordnung!

Allerliebst klingt auch die rührende Entrüstung des gefangenen Autors in Ham über „unnütze Beamtenstellen, Unterhalt einer Armee im tiefsten Frieden, zahlreicher als die von Austerlitz“: als Präludium einer Belastung der Steuerzahler mit einer endlosen Horde von Satelliten, Beamten, Polizisten, wie kein legitimer Despot sie je seinem Lande zumutete. Ja, er ist der Neffe des Onkels. Wenigstens einen grauen Überrock trug er schon in Ham. An Marschällen und Grosskanzlern ist kein Mangel. Rouher mag für Fouché gelten, St. Arnaud kann als Räuberhauptmann mit Ehren neben Massena bestehen, Morny gibt sicher Talleyrand und Bernadotte an Schufterei nichts nach.. fehlt nur eine Kleinigkeit, das Talent, fehlen zur Vervollständigung nur die anständigen Leute, die Drouot, Lannes, Lasalle, Macdonald und hundert andere. Solche um sich zu sammeln, nur das geht über des Neffen Vermögen. Doch woher nehmen und nicht stehlen? Wenn es so etwas wie

Charakter und Ehre in seinem Frankreich, dem Werk seines Geistes, zu stehlen gäbe, er hätte es längst gestohlen, der Meisterdieb. Aber die ganze Nation scheint eine Sklavenherde unter einer Maffia von Banditen, und was noch altmodisch anständig, sitzt in Mazas, in Cayenne, oder in der Verbannung. Wohl ist Canrobert ebenso dumm wie Ney, und Mac Mahon ebenso charakterlos, aber den Marmont kann man sogar übertreffen: Das Ende krönt das Werk, das Ende des zweiten Empire heisst Bazaine. Auch ein Glücksritter, der an seinen „Stern“ glaubte, nicht umsonst fing auch sein Name mit B an. Einen Murat hat man gleichfalls, aber nur den Namen. Persigny, Maupas, Ollivier, Pietri, Grammont, Benedetti . . . lauter feine Diplomaten . . . schade, dass sie sich immer übertölpeln lassen . . . sie sind so fein, dass man ihnen die Lügen vom Munde abliest, ehe sie gesprochen. Der grosse Sozialist von Ham verschafft der Arbeiterklasse eine Menge Arbeiten; er verschönert Paris zu diesem Zwecke, doch natürlich verbirgt er damit nur den wahren Zweck, Barrikadenschlupfwinkel aufzuheben. Forts und Gürtelbahn werden gebaut. Um Paris gegen fremde Invasion unangreifbar zu machen? O nein, um die Stadt im Revolutionsfall zu bedrohen und dem Militär sein Eingreifen zu erleichtern. So hat die ganze innere Politik des zweiten Empire eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Massregeln eines Dionys von Syrakus und ähnlicher Duodezdespoten. Die tonangebenden Spiessgesellen treiben Staatssozialismus in ihrer Art: sie amüsieren und bereichern sich auf Staatskosten, pflegen Kommunismus im öffentlichen Eigentum. Sogar der Kaiser selber wird geplündert. Es gibt eine nirgendwo veröffentlichte Erzählung, die uns verbürgt wurde, wie St. Arnaud im kaiserlichen Kabinet ein Banknoten-Paket stahl und seinen Adjutanten, der finster dem zornig suchenden Kaiser erwiderte: „Ich habe nichts genommen“, unterm Schein eines Duells auf der Treppe ermordete. Die Szene, wie Canrobert unterm Kopfkissen dieses sterbenden Verbrechers in der Krim gewisse Geheimpapiere gewaltsam hervorzog auf hohen kaiserlichen Befehl, um dem zu viel wissenden Spiessgesellen solch parthischen Pfeil-nach-dem-Tode zu entwinden, ist

ja historisch bekannt. Ihm, diesem unmilitärischen Louis im schwarzen Frack, blieb die Einführung des brutalsten Militarismus vorbehalten, der je ausserhalb Neu-Preussens die Welt befleckte. Während die Generale des grossen Napoleon klagten, sie bekämen bei Zwist mit Zivilfunktionären grundsätzlich immer Unrecht, und der grösste Feldherr aller Zeiten rücksichtslos als Dogma aufstellte, das Zivil habe stets den Vorrang vor dem Militär, hauste die Soldateska des kleinen dicken Steinleidenden, der sich kaum zu Pferde halten konnte, als freches Prätorianertum. Eine feindliche Armee zersprengt oder gefangengenommen hatte man freilich nicht, aber dafür wehrlose Bürger auf den Boulevards mit Kartätschen zerstäubt und die eigenen Generale arretiert, falls sie sich ihres Treueids gegen die Republik besser erinnerten als Monsieur Louis. Über den Fahnen schwebte zwar keine Gloire, wohl aber der Segen des Weihwedels.

Der 15. August war gleichzeitig der Festtag von St. Napoleon und der heiligen Jungfrau. Dieser kaiserliche Tartuffe-Sozialismus unterdrückte die Erziehungsmittel der Schule nach Kräften und überlieferte sie dem Klerus. Unter den Deputierten der Linken, die ein „comité de résistance" beim Dezemberputsch leiteten, befanden sich zwei historische Persönlichkeiten, der später zu trauriger Rolle berufene Jules Favre und kein Geringerer als Victor Hugo. Die Barrikaden wuchsen aus dem Boden. Der jämmerliche Stadtpräfekt Maupas, einer jener feigen Streber, die nach dem Erfolg am grausensten wüten, bekam die Kolik. Man wagte nicht mal einen Mann zu füsilieren, der das Faubourg St. Marceau revolutionieren sollte, ein Sergeant liess ihn entkommen. Louis dachte schon daran, in den Invalidendom zu flüchten. Der alte Luschtik Jerome richtete an ihn einen abmahnenden Brief. Als sein Adjutant, der alte General Roguet, der einst zur Garde des Onkels gehörte, dem unbeweglich dasitzenden Staatsstreichler in der Nacht zum 4. Dezember Hiobspost auf Hiobspost meldete, sprach der Neffe des Weltruhms das ruhmvolle Wort: „Wohl, St. Arnaud soll meine Ordre ausführen." „Welche?" „Man wird es sehen." Man sah es. Er hatte die Brigade Canrobert betrunken gemacht. Ein Offizier murmelte: „Das wird die

reine Schlächterei." Die 1. Lanziers ritten und stachen sofort eine unbewaffnete Menge in der Rue Richelieu nieder. Ihr Oberst hiess Rochefort, war aber nicht Marquis wie sein berühmter Namensvetter, der Citoyen Rochefort, Journalist, dem man nachher in Cayenne eine passende Redaktionsstube gab. Kurz darauf eröffneten Infanterie und Artillerie des „braven Canrobert" Generalsalven ohne jede Spur vorheriger Aufforderung gegen die wehrlosen Zuschauerhaufen, bombardierten alle Gebäude, töteten alle Insassen. Die braven Offiziere, stolz auf ihr Ehrenamt als beste Vertreter der Ordnung, säbelten Weiber und Kinder in Stücke. Die Elenden, welche an der Leiche ihrer so edel und gerecht umgebrachten Gattinnen Rache schworen, ergriff man auf frischer Tat und beschleunigte ihre Sendung in einen klimatischen Kurort, genannt Cayenne, um sie von ihrer krankhaften Erregung zu heilen. Es war ein prachtvolles Schauspiel und man hatte nie genug davon, die Salven dauerten deshalb eine volle halbe Stunde. Der Pistolenschuss eines Spitzels hatte das Signal zu diesem originellen Feuerwerk gegeben, das man für jeden, der lesen konnte, schon morgens an die Mauern affichierte: jede Volksansammlung werde „ohne Sommation" sofort militärisch zerstreut werden. Wenn die Leute nicht lesen wollen und unter Zerstreuen nicht ohne weiteres Niedermetzeln verstehen, müssen sie den Schaden tragen. Alles verlief also programmässig. Seit der Bartholomäusnacht ward ein solcher Meisterstreich nicht vollzogen. Die Truppen wollten einen Schein von Ursache für ihre Heldentat, deshalb der einzelne Pistolenschuss, den viele überhaupt gehört zu haben leugnen, denn ein so zartes Ehrgefühl wie das militärische verlangt nach so was. Von der Porte St. Denis bis zur Porte Montmartre auf der ganzen langen Strecke erfolgte von sämtlichen pflichttreuen Soldaten gleichzeitig auf Signal ihr grandioses Vorgehen. Sie fürchteten nicht Weiber noch Kinder, nicht Greise noch Krüppel, heldenmütig überwanden sie all diese schrecklichen Gegner und besäten alle Strassen mit Leichen. Wer bei den wackern Offizieren Schutz erflehte, erhielt mit schöner militärischer Kürze die Losung: „Partez", und wenn er den Rücken

wandte, traf ihn von hinten die heilsame Kugel. Die tapfern Brüder der Soldaten, die Gendarmen, befanden sich in ihrem Element: an jedem Strassenwinkel lauerten sie Passanten auf und schossen sie waidgerecht an wie Hasen. Andere übten sich im Scheibenschiessen, wo irgend ein Feigling, der nicht sterben wollte, sich verkroch. Mehr als eine Stunde raste diese Orgie der von so edler Gloire trunkenen Helden Canroberts fort und die andern vier Brigaden seiner Kollegen wetteiferten an nobler Tatkraft. Zuletzt hörte der Siegeseifer nur auf, weil die Truppen in ihrer Begeisterung sich selbst in Kreuzfeuer brachten. Die Batterie Canroberts ward völlig demontiert. Aber so unzähmbar erwies sich der Elan, dass ein Stabsarzt, der etwas Mässigung wünschte, beinahe getötet wurde und ein Korporal einen Leutnant, der seinen Arm zurückhielt, anschrie: „Verräter!" Und die Offiziere liessen sich nicht lumpen. „Schiesst besonders auf die Frauen!" riefen sie ihren Braven zu und ein junger Generalstäbler fügte das charmante Mot hinzu: „Piquez les femmes". Die Frauen wurden also mit dem Bajonett gekitzelt, andere aus rührender Barmherzigkeit nackt durchgepeitscht. Das alles unter herzlichem Gelächter und dem Freudengeheul: „Los auf die Beduinen!" Ihre Pariser Mitbürger, sonst auch „pékin" genannt, hiessen ihnen so und der hochherzige angeborene Charakter der Militärs verachtet ja natürlich solch Civilistengewürm. Wer je eine Geschichte des chevaleresken Kriegerstandes schreibt, erinnere sich dieser Stunden! Jetzt begreift man, warum der alte Offizier Henri Beyle, als Schriftsteller „Stendhal" heut ein Ruhm Frankreichs geworden, einst bekannte: er habe diese uniformierten Bestien zu nahe gesehen, um noch an Phrasen zu glauben. Von all seiner Jugendbegeisterung für Krieg und Krieger blieb dem kalten Skeptiker im Alter nichts mehr, als unverminderte Verehrung Napoleons des Grossen. Was aber blieb hier übrig nach dem Blutbad? Napoleon der Kleine.

Es war vollbracht. Offiziere und Gemeine tranken Champagner auf den Strassen, ihre Füsse in Blut badend, und klimperten mit den Goldstücken in der Tasche, die man just nach vollzogener Tat allerhöchstenorts an sie verabreichte.

Dass sogar Reaktionäre laut ihren Abscheu bekundeten, was kümmerte sie das Gewäsch solcher Civilisten! „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden," sagte der kleine Mann im grauen Rock nach Austerlitz, und der kleine Mann mit dem grauen Teint, auch er verhehlte nicht seine Genugtuung über St. Arnauds und Canroberts Brave. Denn der Zweck war erreicht. Frankreich und seine Armee für immer entehrt, „Sedan" und „Metz" prophetisch auf die Fahnen geschrieben, aber Paris beseitigt. Es gibt Ungeheuerlichkeiten, vor denen jeder Mut schwindet. Wer eine Riesenschlange vor sich zischen hört, wird gelähmt. Jeder Widerstand hörte auf in blindem Schrecken. Ein Mensch, der so etwas befehlen konnte, gehört einer andern Ordnung der Dinge an und man kann nur gegen Menschen fechten. Wahrlich, es braucht nicht der kindlichen Tiraden Victor Hugos, dass die Verbündeten, als sie Paris betraten, von Ehrfurcht vor der heiligen Stadt (!) ergriffen wurden, dass nur Franzosen Paris wie eine mit Sturm genommene Stadt zu behandeln wagten. Aber wer über die Kommunegreuel deklamiert, der erinnere sich gefälligst dieser hundertmal ärgeren Frevel, nicht zu vergessen die Barbarei, mit welcher dann wiederum das biedre Militär nach Niederwerfung der Kommune verfuhr und zahllose Unschuldige hinmetzelte. Am 5. Dezember zeigte ein General dem entsetzten Volke seinen nackten Säbel: „Das ist Eure Republik!" Diese schmachvollen Kapitulanten von Sedan und Metz sind die wahren Vorbilder und Urheber der Kommune und des Anarchismus.

Allen offiziellen Lügen zum Trotz sind mindesten 1200 Menschen getötet, 800 in der Nacht füsiliert worden. Und der Schurke, der all dies getan, rief triumphierend einem alten General (historisch) entgegen: „Eh bien?" Dieser Mensch besass weder Skrupel noch Scham, nichts von dem, was man ein Gewissen nennt. Seine Kriegsknechte ebensowenig. Man pflegt immer nur St. Arnaud und Morny zu zitieren, aber wenn man vernimmt, dass Canrobert allein 5876 Personen militärisch verurteilen liess, so hat man wohl genug von diesem „biedern" Militär.

Was diese betressten Henker — und in jedem Uniformträger comme il faut steckt ein solcher, sobald man ihn für

Thron und Altar gegen sein Vaterland aufruft — in den Provinzen leisteten, spottet jeder Beschreibung. Der Terreur der Revolution bewahrte wenigstens den Schein einer Gesetzmässigkeit, mit solch altmodischem Vorurteil brach man hier. Das Füsilieren, Deportieren, Verbannen, Sequestern des Eigentumes (letzteres natürlich den ehrenhaften Militärs die Hauptsache!) ging sprunghaft ins Ungemessene fort. Seit den Proskriptionslisten der römischen Triumvirn erlebte die Welt nichts Ähnliches. Aus dem einzigen kleinen Departement l'Herault wurden 3200 Unschuldige deportiert oder verbannt. In Baracken Algiers, im Fieberdunst Lambessas und Cayennes kamen Tausende um. Förmliche Treibjagden auf Verdächtige wurden veranstaltet und verdächtig war jeder anständige Mensch. Ein Deportierter ward in Ketten durch seinen Heimatort geschleppt, bloss weil er Deputierter war. Die Janitscharen der „Justiz", immer noch verächtlicher als die Militärjanitscharen, wenn so was möglich wäre, nährten die Schafotte mit allen Köpfen, die noch einigermassen aufrecht zu sein schienen. Mehr hatten auch Timur und Alba nicht verbrechen können, denn nur sein Zeitalter verbot dem kleinen Louis, auch noch ausgesuchte Martern hinzuzufügen. Wie dieser humanitär über Menschenrechte dachte, lehrt seine feurige Einladung an Haynau, die Hyäne von Brescia, um ihn für die Lynchjustiz der Brauerknechte in London zu trösten. Dass natürlich die schamlosesten Lügen über böse Umstürzler, welche die Bourgeoisgesellschaft gewaltsam bedroht haben sollten, aufgetischt wurden, versteht sich von selber.

Aber mit sogenannten Umsturzgefahren hielt der Mann sich nicht auf, er selbst war ja ein lebendes Umsturzgesetz. So aus dem Grunde verstand er das Umbringen, dass er sogar nahe daran war, das ewig glorreiche Andenken des Herkules zu töten, in dessen Ahnenschatten er herumkroch und auf dessen Löwenhaut er sich mit seiner vornehmen spanischen Cocotte Eugenie herumräkelte. „Soldaten, das ist euer Adler!" krächzte er seine neuen Cäsarlegionen an, aber dieser leichenschmausende Rabe verreckte in Sedan an seiner eigenen Schmach. Nicht Bismarck, sondern er hat das Prinzip der Volksvertretung uns zu verekeln gesucht,

er führte das Wort „parlamentarisme“ ein, um Freiheit der Rede und Presse anrüchig zu machen. Nachdem er Frankreich geplündert und gefesselt, erpresste er in hochnotpeinlicher Totor mittels Magistraten, Beamten, Offizieren, Polizisten ein Plebiszit von 7½ Millionen Stimmen, die ihm volle Billigung ausdrückten. Denn dieser Brigant blieb immer Pedant, eine Art Akademiker des Machiavellismus, und legte Wert auf Formen und Formeln. Auch dies gehörte zu seiner unheimlichen Macht.

Wahrscheinlich enthält die Chiffre 7,500 000 eine grobe Lüge, denn wann hätte das zweite Empire nicht gelogen! Aber darüber breitete der heilige Geist des Klerus seine Schwingen und wehe den Ketzern, die gegen den Willen ihrer Beichtväter den Staatsstreich nicht segnen!

Victor Hugo fand hier ein witziges Wort für die religiösen Gefühle der Bourgeoisie: „O Gott! lass die Lyoner Aktien steigen! Herr Jesus, lass mich 25 Prozent an meinen Neapel-Rotschild-Scheinen gewinnen! Heilge Apostel, verkauft meine Weine! Süsse Mutter Gottes, wirf ein gnädig Auge auf meine Kaufboutike und lass den Konkurrenten faillieren!“ Und desgleichen für die Spitzen der neuen Kaiser-Armee: „Von der Höhe dieser Pyramiden schauen vierzig Gaudiebe auf euch herab!“ Der Astronom Arago und der Historiker Michelet, zwei Zierden der damaligen Bildungswelt, verweigerten den Loyalitätseid: von da ab verfolgte sie jede Art von Rancünen. David d'Angers der Bildhauer musste ins Ausland fliehen wie viele andere. Der Berühmteste darunter schmiedete in Belgien und auf Insel Guernsay Donnerkeile gegen den falschen Jupiter: Victor Hugo sollte zuletzt doch Victor in diesem Kampfe bleiben.

Wie aber soll man über die Leute urteilen, die mit bedächtiger Weisheitsmiene den elenden Übeltäter historisch rechtfertigten und ihm eine Menge mildernder Umstände andichteten? oder den Dezemberputsch durch das Vorbild des 18. Brumaire entschuldigten? Nichts kann unpassender sein. Als Bonaparte die Republik der Strassenräuber zum Fenster hinauswarf, geschah dies fast ohne jede Gewaltsamkeit, so wie man eine reife Frucht vom Baume schüttelt,

und in Übereinstimmung mit dem Gesamtwillen der Nation. Quod licet Jovi, non licet bovi. Er setzte an die Stelle von etwas absolut Schlechtem etwas absolut Gutes, wie nur das höchste Genie es verbürgen konnte, er machte aus einem völlig bankerotten Staate mit 45 Milliarden Assignatenschulden binnen vier Jahren das wohlhabendste Land Europas. Dagegen brachte Louis nach etwas Unvollkommenem und Fehlerhaftem etwas absolut Schlechtes und Schädliches. Die nachfolgende Prosperität, die in Weltausstellung und Lesseps-Suez ihre glänzende Fassade zur Schau stellte, wird sehr irrig auf seine Rechnung gesetzt, da sie nur natürliche Folge der ganzen wirtschaftlichen Bewegung des Guizotschen „Enrichissez-vous". Ebensogut könnte man Deutschlands Industrieaufschwung seit letzten fünfzehn Jahren für ein Werk Wilhelms II. halten! In den zwanzig Jahren dieses zweiten Empire, das sich der bourgeoisen Gänsehaut vor dem roten Gespenst gewaltsam wie eine Schlangenhaut überzog, zersetzte alle Arterien des Gesellschaftskörpers die Korruption. Die weltgeschichtliche Probe des Zusammenbruchs zeigte ja die Gebrechlichkeit des ganzen Organismus in Administration und Armee. Bloss der Terreur des Militärpopanz hielt so lange die Verwesung im Innern auf, doch diese Armee hiess Sedan. Auswärtige Politik? Vom Mexikoabenteuer und dem lächerlichen Kriegmachen gegen Preussen gerade im ungünstigsten Augenblick schweigen wir ganz. Doch welcher Dilettantismus, sich mit England gegen Russland zu verbünden, indes gerade das Umgekehrte im Interesse der französischen Politik lag! Auch hier wieder kurzsichtige eitle Selbstsucht, weil England als sein früheres Asyl ihm nahestand, Zar Nikolaus aber den gekrönten Parvenue persönlich verletzt hatte. Welche Verblendung, sich mit Österreich zu verfeinden, das gegen Preussen möglichst stark zu erhalten das Prinzip der deutschen Zerrissenheit verlangte und dessen Schwächung erst die deutsche Einheit ermöglichen konnte — und einen blutigen Krieg nur anzuzetteln, um ein einiges Italien zu schaffen, es nach seiner vasallischen Abhängigkeit von Frankreich nun selber des Gängelbandes zu entwöhnen! Irgendwelche idealen Motive muss man freilich bei dieser scheinbaren Phantasterei nicht

suchen, denn wie ideal der „Befreier“ seine Rolle auffasste lehrt das Trinkgeld Nizza-Savoyen, das er sich einkassierte.

Sein Hauptzweck immer dabei: blenden, Aufsehen machen, den Adlern Gloria zu fressen geben, um vom inneren Unfrieden abzulenken. Schon hier die Anfänge der nämlichen schleichenden Epilepsie des Empire, die in tötlichem Sedanschluss ihrer Fallsucht das Genick brach. Gutmütig gegen Diener, anhänglich an Freunde, dankbar für erwiesene Wohltaten? Kameraderie unter Spiessgesellen! Wir haben genug an seiner Gutmütigkeit, Anhänglichkeit und Dankbarkeit für seine Geliebte Miss Howard, die ihn mit Gefahr aus Ham befreite und ihre 3 Millionen Franks dem Abenteurer opferte, die aber der Kaiser und Brautwerber um Eugenie Montijo nicht mehr kennen wollte und sie aus Paris auf den Schub brachte. Seine erotische Schweinerei roch übrigens so übel, dass besagte Eugenie ihn mal öffentlich im Park von Fontainebleau mit der Reitpeitsche traktierte, da diese vielverleumdete Neuauflage der alten Josefine wie jene ihre Ehre darein setzte, ihrer bescholtenen Vergangenheit eine ehrbare Kaiserinschaft folgen zu lassen, und sittlich ihrem sauberen Eheherrn Gardinenpredigten halten durfte. Es fehlte ihm nicht an Esprit. In den apokryphen Memoiren eines Baron Taylor (englisch erschienen) werden einige glänzende Witze von ihm mitgeteilt. Im Allgemeinen hielt er sich jedoch in einer morosen und zum Verzweifeln trockenen Haltung zurück, wünschte als grosser Schweiger einen unheimlichen Nimbus um sich zu verbreiten. Was man über die kaiserliche Hofhaltung im Lustschloss Compiègne und in St. Cloud verlautbarte, macht den Eindruck steifer und ungraziöser Pracht, eines äusserlichen Etikettenpomps bei plumpen Manieren und schamloser Verderbnis der Sitten. Ein Ancien Regione ohne Würde und Anmut, Haremswirtschaft eines schläfrigen entnervten Sultans.

Selbst Prosper Mérimée hat Louis und Eugenie, diesem in Sardous „Theodora“ nachgeschaffenen trauten Ehepaar, keine kaiserlichen Allüren andichten können. Daudet gibt im „Nabab“ ein gutes Konterfei der innerlich verfaulten Gesellschaft, Zola im „Exzellenz Rougeon“ ein drastisches Portrait der Sorte von Staatsmännern, die in diesem Sumpf

obenauf kamen. Louis erscheint in allen unparteilichen Schilderungen als eine sphinxartige Persönlichkeit, die im Gespräch ungemein enttäuschte und einsilbige Banalitäten vorbrachte. Obschon unleugbar sehr gebildet, fand er nie ein Verhältnis zu Gelehrten und Künstlern, die er mit gleichgültiger Munifizenz bestach, ohne ihnen je ein intimes Wort zu gönnen. Sein dürres Gemüt hatte kein Herz für Literatur und Kunst, nur an historischen Studien nahm er teil, sofern sie sein dynastisches Interesse und seine fixe Idee förderten, wie Mommsens Julius Cäsar. Diese fixe Idee des Cäsarismus bildet die Spiralfeder seines Lebens, sie gab seinem schlaffen und schläfrigen Organismus galvanische Zuckungen, die wie Herrschergenie aussahen, sie brach aber rostig entzwei mit einem Klirren wie von Waffenstreckung, wie von Chassepots, die in den Staub rasseln. Wie bald man dahinter kam, dass hinter seiner fatalistischen Ruhe, die ihm noch bei Sedan wie beim Dezemberputsch einen Anstrich kalten persönlichen Mutes lieh, nicht verhaltene Stärke eines geheimnisvollen Staatsdenkers, sondern nur cynische Indifferenz eines vabanquespielenden Glücksritters sich verberge, zeigt die klägliche Unbedeutenheit, zu der ihn 1870 seine eigene Umgebung herabdrückte. Bazaine, Mac Mahon, Palikao, Leboeuf, Stoffel, Eugenie, alle handeln über seinen Kopf weg oder zwingen ihm ihre Ansichten auf, als ob sie sich aus ihm nicht das Geringste machten, weil sie ihm zu intim in die Karten guckten. So sah der einst gefeierte Gesellschaftsretter, der sich mit lästerlicher Persiflage des grossen Urbilds auch „den Mann des Jahrhunderts“ nennen liess, sich als quantité négligeable bei Seite geschoben, seinen Stern als Irrlicht in einem Morast versinken, und musste sich selbst überleben. Die gerechteste und furchtbarste Vergeltung des Karma.

Denn eine ursprünglich vielleicht nur passiv unsittliche, nicht aktiv verbrecherische Natur ward hier durch dämonischen Ehrgeiz aufgestachelt, auf welthistorischen Brettern einen neuen Justinian darzustellen. Und während sein mässiger Wuchs nicht mal hierzu auslangte und eher byzantinische Korruption, Scheusslichkeit und Frömmelei zustande kam, als Justinianisches Gesetzbuch, befand er sich

obendrein in der Wahnvorstellung, er stelle den Erben des Riesen dar und schaffe einen Code Napoleon neu. Das byzantinische Kaiserreich des Justinian erneuern in einer modernen Welt der Demokratie wäre aber minder gewagt und unerhört, als den heiligen Schatten des Herkules zu beschwören und ihn um seine blitzende Keule zu bitten. Fürwahr, ein klägliches Schauspiel, wie dieser Zwerg mit dem hinterlassenen Rüstzeug des Hydratöters und Augiasstallsäuberers sich herumschleppte, wie er die Last auf seine schmalen engbrüstigen Schultern nehmen wollte, die einst Atlas, der Himmelsstürmer, trug. Die Napoleonische Idee, über die sein Büchlein piepste, wie ein Zaunkönig den Adlerschrei nachahmen möchte, hat ihn erdrückt, mit ihrem Gewicht zur Tiefe gezogen, ihn und sein Reich zermalmt.

„Hätte nicht das durch meine Geburt mir angewiesene Schicksal durch die Ereignisse eine andere Wendung genommen, so wäre ich als Neffe des Kaisers ein Verteidiger seines Thrones . . ., Feind jeder absoluten Theorie und jeder moralischen Abhängigkeit habe ich gegen keine Seele irgendwelche Verbindlichkeit . . . hebt die Phantasie des Verbannten an, Carlton Terrace im Juni 1839. Wer hört nicht hier schon die Leitmotive? Neffe des Onkels und ohne moralische Verbindlichkeit, ja wohl! Was er über den grossen Gegenstand vorbringt, ist nicht ohne Geist, ja sogar nicht ohne eine gewisse Ehrlichkeit. Denn indem er Regierungen als wohltätige Hebel des sozialen Organismus verehrt, sogar die Erblichkeit des monarchischen Systems verteidigt, dagegen jede bestimmte politische Formel ablehnt, da diese ihre Vorbedingungen nur im wechselnden Zustand der Gesellschaft habe und in der Politik das Gute stets nur relativ sei, bekennt er einerseits seine Neigung zu starker Autorität, lässt andererseits seine Wurschtigkeit bezüglich aller theoretischen Doktrinen durchschimmern. Das ist der Rechte dafür, um nachher öffentlich republikanische Gesinnung zu beschwören und gleich darauf die Freiheit abzuwürgen. Nur eine europäische Regierung „erfüllt ihren providentiellen Beruf“, höret und staunet: Das moskowitische Zartum. Aber gleich darauf flötet Louis Schmeichellieder vor der Freiheit, deren Farbe auch die Feinde der französischen Revolution

nachher annehmen mussten, als es Napoleons Sturz galt. „Die Adoption war nicht aufrichtig, die Freiheit sah sich genötigt, ihre Kriegsrüstung wieder anzulegen. Hoffen wir, dass sie bald ihr Festkleid und zwar für immer anlegen wird.“ Wie rührend, Sire! Blätterten Sie vielleicht in diesen sybillinischen Prophezeiungen, als Sie in der Dezembernacht Ihre philantropische Kriegsrüstung mit Blut färbten?

Die schlaue Behauptung, die Existenz einer Republik ohne Aristokratie lasse sich schwer begreifen, soll sodann die Brücke zum Cäsarismus schlagen, dessen eine antiaristokratische Gleichheitsdemokratie bedürfe. Wohl möglich, aber keines Cäsars aus der Operette. Wenn sein angeblicher Onkel als Testamentsvollstrecker der Revolution alle Wunden verband, welche heilte sein Neffe? Sein Empire war selbst eine offene Wunde, ein nicht mal notwendiges Krebsgeschwür.

Wenn der Grosse neben den Freiheitsmützen auch die Lictorbeile entfernte, so führte der Kleine höchstens neue Beile ein. Die in Frankreichs historischer Entwicklung beruhende übermässige Zentralisierung der Verwaltung behielt der Neffe bei, ohne die Rüge im Memorial von St. Helena über notwendige Lokalisierung der Militärbehörden zu beherzigen, was sich 1870 in dem Wirrwarr der Mobilierung genugsam rächte. Von der grandiosen Finanzwirtschaft Napoleons begriff Louis höchstens, was von selber seinen Gang ging: „Ein auf gute Agrikultur gegründetes Finanzwesen ist unzerstörbar.“ Binnen acht Jahren tilgte der 1802 eingesetzte Liquidationsrat die gesamten Staatsschulden der Revolution (Thibeaudeau, VIII, 28) und Napoleon verbrauchte nicht die Hälfte seiner Zivilliste, die andere opferte er zur Unterstützung der Manufakturen. Man vergleiche die gräuliche Verschwendung des Louis-Hofes, der wohl an Louis Quatorze oder richtiger Quinze anknüpfen wollte, und die Überbürdungen der Staatsbudgets unter seiner Regierung. Ob er wohl die Stirn hatte, später durchzulesen, was er über Napoleons sparsame Budgets von 600—800 Millionen schrieb, indes diese seit 1815 bei ruhmlosem trägem Stagnieren um 400 Millionen überschritten wurden? Schon 1802 bestand zwischen Einnahme und Ausgabe ein Gleichgewicht und als das Budget 1807 auf 720 Millionen

hinaufschnellte, standen stets genau gebuchte Leistungen (Krieg, Kanäle, Häfen, Chausseen) gegenüber. Dabei muss man noch berücksichtigen, dass das damalige Frankreich Piemont, Rheinlande, Belgien umfasste; sogar nach Einverleibung von Rom, Illyrien, Holland, den Hansestädten stieg das Budget nur auf 796 Millionen. Erst durch das Unglück von 1812 schwoll die Last auf 1150 Millionen. Bei einem Reiche, dessen ökonomische Werte 10 Milliarden betrugen und dessen Überschuss der blossen Handelsausfuhr 126 Millionen betrug, indes die günstigste Bilanz früherer Epochen, die des Jahres 1788, nur 25 Millionen und schon die von 1789 nur 12 Millionen Überschuss ergab, war diese „Belastung“ wahrlich ein Kinderspiel gegen die heutige mit ihren Milliarden Staatsschulden. Die Darlegung des Ministers des Innern, Graf Montalivet, vor dem Corps Legislatif 25. Februar 1813 entrollt statistisch und aktenmässig ein so beispielloses Bild von Ergebnissen erhabenster Staatsfürsorge, dass Einem schwindelt und man sich der Rührung kaum erwehren kann. Den albernen Schwätzern, die in Napoleon einen Moloch und Volksaussauger dem dummen Publikum vorzugaukeln sich erfrechten, kann man wirklich nur ihre trostlose Unwissenheit zu Gute halten. Napoleons Briefdirektive über die Kommunen bleibt ein unsterbliches Dokument höchster Staatsweisheit, ebenso seine Rede im Staatsrat über Reform des Steuersystems und parzellarische Kataster. Schon 1810 schien überall erfüllt, was er 1807 im Corps Legislatif verkündet: „Ich will, dass selbst in dem kleinsten Weiler der Wert der Grundstücke sich bedeutend hebe, vermöge meines allgemeinen Systems.“ Als Schöpfer der Industrie, Agrikultur, des Binnenhandels, der neuen Justiz, schuf er auch das für Frankreich passendste System des öffentlichen Unterrichts. Konnte sich Louis später ohne Scham seiner Beleuchtung dieses Verdienstes erinnern, er, der Alles tat, die freie Schule zu lähmen und sie möglichst dem Klerikalismus wieder auszuliefern? „Nie wird es einen festen politischen Zustand geben, wenn man nicht eine Lehrerklasse mit fixen Prinzipien hat,“ von diesem Grundsatz des Grossen, der allerdings dabei wie jede Regierung ein gewisses Mass regierungsfreundlicher Gesinnung als not-

wendige Beschränkung staatlich angestellter Lehrkräfte verlangt, fasste der Kleine nur die „fixen Prinzipien“ auf, nämlich sklavische Huldigung vor seiner fixen Idee. Er wagt es, daran zu erinnen, dass Leute (z. B. Lobau, Drouot), die gegen das lebenslängliche Konsulat stimmten, nachher des Kaisers volle Gunst genossen, dass die republikanischen Gelehrten Biot und Arago auf Staatskosten wissenschaftliche Reisen (zur Messung des Meridians) machen durften, dass Künstler und Literaten gleichmässig des kaiserlichen Schutzes teilhaftig. Nun wohl, Cavaignac, Lamoricière, Charras, die sich dem Dezemberputsch widersezten, mussten in Verbannung oder Vergessenheit verkommen. Ein Militär ersten Ranges wie Lamoricière wunderte sich (Trochus Memoiren), dass sein Adjutant Trochu ihn einmal besuchte, weil all seine dankbaren Untergebenen ihn wegen kaiserlicher Ungnade wie einen Pestbefallenen mieden: so korrumpierend wirkte Louis' bornierte Tyrannei aufs militärische Ehrgefühl. Arago, Michelet und unzählige andere wurden nach Möglichkeit unterdrückt, alle unabhängigen Schriftsteller verfolgt, die Malerei nur gefördert, wenn sie der napoleonischen Schlachtengloire dienen wollte, eine elegante Null wie der Portraitmaler Winterhalter besonders protegiert. Als hingegen der Grosse in gerechten Zorn über royalistische Umtriebe des von ihm freigebig unterstützten Dichters Chenier geriet und Cambacérès bat, man möge doch dem Undankbaren aus Mitleid für den Familienvater nicht seine Pension entziehen, sah ihn Er gross an: „Halten Sie mich für einen Krämer? Die Pension behält Chenier bis an sein Lebensende.“

Mitten unter liberalismustriefenden Phrasen entschlüpft dem künftigen Usurpator und Diktator die Naivetät: „In England führte der Mangel an Vertrauen des Volks zu Jakob II. die traurigsten Folgen (!) herbei“, nämlich die endgültige Begründung der inneren Freiheit. Dagegen schimmert in Louis' phantastischer Behauptung, Napoleon habe später alle annektierten Länder wieder freigeben wollen, um eine solide europäische Assoziation zu stiften, bereits die spätere Heuchelei durch, mit der er seine auswärtige Politik betrieb. Wenn der Onkel die eiserne Krone der Lombarden sich von Signor Melzi (Botta berichtet es so) mit der

schonenden Floskel aushändigen liess: „Ich nehme sie an, aber nur so lange, als es meine Interessen gebieten, ich wollte stets Italien frei und unabhängig schaffen", so meinte er schwerlich damit, dass er ein wirklich selbständiges Italien gründen wollte. Der ihm zweifellos vorschwebende Staatenbund sollte sich immerhin um Frankreich krystallisieren, sowie der geplante europäische Kassationshof in Paris die Rechtsprechung ganz Europas gängeln sollte. Aber Louis sah hier gleichsam prophetisch das Gaukelspiel voraus, das er mit Pabst und Krone Savoyen abwechselnd erproben und sich den Schein der Uneigennützigkeit wahren wollte. Wenn Napoleon einmal hinwarf: „Ich will nicht, dass die Macht meinen Nachfolgern bleibe, denn diese könnten sie missbrauchen", so geschah dies, ehe er einen eigenen Sohn hatte. Louis arbeitete jedenfalls auf nichts eifriger hin, als die Erblichkeit einer absolutistischen Dynastie. Sein kaiserlicher Prinz Lulu ward von Jugend an als „Kind Frankreichs" mit ekelhafter Devotion gehätschelt, wie kein Dauphin des Ancien Regime, um so traurig im fernen Afrika zu enden. So gerecht straft das heilige Karma. Wenn Napoleon in einer Moniteurnote vom 13. Dezember 1808 energisch für sich den Titel des obersten „Volksrepräsentanten" reklamierte, so umgab sich Louis mit einer chinesischen Mauer, die alles Volkstümliche fernhielt. Wenn Er nach der Schlacht von Eylau eine Hilfskasse für Manufakturisten gründete, um ihnen über schwierige Absatzkrisen wegzuhelfen, so hatte Louis eher seine Hand in jedermanns Kasse, um seinen eigenen Finanznöten abzuhelfen. Wenn Er jeden Sonntag das Theater Français für 20 Sous dem Volke öffnen wollte, um sich zu bilden, so ward das Theater unter Louis ein Lupanar der Bourgeoisie.

Louis preist die Institution des „Senats", die auch Bignon (Histoire de l'Empire) als „nicht fehlerhaft" bezeichnet. Was aber hat er daraus gemacht, als er den Senat wiederbelebte? Eine Sklavenschule, schlimmer als jene in den letzten Jahren des ersten Empire, von Napoleon verächtlich gebrandmarkt: „Der Senat bewilligte immer noch mehr, als man von ihm verlangte." Einen Tummelplatz höfischer Intriguen, auf den Napoleons Wort an Benjamin

Constant über die erbliche Pairskammer taugte: „Ihre Kammer wird bald nichts mehr als ein Feldlager oder ein Vorzimmer sein.“ Der grosse Meister schuf sogar eine Pflanzschule der Staatskunst: „Ich erzog eine neue Schule, die zahlreiche Klasse der Auditeurs des Staatsrats.“ In welcher Verfassung sich die Staatsmaschine bei Louis’ Zusammenbruch befand, lehrt das völlige Versagen aller Präfekten wie aller Pariser Ministerien, so dass erst Gambetta dort und die Provisorische Regierung hier Ordnung schaffen und Tätigkeit erwecken mussten. „Niemals hatte ein Staatsoberhaupt ein so aufgeklärtes Konseil, wo alle Fragen der Ordnung und Verwaltung mit mehr Offenheit und Unabhängkeit verhandelt worden wären. Auch erriet nie ein Oberhaupt die wahre öffentliche Meinung so treu und genau“ (Thibaudeau). Louis fälschte systematisch die öffentliche Meinung, täuschte damit zuerst Europa und dann sich selber, bis er seine erlogenen Plebiscite für bare Münze nahm. Seine Minister terrorisierte er derart, dass er, wenn jemand ihm Gegenvorstellungen machte, schweigend in die Luft starrte und das beanstandete Dekret in den Papierkorb warf: am andern Tage stand es zum Entsetzen der dupierten Minister im Moniteur. Wenn Napoleon überall nur Kapazitäten und nicht politische Satelliten zu den Ämtern berief, einen Gaudin (Herzog von Gaeta) zum Finanzminister, Mollien zum Schatzmeister, Denon zum Direktor der Museen, Chaptal (den berühmten Chemiker) zum obersten Industrierat u. s. w., so finden wir als Louis’ Berater Olivier mit dem „leichten Herzen“, den „erzbereiten“ Leboeuf, den Gauner Fould. Der einzige Tüchtige, den er je angestellt, Kriegsminister Niel, musste sich schämen zu sitzen, wo St. Arnaud und Morny sich geräkelt. „Mit einigen alten Edikten von Chilperich und Pharamond kann niemand sagen, er sei frei vom Zufall, jeden Tag auf völlig legale Weise an den Galgen zu kommen“, sprach der Schöpfer, dem sein Code Napoleon noch nicht genügte und der einen Code Universel plante. Dem Louis genügte der Code Napoleon, um legal alle Missliebigen in Masse zu deportieren. „Die Konkurrenz ist vierzig Millionen Seelen eröffnet. Das Verdienst allein unterscheidet, verschiedene Grade der sozialen Stufenleiter

belohnen sie." Bei Louis unterschied allein die Knechtschaffenheit, verbunden mit der Korruption. „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Willkür sich überall einschleichen zu sehen und Magistrate zu haben, ohne dass sich jedermann mit allen seinen Klagen an sie wenden könnte." (Staatsrat 1810.) Bei Louis ward jede Klage der Liberalen durch infame Pseudojustiz unterdrückt, jeder Präfekt hauste als Pascha. „Ich will, dass man den Staat durch gesetzliche Mittel regiere. Die für frei ausgeschriene Presse befindet sich absoluter Willkür unterworfen. Die Polizei lässt Blätter umdrucken, unterdrückt Bücher und nicht mal der Minister tut das, sondern sein Bureau." (An den Staatsrat 1811.) Viel Skandalöseres kam unter Louis Polizeiwirtschaft alle Tage vor, zugleich mit Verfolgung aller unabhängigen Journalisten, die sich zuletzt wie Girardin den Mund stopfen liessen. Paul-Louis-Courier wäre nicht lebendig aus den Klauen dieser neuen Bastillefütterer entronnen, deren Lettres de Cachet nur noch ungesetzlicher als unter den Bourbonen.

Wenn ein Günstling wie Junot 1806 als Gouverneur von Paris sich eine kleine Verletzung des Jagdrechts erlaubte, musste er wie jeder andere sich der Justiz beugen: unter Louis drehte jeder Höfling dem Gesetz eine Nase, da es doch schon die bekannte wächserne Nase trug. Napoleon führte Pensionen der Zivilbeamten ein, um jeder Entschuldigung für Untreue im Amt vorzubeugen, unter Louis dienten Pensionen nur dazu, eine Anzahl bureaukratischer Müssiggänger an die Staatskrippe zu locken und festzubinden, eine Form verkappter Bestechung.

Er wagt es, dieser Louis, an die streng demokratische Form zu erinnern, wie der Imperator die Armee rein vom sozialen Gesichtspunkt aus betrachtete. Doch nie hat ein nach unten brutalerer, nach oben kriechenderer Militarismus die bürgerliche Ordnung entnervt und untergraben wie unter Louis. (Obschon natürlich das Kulturniveau der revolutionären Errungenschaften, die sogar auf Preussen schon vor Jena abfärbten, nicht einen solchen Tiefstand erlaubte wie im modernsten Militarismus des Deutschen Reiches.)

Es ist ein ewiges Gesetz für den Kenner: je säbelrasselnder das Militär bramarbasiert, je gröber es sich als erster Stand

proklamiert, je frecher es aus der ihm zustehenden bescheidenen Stellung im Staatshaushalt hervortritt, je ausschliesslicher man militärische Interessen an die Spitze stellt — was alles ebenso für die Bureaukratie gilt —, desto gelähmter die wahre innere Kraft des Volkes nicht nur, sondern desto geringer auch die kriegerische Fähigkeit.

Jeder Militarismus führt nach Jena und Sedan. Und so ist denn die ruhmreichste aller Armeen, hervorgegangen aus der Bürgermiliz wie Cromwells Eisenseiten („the most disciplined, the most highly-trained we ever had", bekennt Lord Wolseley), zugleich die bürgerlichste und antimilitaristischste gewesen. Die Eroberer von Berlin und Wien klagen in ihren Briefen über Krieg und Soldatenhandwerk und sehnen sich nach bürgerlicher Stille in Pflege der Wissenschaften. Hingegen die Generale des zweiten Kaiserreichs, diese öden Kommissmenschen der Routine ohne jede höhere Bildung selbst in ihrem Berufe, die alkoholisierten Troupiers von Algier und Lager von Chalons .. ihre Promenade nach Berlin spazierte natürlich über Sedan in die Deutschen Gefangenenlager. Nie wäre unter der humanen Kriegführung des Meisters (man muss das wohlwollende schonende Verhalten in allen eroberten Hauptstädten kennen) eine Sprache der Presse möglich gewesen, wie die von 1870, wo die „Goums" zu Brandstiftung und Notzucht als patriotischer Pflicht aufgefordert wurden und der Chargé d' Affaires in Karlsruhe eine Note überreichte, die mit Melactaten die Pfalz bedroht: „Les femmes ne seront pas ménagées". Das waren die notwendigen Früchte der „Freiheit", die er meinte, denn Louis führte Freiheit und Ordnung bei jeder unpassenden Gelegenheit unnützlich im Munde, der katholischen Religiosität, die er, der Atheist und indifferente Skeptiker, als Freund Pio Nonos vertrat, des Cäsarismus, den er mit Räuspern und Spucken so glücklich seinem Vorbild abgeguckt. Man vergleiche mit obigen Daten der ökonomischen Wohlfahrt des ersten Empire das Werk Laroque's „De la guerre" über den Zustand, in welchem Frankreich das Sedanabenteuer begann. Das angebliche Umtauschen jeder Freiheit für materielle Mästung endete passend mit 10 Milliarden Verlust des einen Schlussjahres

der Louiskomödie. Erst unter ihm entfaltete der Kapitalismus seine volle Schamlosigkeit, überall ahmten Industrieritter den kaiserlichen Schwindler nach. Er sass in seinen Tuilerien und formte Menschen nach seinem Bilde, die ihm gleich seien, sich zu freuen und Gott nicht zu beachten, wie er selber, naive Schwindler, wie Saccard in Zolas „L' Argent“.

Er sass da wie lauernde Spinnen, fett vom Blute harmloser Fliegen, und spann Netze, die nachher wie Spinnweben zerrissen. Dass man ihn in deutschen Witzblättern immer „Er“ nannte, wie einst den grossen „Er“ der Vendômesäule, war unbewusste Selbstpersiflage des Zeitgeistes, der in ihm sein würdiges Ebenbild erkannte. Das stellte er dar auch im Grössenwahn des Epigonen. Wenn ihn später Mohrenwäscher einen Träumer nannten, so hatten sie recht, insofern er wie das Jahrhundert sich in allerlei altklugen überspannten Gottähnlichkeitsträumen wiegte. Doch solche gemeinschädlichen Träume von Besessenen muss man immer mit bitterem Erwachen am Baum der Erkenntnis bezahlen. Schiedsrichter Europas ... o süsse fixe Idee! Als Louis die Abtretung Venetiens an Ihn als Geschenk für Italien ergatterte, statt irgendwelcher solider „Kompensationen“, illuminierte Paris vor kindlicher Freude über solches Prestige.

Wie mag der Realist Bismarck in seinen Bart geschmunzelt haben! Und Louis ging weiter mit seiner fixen Idee schlafen wie das Jahrhundert, das sich so wundervoll realistisch dünkte und voll Phantasmen seiner Überhebung immer den „praktischen“ Schein für das Wesen der Dinge nahm. Ging schlafen, bis Sedan ihn weckte, so wie ein schlimmeres Weltsedan die Erben des 19. Jahrhunderts wecken wird.

Adieu, Louis, schlaf wohl! Den Fluch der Lächerlichkeit hatte Victor Hugo („Napoleon le Petit“, „Les Châtiments“) ihm angedroht und eine gewisse Lächerlichkeit haftet ja seinem Ende an. „N' ayant pu mourir à la tête de mon armée“ entfesselte Heiterkeitsstürme, obschon ers ernstlich versuchte. So endete seine tigerhafte Furchtbarkeit: man nahm ihn nicht mehr ernst. So endete mit ihm geistig das Schakal-Jahrhundert, das den Löwen Revolution und Napoleon auf der Fährte nachschleichen wollte und sich dabei selber zum Löwen träumte. Auch sein ohnmächtiger Eklektizismus

versinnbildlichte sich in diesem Empire, dessen Münzen anfangs auf der einen Seite „Republique Francaise“, auf der anderen „Empereur Napoleon“ trugen. Das wahre Schlusswort der Louisfarce gibt ein Satz von Daunon, das er einst selber zitierte: „Politik ist Anwendung der Geschichte auf die Moral der Gesellschaft“. Das ist die Moral von der Geschichte. — —

In der französischen Literatur, einst so kühl korrekter „Ecole du bon Sens“, bildete das kranke Jahrhundert bizarrere Originalitäten aus, als in der englischen Ästhetenbande der Swinburne, Rossetti, Morier, Wilde. Da ist jener Ahnherr der Verlaine, Becque, Mallarmé und andrer anziehender Decadents, neben denen der akademisch-rhetorische Sully-Prudhomme bloss durch den Nobelpreis zu unverdienter Würde gelangte und der kühle Plastiker Leconte de l'Isle im Grunde nur an die alte deskriptive Didaktik erinnert — da ist der schreckliche Baudelaire, eine wirkliche Persönlichkeit, verwandt dem Amerikaner Poe, aber als Franzose klassizistischer in der Form und die Mystik mit gallischer Sinnlichkeit verquickend. Mitten in die Orgien seiner erotischen Ausschweifung schleicht sich verzweifeltes Sehnen nach dem Nichts oder nach „etwas jenseits der Welt, gleichviel wo“ ein. Nervöse Halluzination vibriert unter seiner Theorie der Decadence. Geistige Verwesung phosphorasciert in seinen „Fleurs du Mal“, alles löst sich auf ohne Knochen und Muskeln in Paradoxe und Mystifikationen. Da ist sein Gegenpart Flaubert, der alles Verschwommene fliehen und als Anatom die innere Muskulatur der Sprache nachbilden, peinlich alles Subjektive meiden und seine Sensibilität ganz ins Objekt versenken will. Doch seine Sensibilität bleibt trotzdem eine krankhafte, ungesunde Romantik schläft auf dem Grunde dieses scheinbar so glatten Eisspiegels. Er geht vom Hugo-Kultus aus, er taucht tief unter in die Mondscheinmelancholie Chateaubriands, die alten Bäumen und antiken Gestaden ihr Geheimnis ausplaudert. Selbst der nüchternen Haltung der „Madame Bovary“ entströmen elegische Seufzer. Erotische Sehnsucht nach unfassbar Idealem treibt ihn zu exotischen Extasen mit Hamilkars Tochter und dem heiligen Antonius. Ein nicht schwächerer

Pessimismus als der Baudelairesche verbittert ihm Leben und Literatur. Er fühlt den Menschen, d. h. sich selber zum Unglücklichsein organisiert, glaubt an keinerlei Glück, das Leben flösst ihm Ekel zum Brechen (à faire vomir) ein. Dem Gespenst verstorbener Antike entreisst er das Geheimnis, dass ihre von uns beneideten Sterblichen geradeso litten wie wir. Sohn einer optimistisch sanguinischen Rasse, arbeitet er trotz seiner Resignation wie ein Lasttier. Die Kunst um der Kunst willen, dies von ihm und Theophile Gautier (wie mag wohl dessen phrasenhaft sentimentale „Mademoiselle de Maupin" zu ihrer literarhistorischen Celebrität gekommen sein?) und den Brüdern Goncourt (fleissigen geistreichen Theoretikern und Artisten ohne jede Spur Zolascher Schaffenskraft) erhobene Feldgeschrei bedeutet entweder einen Truism, da noch jeder wahre Künstler die Kunst um ihrer selbst willen liebte, oder das sterile Anklammern einer halt- und ideallosen geistigen und moralischen Ohnmacht an die Form, das Kunsthandwerk.

„Ich glaube, die grosse Kunst ist wissenschaftlich und unpersönlich. Man muss sich in die Personen versetzen und nicht sie an sich heranziehen. Das ist die Methode," schreibt er 1867 an G. Sand. Dagegen wäre um so weniger einzuwenden, als noch alle grossen Dichter „unpersönlich" ihre Gestalten liebten, bloss dass es bei ihnen keiner Methode bedurfte. Aber wenn man Flaubert seufzen hört: „Sie wissen nicht, was das ist, den ganzen Tag den Kopf in beiden Händen zu halten, um das unglückliche Hirn zum Finden eines Worts zu pressen", so billigt man mitleidig erst recht seinen Seufzer, dass neben Shakespeare alles mittelmässig sei. Ach ja, der brauchte keine Methode! Und das Einführen des Wissenschaftlichen in die freie Geistesschöpfung führte zu ergötzlichen Scherzen der Jüngstdeutschen in den achtziger Jahren, wo einige Schreihälse wie der Haeckelianer Bölsche das Studium der Naturwissenschaften als unumgängliche Grundlage des Dichtens empfahlen, nur um später Paul Heyse als hochzuverehrenden Meister anzududeln! Auch ein Kursus der Mathematik wäre wohl empfehlenswert, ehe man die Feder zur Hand nimmt! Wo aber bleibt die wissenschaftliche Haltung solcher Verbildeten? Flaubert

gesteht, er studiere „zu dem einzigen Zweck, auf meine Zeitgenossen all meinen Ekel auszuspucken, meinen Hass zu vomieren“. Diese romantische Subjektivität zwang sich gewaltsam zu outrierter Objektivität. Die „Trois Contes“ sind z. B. künstlerische Meisterwerke. Doch vergleicht man darin „Herodias“ mit Wildes „Salome“, ja sogar mit Sudermanns „Johannes“, so fällt der Vergleich gar nicht so völlig zu Flauberts Gunsten aus, wie seine Bewunderer möchten. Selbst der Effekthascher Sudermann hat in seinem Herodes packende Züge gefunden, indess bei Flaubert uns alles in einer antiken Fremdheit bleibt, die wahrscheinlich wahrer, aber nicht eindrucksvoller. Für die ballettartige „Salambo“ muss sogar sein fanatischer Anbeter Maupassant zugeben, dass sie sich abspiele wie eine Oper. Der angebliche Realismus dieses Versetzens in barbarisch-primitive Gemütszustände zerflattert zuletzt wie eine gequälte Phantasmagorie. In „Bouvard und Pécuchet“ nimmt jede Gestaltung Abschied und Goethes vielmissbrauchtem „Bilde Künstler, rede nicht“ hat niemand mehr zuwider gehandelt, als hier Flaubert, dem es aus der Seele gesprochen sein sollte. In der allzu berühmten „Madame Bovary“ mischt sich platte Dokumentierung mit sentimentaler Romantik, in Weltschmerz und melancholischen Empfindungen der Sünderin spricht einfach Monsier Flaubert, der doch so unpersönlich in seinen Figuren aufgehen wollte. Von der „Versuchung des heiligen Antonius“ gilt noch mehr das oben Gesagte. Hier gibts schon keine Personen mehr, sondern Systeme und Phantome. Er, Flaubert selber, ist der Heilige, der durch tausend Widersprüche aller Doktrinen und Dogmen verführt und verwirrt wird. In dieser chaotischen Konfusion einer angeblich unpersönlichen Subjektivität erkennt man immer nur eine Person, den Autor. Ein einzigmal hat er mit seiner Theorie Ernst gemacht, in der ebenso unerquicklichen wie technisch meisterlichen „Sentimentalen Erziehung“. Doch was bedeutet uns dieser Roman heut? Eine technische Vorstudie für Zola.

Dass in Flauberts berühmter Methode, sofern nicht Zolas Faust sie in ihrer wahren Konsequenz unter hohen ordnenden Allgemeinsymbolen handhabt, gar nichts

Besonderes oder Schwieriges steckt, zeigt die vorzügliche Nachahmung der „Tentation" in Anatole Frances „Thais", zeigen die feierlichen Grimassen, mit welchen der überaus geistreiche Bourget seine bescheidene dichterische Fähigkeit hinter unwahr zurechtgemachter Analyse einer phantastischen Psychologie versteckt, während er nur dort etwas Tüchtiges vermag, wo er wie in „Cosmopolis" sich recht unmethodisch als charmanter Plauderer über mondaine Dinge gehen lässt. France's feines „Lys Rouge", Huysmans düsteres „La-bàs", Bourgets „Disciple" sind die endlichen Früchte einer Methode, die ihr Glück im Winkel perverser Sinnlichkeitsemotionen oder abnormer Nachtseiten der Menschennatur sucht und aus reiner „Wissenschaftlichkeit" ihrer krankhaft bohrenden Psyche eine Psychologie schöpft, die mit der Wirklichkeit in ärgeren Zwiespalt gerät, als ausschweifendste Romantik. Daudet, gleichfalls in der künstlerisch bedeutenden „Sappho" solch unanständig erbitterter Analyse sein Scherflein darbringend, als wolle er mit Belots „Mademoiselle Giraud ma femme" konkurrieren, ward wenigstens durch seinen Dickens kopierenden Humor — Tartarin ist einfach ein Pickwickier — in gesundere Lüfte entführt und Loti's wollüstig koloristische Empfindsamkeit haucht in die stickige Atmosphäre einer aus Studierstubenqualm und Salonparfüm gemischten „wissenschaftlichen" Literaturmethode etwas Seebrise hinein, während in den Niederungen des Literaturlebens nach wie vor Leute wie Feuillet und Cherbuliez ihr sauberes Äckerlein vieux jeu brav bestellten und tiefer zum Sumpf hinab heut noch die Ohnets den quakenden Hunger der Frösche stillen.

Wahrlich, etwas anders hatte Balzac den Begriff Analyse verstanden, bei all seiner künstlerischen Unzulänglichkeit ein wahrer Analytiker grössten Stils, ein genialer Didaktiker belletristischer Soziologie, die wirklich manche Elemente einer Wissenschaft in sich trägt. Weder Flaubert noch seine schwächeren Nachfolger, niemand als Zola trat sein Erbe an.

In der Tat schnitzelt Flaubert am Prosastyl so lange herum, bis diese mühsam ertiftelte Ciselierung anwidert, da sie niemals den sonoren Ausbruch spontaner Leidenschaft ersetzt. Goethe brauchte sicher nicht viel am „Werther" zu

feilen, denn die elementare Sprache des Herzens trägt in sich selber vollendeten Wohllaut.

Da steht endlich abseits, wenig verwandt seinem voluminösen Zeitgenossen Balzac, der seltsame Stendhal, heut wieder à la mode und chic im literarischen Paris. Voll überschäumender animaler Lebensfrische, endet er als kalter Ernüchterter. Mit ironischem und mokantem Spott Dinge und Menschen verachtend, vermag er nicht ohne Begeisterung an Napoleon zurückzudenken und Byron leibhaftig die Hand zu drücken bewegt ihn bis zu Thränen. Selbst während der Feldzüge, die er als tapfrer Offizier mitmachte und in „La Chartreuse de Parme" ein Echo davon nachklingen liess, denkt er in Wien und Smolensk nicht ohne Herzklopfen an das Land seiner Sehnsucht, Italien. Auch er krankt innerlich an übertriebener Nervenfeinheit, versteckt unter eiserner Maske. Wohl schafft er als Mann der Tat nur tatkräftige Romanhelden, doch diese beobachten sich selbst wie mönchische Monomanen, sezieren ihre Empfindungen und registrieren sie wie zu wissenschaftlichem Experiment. Wohl war auch der kräftige mutige Stendhal, der das grosse Wort gelassen sprach, das einzige Mittel gegen Unglück sei stolzester Mut, von der Krankheit des Jahrhunderts angefressen. Doch gibt ihm ein volles Übergewicht über Literaten wie Flaubert und Baudelaire die Wahrheit und Einheit seines Wesens, kurz dass er ein lebender Mensch, keine verbogene Schreibmaschine war. Er handhabte die Feder fechtermässig, wie ein alter Dragoner, der er war, den Säbel, jede Blösse belauernd. Kosmopolit im Lebenswandel, hatte sein weiter Horizont für keine Kleinlichkeit Raum, weder für St. Chauvinisme noch für l'art pour l'art. Aber die grosse Kunst ist das nicht. Sie will, wie Carlyle fordert, „a spiritual picture of nature" bieten. Das geht auch über die Kräfte des Realismus, wie ihn zuerst Balzac anbahnte. Wir wollen diesem grossen Geist nicht die Schmach antun, ihn als Romankünstler zu betrachten, wo dann unser Urteil höchst absprechend lauten müsste. Obschon er mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit proklamierte: „Das Jahrhundert hat drei grosse Männer, Napoleon, Cuvier und Mich", so hat ihm die

Nachwelt nicht Wort gehalten. Heut ist er nur noch ein grosser Name. Napoleon glich er, wenn Vergleich mit etwas so unermesslich Grösserem statthaft wäre, nur in der umfassenden Planmässigkeit, mit der er das ganze Panorama des sozialen Lebens umspannen und gleichsam literarisch neu organisieren wollte. Mit Cuvier hatte er gemein den Eifer, gleichsam aus Skeletten eine animale Welt neu zu konstruieren, unter Anhäufung von Dokumenten die Organismen analytisch zu zerlegen. Seine künstlerischen Gaben waren jedoch so wenig seinen grossartigen Absichten angemessen, dass er lange nicht mehr unter die Vertreter des Jahrhunderts gehört, weil in dem Fach, das er als Autokrat verwalten wollte, ein sehr viel Grösserer ihn ablöste. Der Schriftsteller Balzac hat sich aufgelöst, als Zola die literarische Bühne betrat. Übrig bleibt nur der scharfsinnige Gesellschaftsdurchdenker, oft von überraschender Originalität der Einblicke, obschon von ausschweifender Phantasie fortgerissen, die er für realistische Analyse ausgab. Wo er Bahn brach, nahm die altfranzösische Tradition des psychologischen Realismus auch der Stendhal geistverwandte Mérimée („Double méprise") auf. Ungezügelte Phantastik aber führt ebensowenig zu hoher Kunst wie nüchterner Realismus: Das bewiesen Dumas und Sue. Dem Letzteren freilich, heut ungebührlich unterschätzt, kann man Fähigkeit zu grossen allgemeinen Gesichtspunkten in Balzacs Sinne nicht absprechen. Der „Juif errant" will doch mehr als blosse Spannung erregen und auch in den übrigen Sensationsstücken trifft man auf lebendiges soziales Empfinden. Besondere „soziale" Bedeutung sprach man der George Sand zu, die allen männlichen Kollegen ihrer Zeit an künstlerischem Takt sich überlegen zeigte. Doch ihr einseitiges Verrennen in die Frauenfrage, ihr völliger Mangel an echter Charakteristik und lebensvoller Natürlichkeit, stossen bald ab und machen ihr heutiges Vergessensein begreiflich. Ihre Immoralität bekommt durch das verbrämende ideale Pathos ein Gepräge unbewusster Heuchelei, wie denn ihr reifstes Produkt „Jaques" eine gradezu brutale Gesinnung in verführerische Maske steckt. In ihren aufrichtigsten Ausströmungen „Lelia" und „Indiana" geniessen wir jenen alten

Sentimentalitätskram mit lüsterner Verzückung wieder, der Rousseaus Neue Heloise heut ungeniessbar macht. Eine düstre byronisch sein wollende Weltschmerzelei — in Lélia findet man eine begeisterte Apostrophe an Byron als ihren Stammvater — kopiert den Stil Chateaubriands, ohne in prächtiger Wortberauschung die strenge Schönheit jener Prosalyrik erreichen zu können. Was sie übrigens bescheiden zugibt: „nous, friluquetts formé à son école, ne pourrions jamais écrire." Im Briefwechsel mit Flaubert wird offenbar, dass diese beiden hochgefeierten Persönlichkeiten mit Vorliebe Fachsimpelei trieben, was ohnehin immer Beschränktheit verrät, bei Dichterdenkern aber höchstens bezeugt, dass sie — keine sind.

In der Tat, was soll man von einem Flaubert erwarten, der ohne Unterlass wiederholt (Maxime Ducamp „Souvenirs litteraires", I, 168): „Was man sagt, ist nichts, wie man sagt, alles. Ein Kunstwerk, das etwas beweisen will, ist schon deshalb Null. Ein schöner Vers ohne Sinn ist einem ebenso schönen Vers überlegen, der Sinn hat (!!). Ausserhalb der Form kein Heil!" Solche scheussliche Doctrin, die wahre Verheerungen anrichtete und grade dem hirnlosen Reimer zu dichten erlaubt, sprach ein angeblicher Realist aus, den man als einen literarischen Chirurgen feierte, wie sein Vater ein tüchtiger Operateur gewesen! Flaubert selbst musste darüber lachen, er war von je ein Lyriker, Realismus ist schon schwieriker. In seiner haltlosen Unreife bewunderte er anfangs V. Hugo über alles, dann — man höre und staune — die „Lucrezia" von Ponsard, ein gottverlassenes Machwerk, endlich übertrug er seine Verehrung auf den guten Augier, einen tüchtigen Theaterhandwerker. Der Name „Schule des gesunden Menschenverstands", wie die Ponsard und Augier sich dreist tauften, hatte es ihm offenbar angetan, dem Romantiker und Pessimisten, der sich mit feierlicher Objektivitätspose die literarische Serviette vorsteckte, um Sensationen mit Haut und Knochen zu tranchieren.

„Ohne die Sensation meines Kummers zu mindern, analysierte ich sie als Künstler", schreibt er einmal an Ducamp. Ein andermal gesteht er: „Ich lebte zu Rom, so viel ist sicher, unter Nero." So sehen die Träumer aus, die eine törichte Kritik als Naturalisten preist. Er verfasste

Verschen wie: „Savez vous pas loin de la froide terre, là-haut là-haut dans les plis du ciel bleu, un astre d'or, un monde solitaire, roulant en paix sous le souffle de dieu?“ Und so weiter. Ausser V. Hugo gab es ihm keine Poeten. Béranger war ein Greuel, Musset ein Ekel. Wo Ducamp seine Reise mit Flaubert an die Geburtsstätte Chateaubriands erzählt, haben wir eine Erleuchtung: Flaubert, der nervös zerrüttete starke Normagner, stammt von Chateaubriands Geschlecht.

Niemals kann er nach dem Rat La Bruyères: „Wenn es regnet, sage einfach: es regnet“ es regnen lassen. Der Regen regnet jeglichen Tag, aber Flaubert filtriert ihn zehnmal mit seiner Rhetorik, die sich für Natur hielt. Man nennt dies Naturalismus.

Just um die Mitte des Jahrhunderts machten nach den frostigen Historien von Delaroche und Ingres, den Schlachtenbildern von Horace Vernet, die in mancher Beziehung den früheren Leistungen von David, Gérard, Gros unterm ersten Empire nachstehen, gewisse Panoramen des Oberst Langlois Furore, der Borodino, Eylau und die Pyramidenschlacht in grossen Leinwandfetzen verarbeitete. Alles sollte weit und breit, umfangreich und massig sein, auch die Poesie. Diese Ansprüche erfüllte nun V. Hugo in vollem Masse. Seine Romane hatten unzählbare Bände, seine Dramen zahllose Verse, seine Gedichte nahmen kein Ende. Seiner Siegerlaufbahn als Bühnenherrscher war dagegen ein Ende beschieden. „Die Burggrafen“ vermochten selbst solchen Ruhm nicht zu überdauern, diese ehrwürdigen Ruinen begruben ihren erhabenen Schöpfer. Wie grausig schön klang es doch: „Quand ils étaient en marche, ils enjambaient les ponts, dout on leur brisait l'arche!“ Ein hundertjähriger Burggraf Job, ein ebenso betagter wiedererstandener Barbarossa, nie waren Sterbliche greiser und weiser. Wie romantisch ist doch dieses! Doch die undankbaren Pariser hingen in den Buchläden eine Karikatur aus, V. Hugo einen Kometen betrachtend, mit der Unterschrift: „Hugo, lorgnant les voûtes bleues, se demande avec embarras, pourquoi les astres ont des queues, quand les Burggraves n'eu ont pas.“

Dies letzte Auftreten Hugos als Theatermeister, diese entscheidende Niederlage des sogenannten romantischen

Dramas, bedeutete nichts anderes, als dass Frankreich der gespreizten Unnatur müde wurde: eine Veränderung des Geschmacks, nicht eine Veränderung Hugoscher Kräfte.

Denn sein erstes Drama „Hernani", das solchen Kampf entfesselte und ihn zum Triumphe führte, war es etwa minder lächerlich? Karls V. Tiraden am Grabe Karls des Grossen und der schauerliche alte Grande Gomez gaben wahrhaftig den Standreden Barbarossas und den schauderösen alten Burggrafen nichts nach. Man kann einen Prüfstein an all diese Alexandrinerstücke anlegen: sie in Prosa übersetzen.[1]) Das ist, als ob man einem Pfau seinen Schweif ausrisse. Was bleibt übrig? Nur eine pompöse Pfauenräder schlagende Rhetorik, die trotz ihrer ermüdenden endlosen Langatmigkeit eindrucksvolle eindringliche Verve atmet, versteckt die innere Hohlheit. Solch überladene Ausstattung mit rhetorischem Prunk sollte dazu dienen, die Schwierigkeit realistischer Charakteristik zu umgehen und die Geschwollenheit der ohnehin auf Stelzen wandelnden Hochgefühle noch koturnmässiger stolzieren zu machen. Doch rächte sich dies, indem auch dort, wo dem Dichter sonst ein realistisches Historienporträt, wie sein Franz I. in „Le Roi s'amuse", gelungen wäre, feinere Züge in der Rhetorikflut ertranken. Zweimal versuchte er durch Anwendung der Prosaform seinem eigenen Unwesen zu steuern und der dritte Akt der „Lucrezia Borgia" gehört zum Besten, was die Bühneneffektmache der Franzosen je zu Stande brachte, der Alfonso d'Este zu den besten kulturhistorischen Personalveranschaulichungen des Renaissancemilieu. Aber das Ganze klingt auch hier hohl und gekünstelt, sowie sein anderes Prosastück „Marie Tudor" umsonst aus einer gemeinen Intrigue ein Charakterdrama zu schöpfen suchte. Die ganze Theatermanier Hugos läuft auf eine wilde Jagd nach Effekten und Sensationen hinaus, er ergreift nicht das Gemüt, sondern kitzelt die Nerven, und betäubt den Verstand mit wirrer Phantastik. Wie seine

[1]) So haben wir es mit „Ruy Blas" gemacht. Diese Übersetzung ward 1902 publiziert. Versübersetzungen aus „Les Orientales" finden sich in unsrer „Geschichte der Englischen Literatur".

Rhetorik erbaut sich seine Dramatik auf einem System gesuchter, geschraubter Antithese. Die von ihm konstruierten Gegensätze stammen nicht aus dem Leben, sondern klügelnder Einbildung. Sein Drama ist nicht dramatisch, sondern theatralisch. Obschon er durchweg die Historie zu stofflicher Unterlage nimmt, schaltet er darin mit solcher Willkür, nutzt sie so brutal zu Bühnenkniffen aus, dass bezeichnenderweise dasjenige seiner Stücke noch verhältnismässig die reinste Wirkung auslöst, wo das Historische nur als Hintergrund und Kostümmilieu verwertet wird: „Marion Delorme“. Wie bezeichnend aber auch, dass dies Drama von der reuigen und durch Liebe geläuterten Sünderin, so feinfühlig der falschen Sentimentalität des Jahrhunderts angepasst, jene Hochflut von Magdalenenrettungen im Stil der „Kameliendame“ nach sich zog! Der angeblich hoch über Menschheit und Geschichte thronende Gigant entpuppt sich hier als richtiger Vertreter des miselsüchtigen, zwerghaften Jahrhundertgeistes, der nur in erotischen Sentiments einer angefaulten Lebenshaltung das Ewigmenschliche sieht. So fälschte übrigens schon Vigny im „Cinq-Mars“, dem dann die schwächliche Gründung des romantischen Dramas in seinem „Marschall d'Ancre“ und „Chatterton“ folgte, die Geschichte zu Gunsten erfundener Gemütsmenschen, machte aus Richelieu einen grausen Popanz, aus seinen elenden Widersachern edle Märtyrer. Hugos Erstlingsstück „Cromwell“ beleidigt geradezu die Geschichte.

Von Hugos Romanen ist nicht viel anderes zu sagen. Wie man die endlosen Tiraden seiner Monologe und Dialoge erbarmungslos streichen und kürzen muss, um Aufführung zu ermöglichen, nach solcher Ausmerzung aber den eigentlichen Kern der Handlung immer winziger einschrumpfen spürt, so könnte man von den Dutzend Druckbänden seiner Erzählungen getrost die Hälfte in den Papierkorb werfen.

Auch hier dasselbe Manöver wie bei den Dramen, bewusst oder unbewusst: durch Überfütterung mit einem Nebengericht die Hungersnot in der Hauptnahrung ausgleichen zu wollen. Wie dort den Mangel an echter dramatischer Kraft und Charakterisierungsvermögen eine erstaunliche rhetorische Sprachmeisterschaft verstecken sollte, so hier das

spärliche Sprudeln epischer Gestaltung ein Überwuchern der blossen Schilderung, verknüpft mit einem Ballast rhapsodischer Reflexion. So besteht der Wert von „Notredame de Paris“ einzig in der kulturhistorischen Umrahmung.

Wenn er möglichst barocke Wechselbälge der Phantasie geworfen, präsentiert er sie als Löwenjunges. Quasimodo und Esmeralda bereiten vor auf das Monstrum „L' homme qui rit“. Die angebliche Psychologie erinnert an Balzacs famose Finanzphantasien, die immerfort mit Summen aus dem Märchenland operieren, dabei aber die strenge Exaktheit eines Statistikers vorgaukeln. Es ist nicht die Psychologie der Natur, wie bei den grossen Lebensdarstellern, sondern einer grübelnden Anmassung, die Natur nach ihrem Belieben auszudeuten. Freilich wird ein nicht selber befangenes und in Durchschauung der Hugoschen Mache voreingenommenes Urteil die deskriptive Bravour selbst in der Lächerlichkeit des „Lachenden Manns“ nicht verkennen.

Doch Hugos Erhabensein über jede landläufige Behandlung der Epik, sein Schildern um des Schilderns willen, sein Schwelgen in jedem Einfall und jeder Episode, die zu masslosen Abschweifungen seiner Reflexionswut Anlass geben kann, wird auf die Dauer unerträglich. In den „Misérables“ wird, sobald ein Kloster in der Handlung auftaucht, Kapitel nach Kapitel einer Psychologie des Klosterlebens und Mönchtums eingeschoben. Die bekannte Schilderung der Schlacht von Waterloo, sehr oberflächlich im Inhalt, in der liebevollen Phraseologie über das Wörtchen „Merde“ daran erinnernd, dass bei Hugo vom Erhabenen bis zum Lächerlichen immer nur ein Schritt ist, steht völlig unvermittelt am Eingang des zweiten Teils, füllt dessen ganzes „Livre Premier“ ohne den geringsten Zusammenhang mit der Romanhandlung. Denn alles, was zu pomphafter Freskomalerei oder Ideen über Gott, Welt und umliegende böhmische Dörfer einladet, muss ihm vor die Klinge, ob das vorliegende künstlerische Thema, das er dem Leser ankündigte, sich noch so sehr dagegen sträubt. Sogar mit seiner eigenen Person belästigt uns dieser feinfühlige Erzähler mitten im Text. Mal teilt er uns mit, dass der Bischof von Ptolemaïs sein Ahnherr war, mal soll die Schlacht von Waterloo offenbar ein höheres historisches Interesse

dadurch gewinnen, dass Er, der grosse Hugo, den Spuren seines Kollegen Napoleon als Besucher der Walstatt folgte.

Darum entspringt der völlige Mangel an stofflicher Komposition und technischer Ökonomie organisch aus dem Wesen des Verfassers, der immer Sich als geistigen Mittelpunkt und als von Gott selber gesetztes Mass aller Dinge betrachtet.

Diese souveraine Gleichgültigkeit gegen epische Zurückhaltung und Versenkung des Ichs ins Werk — was einem Flaubert Bauchgrimmen hätte verursachen sollen, diesen pathologischen Phantasten trotz aller Schroffheit seiner Theorie aber nicht abstiess, weil die Hugo-Idolotrie nun mal zum guten Ton der französischen Kultur gehörte — paart sich dabei mit gekünstelter äusserer Symmetrie, sauberer Architektur des Aufbaus in „Teilen" „Büchern" „Kapiteln", als ob ein Kant philosophische Kategorieen wohlgefällig ordne. Auch hier wieder das unerfreuliche Vertuschen des inneren Manko durch scheinbare Sauberkeit der äusseren Darstellung und Form, während Hugo überall von innerer Formlosigkeit strotzt. Also überall peinlich pedantische Mache und Technik in Äusserlichkeiten neben mystischem Orakelton, sibyllinische sieben Bücher in gefälligem kokettem Einband, deren geheimnissvolle Siegel der erhabene Prophet uns löst mit den Manipulationen eines Taschenspielers. Das Sibyllinische aber stellt sich dar als eine Reihe unklarer Phrasen, unter denen hier und da ein genialer Treffer aufblitzt. Oft schläft ja auch der gute Vater Homer und Vater Hugo kann seinen Anbetern nicht immer göttliche Weisheit spenden, er lallt daher in Träumen unverständlichen Tiefsinn. Das ewige Orakeln greift an und man muss gestehen, dass der ruhmvolle Weise sich selten in wachem Zustande befand. Aber auch der unglückliche Gläubige, der nach allen Brosamen hascht, die von diesem reichen Altartische fallen, fühlt sich zuletzt sehr angegriffen und duselt ein. So entsteht zwischen Hugo und seiner Gemeinde ein Band gegenseitigen Träumens, das sich die Wirklichkeit so zusammenknüpft, wie Hugo und Frankreich und die alleinseligmachende Demokratie sie sich wünschen. Paris ist das neue Jerusalem, die „Stadt des Lichts", das „Hirn Europas". Frankreich ist der Christus der Menschheit, der sich in der grossen Revolution gekreuzigt

hat, nachdem er allerlei Mirakel verübte und Tote wieder zum Leben erweckte: Hugo hat sich nicht gescheut, dies geschmackvolle Gleichnis lang und breit durchzuführen.

Wie sollte „das erste und grösste der Völker" nicht dazu fähig sein, da dessen erster und grösster Sohn, Er, Victor Hugo, doch selber als wundertätiger Sohn Gottes ein Wunder der Schöpfung bildet! „L' illustre Angleterre" „l' auguste Allemagne", wir geruhen euch anzuerkennen, aber beugt euch vor dem Lichtvolk, das einen Hugo erzeugte! Als Sohn eines bonapartistischen Generals den Chauvinismus mit der Muttermilch einsaugend, behielt er unter allen Veränderungen der Zeitläufte und seiner eigenen Überzeugungen dies nationale Erbteil. Nachdem er dem Napoleonkult genügend geopfert, wandte er sich als Jakobiner davon ab und pflog einer kritischen Haltung achtungsvoller Nekrologie, als beerdige Er in Napoleon das letzte Hindernis der internationalen Demokratie. Der internationalen, aber wohlgemerkt mit dem nationalen Frankreich an der Spitze, das natürlich sein Recht bewahrt, so national wie möglich als Spitze der Völker zu marschieren. Deutschland ist wie Indien unsre liebe Grossmutter, die wir ehrerbietig in die Ecke stellen, wo sie mit der Brille in allen möglichen philosophischen Postillen studieren darf. Aber sich als gepanzerte Germania aufzupflanzen, dazu fehlt ihr jede Berechtigung, solcher Eingriff in die moralische Weltordnung Victor Hugos kann nicht streng genug als herzlos und verwerflich gerügt werden. So donnerte denn der Erhabene während der Belagerung von Paris, nachdem sein Manifest an das unehrerbietige Deutschland mit dem so grossmütigen Grossmuttervergleich leider im Gelächter verhallte: „jedes Haus speie seine Möbel auf die Vandalen, jedes Kind an der Mutterbrust schwinge das Chassepot", eine kolossale Levée en masse wird die frechen Besudler des heiligen Bodens verscheuchen. Was sage ich! Dieser Boden selber genügt schon, sie von sich wegzuschnellen! Ist er nicht mit Elektrizität geladen, mit Victors Siegergenius? So zog Paris eine „Idee" nach der anderen aus der Scheide ... Victor Hugos. Jede Phrase ist nämlich eine Idee im Hugoschen Französisch. Aber ach, die rauhe Wirklichkeit lehnt

solche Münze ab, sie behauptet, dass Phrasen keinen Kurs haben, und das Traumland kapitulierte!

Gleichwohl stak hier mehr als blosse Phrase und die Wirklichkeit sprach mit dieser augenblicklichen Antwort historischer Kausalität nicht ihr letztes Wort. Der Germane versteht nicht die romanische Realität. Er übersieht zu leicht in seiner nüchternen Ruhe, dass der nervösen Unruhe auch magische Kräfte innewohnen, dass dem Erhabenen zwar das Lächerliche, aber dem Lächerlichen auch manchmal das Erhabene verwandt. An letzteres zu glauben fällt ihm schwerer, als dem Romanen, obschon er es, wenn einmal erkannt, auch um so treuer ehrt. Ein Phrasenschmied scheint dem Deutschen und Briten gleichbedeutend mit einem Lügner. Aber was im Romanen verlogen, ist oft nur die Ausdrucksweise, nicht das Gefühl selber. Und so erkennen wir zwar deutlich Hugos Verlogenheit als Künstler, seine grelle Effekthascherei, seine blendenden Täuschungen durch äusserlichen Formprunk, sein raffiniertes System, mit allerlei nebensächlichen Handgriffen der Rhetorik, der Schilderungsvirtuosität, des Reflexionsbombastes sich und anderen über sein beschränktes schöpferisches Vermögen wegzuhelfen, sein schillerndes Kupfer als lauteres Gold herauszuputzen. Aber etwas solides Gold unter so viel trügerischen Papierassignaten enthielt seine Bank doch und er wusste es in Umlauf zu setzen, obschon mit selbstbetrügerischer massloser Hausse einer schwindelhaften Kurssteigerung: Das war die Echtheit seines Gesinnungspathos in Entrüstung wie Begeisterung. Phrase die Form. Wahrheit das Gefühl. Wo immer das Heroische vor ihm auftaucht, da vibriert in ihm eine verwandte Ader, da klingt eine Saite seiner Leier, die in uns ein Echo findet. Ans Modern-Soziale hätte er sich nicht heranmachen sollen, weniger aus Spekulation auf den plumpen Zeitgeschmack, als aus schnaufendem Bedürfnis, seine Prophetentoga auch im Gedränge sozialer Kämpfe weihevoll auszubreiten. Seine edlen Galeerensklaven, wie Jean Valjean, sind weder sozial noch modern gedacht und wirken in ihrer Engelhaftigkeit geradeso grotesk, wie die Grimassen des L' Homme qui rit.

Der Mann, der lacht, ist bei so was meistenteils der Leser selber. Auch einzelne Wirklichkeitstypen, wie der Polizei-

inspektor und der dummpfiffige Klostergärtner, erscheinen mehr outriert, als charakteristisch. Diese „Misérables" und „Travailleurs de la mer" sind Gebilde von Eugen Sue, ohne dessen Lebendigkeit. Aber wo Hugo, wie in „Quatrevingt-treize", auf das Heroische stösst, da gewinnt seine Anschauung Leben. Unter allen Gemälden der Revolutionszeit gibt dies noch am kräftigsten die Blitze, Wolken und Schatten des Elementarereignisses wieder.

Auch findet sich in den „Misérables" eine Stelle von wahrer, schlichter Erhabenheit.

Das ist die Szene, wo der gute Bischof, diese liebenswürdige und echte Menschengestalt, die Hugo einmal ausnahmsweise geschaffen, den sterbenden Konventrepublikaner bekehren will und dieser als Antwort sein Leben erzählt, in welchem sich gleichzeitig das gewaltige Bild der von allen Dummköpfen und Philistern verlästerten Befreiungstaten erhebt. „Ich sterbe, was verlangen Sie denn von mir?" „Ihren Segen!" erwiderte der Bischof und er kniete nieder. Als er das Haupt erhob, war das Antlitz des Jakobiners weihevoll geworden. Er hatte zu leben aufgehört."

Bravo, alter Hugo, alter Löwe! Diesmal hast du gut gebrüllt und wir wollen den Ton im Ohr behalten.

In diesem Poseur stak also doch ein Dichtertum. Dass dies am reinsten in seiner Lyrik sich loslöse, wird vielfach behauptet. Wir können nur bedingt beipflichten. Freilich, wer für Dramatik und Charakteristik nicht durch Theaterspuk und Schwulst, für Epik und Handlung nicht durch Schilderei und Schwätzerei entschädigt werden mag, lässt sich dies alles viel eher in der Lyrik gefallen, zumal wenn dieser schillernde Schaumwein in feinziselierter Schale höchst vollendeter Versformen dargeboten. Hier darf Hugo sich ganz gehen lassen, seinen Durst stillen und seine unbändige Gier nach Gedankenmetaphern befriedigen, ohne die Gebiete der Kunst zu verwischen und zu sprengen.

Die Titel „Lichter und Schatten" und „Kontemplationen" wählte er sehr bezeichnend für zwei Hauptsammlungen seiner Gedichte. Allein, auch hier wird man ermüdet und abgeschreckt. Schon sein Erstling „Die Orientalen" machte lediglich durchs exotische Kolorit Furore. Nicht mit

Unrecht, gestehen wir. Denn die Farbenglut dieser Phantasieflüge — sah doch Hugo den Orient nur in seines Geistes Auge, nicht wie Byron durch eigene Anschauung — blendet und fesselt in hohem Grade. Das grosse Prachtstück „Feuer des Himmels" hat erstaunliche Kraft, „Türkenmarsch" einen dämonischen Schwung, „Bounaberdi" eine feierliche Weihe. Aber das Meiste bleibt kalt und tot, frostige Rhetorik trotz aller brennenden Hyperbeln. Und wenn in seiner späteren Lyrik, auch in der letzten Sammlung des Greises vor seinem Tode, manchmal wirklich lyrische Töne anklingen, — so in den reizenden Kinderidyllen, worin er seine Enkel besingt, als ob ganz Frankreich sich mit solchen Dauphins des königlichen Hauses Hugo familiarisieren müsse —, so erstickt doch auch hier Bombast alle einfachen Naturlaute.

Es bleibt im weitesten Sinne Didaktik, so auch in der grossspurigen „Légende des Siècles", oft mit einem Anflug von Grossartigkeit, meist aber gespreizt, gekünstelt und endlos weitschweifig. Selbst die gleichmässig vollendete Form schleppt sich eintönig fort trotz häufigen Spielens mit wechselnden Rhythmen und Versmassen. Man braucht noch gar nicht auf dem abstrakten Standpunkt der deutschen reinen Lyrik zu stehen, um das Unlyrische einer Versschwelgerei zu spüren, welcher stets Byrons spöttische Selbstironie „Description is my forte" als ernstes Motto vorschwebt. Am besten gelingt daher noch das Balladeske, wie das bekannte „Gastibelza, l'homme à la carabine chantait ainsi." Als Soldatenkind schlägt er in den „Châtiments" und „Chants du crépuscule" für die Krieger von Arcole bis Waterloo die Trommel. Hier und da findet er tiefere Töne wie die schöne Grabbetrachtung: „La foule des vivants rie et suit sa folie, tantôt pour son plaisir, tantôt pour son tourment, mais par les morts muets, par les morts qu'on oublie, moi rêveur je me sens regardé fixement." Aber das Didaktische oder Deskriptive drängt sich immer wieder zwischen die lyrische Empfindung ein.

Das Endergebnis der ganzen hundert Bände Hugos bleibt also die Tatsache einer zweifellos ungewöhnlichen Begabung, eines umfassenden überreichen Geistes, der seine Fülle in allen nur möglichen literarischen Gattungen zu

entladen strebt, eines Talents von seltener Stärke und hohem Range, das aber von der fixen Idee geplagt wird, es sei ein Genie. Unter Shakespeare, Byron, Goethe tut er's nicht, wenn er in seinen monumentalen Vorreden — besonders bei den Dramen, deren Schwäche freilich solche hochtrabenden Vorreden als Kommentar nötig hat — seine Pairs und Ahnen aufzählt, denen er angeblich nacheifert. Wie er sie missverstand, wie völlig er der Natur sich entfremdete, immer nur auf den Effekt hinarbeitete, dafür bietet er auf jeder Seite eine Selbstbeschuldigung. „Ah, tu m'as tué, je suis ta mère!" dieser Knalleffekt am Schluss der „Lucréce Borgia", wo die Geheimnisbombe erst beim vor Verblüffung fallenden Vorhang platzt, hat etwas Typisches für seine Unnatur, die mit Beelzebub den Teufel der klassizistischen Naturlosigkeit des Racinedramas vertrieb.

Gleichwohl unterschätzen wir seine literarhistorische Bedeutung nicht, die gerade in seinem dichterisch unreifsten Wirken als Theatermacher sich ausprägt. Als die europäische Romantik alle Zeiten, Länder und Zonen für ihre Kostümpose plünderte, suchte er doch wenigstens Ideenperspektive eines universalen, nicht bloss literatenhaft beschränkten Horizonts und machte sich an die Geschichte heran. Dass er darin etwas Besonderes entdeckt habe, behaupten zwar nur seine Vorreden. In den Arbeiten selber überwiegt ausschliesslich, wie wir schon früher berührten, die erotische Intrigue. Platens Rüge an Schiller „Etwas weniger Liebschaften!" traf bei Schiller nur ein übertrieben verwertetes Requisitenmittel, bei Hugo aber wird dies zum Selbstzweck. Auch erfand er sich, wo er mal tiefere historische Bezüge auffinden wollte, einfach unhistorische Vorgänge. Wenn seine Burggrafen das Räuberlied anstimmen: „Dans les guerres civiles nons avons tout les droits, nargue á toutes les villes, et nargue á tous les rois!", fragt man sich verwundert, in welchen böhmischen Wäldern dieser poetische Spiegelberg die Spiegelfechterei solcher Karl Moors des Mittelalters entdeckte, da uns weder von einer Kaste rheinischer Burggrafen noch von ihrer Raubritterherrlichkeit unter den Hohenstaufen etwas bekannt ist. Gleichviel, ein Fortschritt lag hier trotzdem, etwas mehr Ehrfurcht vor der

Geschichte, als die Alexandrinerpathetik von Corneille bis Voltaire sie bewies. Für Racine gab das Römertum nur die Maske, um Chevalerie und Galanterie am Hofe des Sonnenkönigs einzukleiden, für Voltaire waren Cäsar und Mahomed nur Prügeljungen, um an ihnen mit dröhnenden Aufklärungssentenzen den Vers Diderots zu vollstrecken: „Mit des letzten Pfaffen Darm hängt den letzten König auf!" Kurz, diese ganze Geschichtsdramatik trug eine Allongeperücke. Hugo aber führte die bis dahin in Frankreich undenkbare Neuerung ein, dass seine Geschichtsmenschen wirklich Sitten und Redeweise ihres Zeitmilieu ausprägen sollten und dass nicht lauter glatte Konventionalitäten in eintöniger Gleichmässigkeit eines falschen Heroenpathos sich als Menschen gebärdeten, sondern eine auch das Groteske und Lächerliche nicht scheuende Charakteristik die abstrakte historische Ferne belebte. Freilich bleiben für uns, die wir von Shakespeare, Schiller, Kleist, Grabbe herkommen, Hugos Anläufe nur fromme Wünsche, die bald in einem neuen Alexandrinertum stecken bleiben. Auch entschädigt er sich für sein Milieukopieren — immer im Äusserlichen sucht er seine Stärke, weiter kommt er nicht — durch höchst anachronistische Tiraden seiner Helden. Sämtlich vom Stamm der Asra, welche sterben, wenn sie lieben, ausserdem noch von Marquis Posas und Don Carlos Samen gezeugt, deklamieren Hernani, Didier, Triboulet, Gennaro, Ruy Blas von der Tribüne des 19. Jahrhunderts, lauter kleine Hugos, die in gar keiner Zeit zu Hause sind. Doch unter den Blinden bleibt der Einäugige König und diese Sensations-Intriguenstücke vertreten noch allein in der französischen Literatur den grossen Stil auf eigentümliche Art, während die paar historischen Romane wie Vignys „Cinq-Mars" und Dumas „Drei Musketiere" nur aus Nachahmung Walter Scotts hervorgingen. Bezeichnenderweise hat nur Einer Hugos Manier aufgegriffen, nämlich Sardou in „Patrie" und „Theodora", mit noch derberer Effekttechnik, stellenweise sogar mit stärkerer Charakteristik, aber ohne Hugos melodramatischen Schwung. Legt aber diese Seltsamkeit, dass der raffinierteste begabteste Theaterspekulant der neufranzösischen Salonkomödie sich an Hugos Beispiel erbauen und ihn erfolgreich nachahmen konnte,

nicht den Schluss nahe, wie undichterisch im Grunde Hugos Art? Das Genie kann man nicht nachahmen.

Nicht nachahmen, selbst wenns in der scheinbar plausibelsten, nämlich durch und durch nationalen Art auftritt, derart dass grade das spezifisch Rassige sich in ihm verkörpert. Ja, in dieser an wahrer Poesie ärmsten Literatur, die so unendlich viele Talente der Prosa und einen so gleichmässigen Sonnenschein feiner Kultur besitzt, dass die wolkige schwüle Atmosphäre, aus der die Blitze des Genies aufzucken, sich nicht zu ballen vermag, zuckte doch einmal ein solcher Blitz auf, leider zuletzt unter schwachem Wetterleuchten im Sumpf verlöschend, überhaupt mehr Blitz als Donner. Und dieser Geniale war der echteste Franzose, ein unverfälschtes Pariser Kind, ein Zeitgenosse des grossen Hugo, der mit seinem Kolossusschatten die Arena bedeckte, so dass so kleine Leute wie Alfred de Musset kaum zwischen seinen Beinen Platz fanden. Die sogenannte Romantische Schule leistete ja sonst nicht viel. Neben morosen Originalitätshaschern wie Kerr und Nerval, die mehr Callot-Hofmann als Tieck und Novalis nachwandelten, fiel noch am günstigsten die finstre Männlichkeit de Vignys auf, der nach der anschaulichen und lebendig pittoresken, doch nicht sonderlich erfrischenden Historie „Cinq-Mars“ wenigstens in einzelnen straffgespannten Poemen wie „Eloa“ „Der Tod des Wolfes“ jene herbe stoische Verzweiflung und in der Erzählung eines alten Militärs der Napoleonszeit („Grandeur et Servitude“, auch „Stello“) ein scharfes Profil zeigte, das in seinen entzückenden Briefen an seine Nichte noch sterbend dem Tode eine hohe klare Stirne aufrecht entgegentürmt. Sonst aber in der geschwollenen Phraseologie der Romantik begrüsste man Bérangers Chansons als Auferstehung des alten esprit gaulois und vergass sich so weit, diese reizende Volkstümlichkeit als hohe Dichtung anzupreisen, obschon ein Vergleich mit den beiden anderen Volksdichtern Burns und Petöfi seine Kleinheit deutlich macht. Aber da kam ein eleganter Boulevardier, ein blasierter und früh verlotterter Salonmensch, der sich selbst zu frühem Ende verwüstete. Mit dreiundzwanzig Jahren schuf er das Meisterwerk französischer Poesie „Rolla“ und die letzten dreizehn Jahre

seines kurzen Lebens — er starb als Fünfziger — hörte man nichts weiter von ihm, als dass er immer noch Laudanum, Absynth, Opium und Alkohol huldige und von George Sands Untreue phantasiere. Ein klägliches Schauspiel mimosenhafter Schwäche, wo ein Ewiges und Grosses an krankhafter Neigung für brutale Zeitlichkeit eines dämonischen Weibes zu Grunde geht. Möglich, dass Mussets Version seines Liebesverhältnisses mit der Vertreterin einer Freien Liebe, deren Theorie bei George Sand aus praktischer Begierde keimte, auf Wahrheit beruht. Möglich, dass George Sand Entschuldigungen hatte. „Lui et Elle“ „Elle et Lui“, diese widerliche Alkoven-Polemik lässt jedenfalls bestehen, dass dem genialen Menschen Musset das Rückgrat fehlte. Eine Art sittlicher und geistiger Rückenmarkschwindsucht siechte in ihm dahin, aber er mochte Recht haben, dass dies nur eine Maladie du Siècle sei, die in seinem überfeinen verzärtelten Nervensystem ihre pathologische Krise erreichte.

Ursprünglich noch reicher beanlagt als seine unter sich so verschiedenen, doch ihm gleichmässig verwandten Genossen Heine und Lenau, mit denen er auch die Selbstzersetzung der Romantik literarhistorisch gemein hat, litt er als Mensch weit ärger Schiffbruch als jene. Lenau wehrte sich wie ein Mann gegen den Wahnsinn, Heine trug mit skeptischer Stoa sein Elend. Musset, wollüstig in blosse Seelenschmerzen eingewühlt, brach darunter zusammen wie ein greinendes Muttersöhnchen. Denn das Genie kann sich im Leben nur behaupten, wenn es sich selbst zum Heroismus erzieht. Heroisch waren aber in Musset nur einzelne Adlerflüge, wo er sein Ich-Leid über sich selbst erhob und Byrons echten Weltschmerz nachempfand, alles Übrige blieb in sinnlich frivoler Salonbummelei stecken. Deshalb konnten wir ihm nicht als einem Jahrhundertvertreter besondere Beachtung schenken, weil das Ewige in ihm ausserhalb des Jahrhunderts steht, die superkluge Eigenart unsres Zeitalters aber bei anderen viel schärfer zum Ausdruck kam. Sein „Bekenntnis eines Kindes des Jahrhunderts“ blieb notwendig ein blosses geistvolles Fragment, weil ihm die Kraft gebrach, sein Seelengeständnis wirklich zu einem typischen zu erweitern, wie nicht nur im Werther, sondern auch im René

es gelang. Wo man Heine hat, braucht man sich nicht mehr um Musset zu kümmern, da das Charakterologische der Zeit im ersteren so ungleich mächtiger sich auslebt. In der liebevollen Bruderbiographie von Paul de Musset entrollt sich ein blosses dürftiges Literaturleben, ohne Beziehung zu sozialen und politischen Fragen. Als er sich einmal als Chauvin versuchte, in der Antwort auf Beckers banales Rheinlied, verfiel er in nicht minder kindischen Ton und höchstens seine prachtvollen Strophen „Zur Geburt des Grafen von Bordeaux" greifen tiefer ins Mark des Zeithistorischen. Im allgemeinen verfing er sich stofflich im engen Gebiet auschliesslicher Herzenskonflikte, oft mit scheinbar bedenklicher Hinneigung zum Frivolen, was jedoch dem Tieferblickenden nirgends einen edeln schmerzlichen Ernst verhüllt. Nur einmal wagte er sich ins Historische und so überlegen zeigte sich auch hier seine Genialität, dass er in Hugos äusserlicher Stoffdomäne des Renaissancedramas ihn schimpflich aus dem Felde schlug.

Nirgends theatralisch, mit souverainer Gleichgültigkeit der Bühnentechnik spottend in meist Grabbe-artig zerhackten Szenen, weshalb Sarah Bernhardts Virtuosenlüsternheit sich durch neuerliches Aufführungsexperiment an Mussets Manen nur versündigt, bleibt „Lorenzaccio" gleichwohl das einzige geniale und wirklich dichterische Drama der französischen Literatur, gleich meisterhaft in subtiler Charakteristik wie in echtem Renaissancekolorit, neben „Rolla" das Werk, in dem Musset sich selber und sein Seelengeheimnis aufgedeckt. Übrigens hinterliess er den Torso einer historischen Verstragödie „Fredegonde", von der man Grosses erwarten durfte.

Dies Historische hätte man ihm am wenigsten zugetraut, echte Genialität zeigt sich eben stets als eins und unteilbar, universal, fremd jedem Spezialismus, jeder Manier, wie unser Epigonenjahrhundert es wünscht und liebt. Der graziöse feine und schlichte Musset der Erzählungen und Komödien (Proverbes) scheint ein ganz anderer, als der gewaltig Ergreifende seiner wundervollen Lyrik, in welcher wiederum die wilden Sinnlichkeitsaffekte der Jugend („Avez-vous vu dans Barcelone une Andalouse au sein bruni" oder die kleinen Versepen und Versmelodramen) und jovialen

Heiterkeiten (Ballade à la Lune, Voyage en Italie, La mie Prigioni) von der tiefinnigen Innerlichkeit und erhabenen Gefühlsreinheit der „Dezembernächte", „Hoffnung in Gott," „Brief an Lamartine," „Stanzen an die Malibran" u. s. w. abstechen. Ja wahrhaftig, was ein Naseweiser über Byron phrasierte: „C'est du génie mal logé," hier stimmt es wirklich. Man ärgert sich, ihn in solchem menschlichen Gehäuse eines sentimentalen Boulevardiers zu treffen, aber man muss den Hut bis auf die Erde ziehen vor dem apollinischen Sänger. Mit wundersamem künstlerischen Takt begabt, schuf Musset überall etwas Rundes, Fertiges, in sich Vollkommenes: wohin er seine weiche Hand tändelnd legte, formte sich der Stoff wie Wachs. Das Tändeln haftete zwar nur auf der Oberfläche seines Parisertums, darunter fand er stets das schwermütig Elegische. „Man tändelt nicht mit der Liebe" (On ne badine pas avec l'amour) heisst der Titel seines feinsten Proverbe. Erst durch ihn gewann das gallische Idiom Ausdruck für intimste Gemütsregungen und Idealität der Leidenschaft. Der so unermesslich überlegenen Poesie der Germanen hat Frankreich nur zwei Dinge gegenüberzustellen: „Rolla" und die unvergleichliche Elegie „Souvenir". Doch das sind Dinge, sofern man sich vom beschränkten Rassegeschmack losmachen und das klassizistisch-rhetorische Wesen der französischen Verssprache als berechtigte Eigentümlichkeit hinnehmen mag, die unter den obersten Erzeugnissen der Poesie ihren Rang behaupten, nur kulminierende Hauptwerke der Weltdichter ausgenommen.

Dieser nationalste Vertreter des gallischen Geistes, in dem sich feinste Eigenart des Franzosentums auslebte, hat keine Schule gemacht. Nur eine Seite seines Wesens führte der schneidige Maupassant weiter. Weii dieser grobkörnig bis zur Unflätigkeit sein konnte und seinem naiven Pessimismus enttäuschter Sinnlichkeit die Fabrikmarke „hochmodern" aufklebte, eroberte er natürlich einen Ruhm im Leben, wie der arme Musset ihn nie gekannt. Maupassants Kraft, die in Romanen wie „Une vie", „Mont Oriol," „Notre coeur" es auch nicht weiter als bis zur erotischen Episode und Genremalerei mit allerlei Stilleben bringt oder in „Bel-ami" ihr Erlöschen in unheilbarer Schwermut vorausahnt, errang freilich in vielen Skizzen

(„Miss Harriet,“ „Haus Taillier“) technische Meisterschaft. Das Genre selbst aber, die Melancholie der Erotik, ist Musset entlehnt.

Freilich einerseits mit einem Zusatz Rabelaisschen Humors („Boule de suif“. „Les soeurs Rinaldi“ u. a.) und andrerseits einer unheimlichen Einbohrung in die Natur, die ihm bald als schreckhafte Sphinx bald als furchtbare Cybele das decadente Nervensystem durchzittert. („Sur l'eau“ „Une partie de campagne“, „Un soir“). Solche Roheit und solche Feinheit des Überraffinements, mit welchen die Krankheit des Jahrhunderts in ein neues gefährliches Stadium trat, blieben freilich Musset fremd, der in höherer lichterer Region weilte. Wie viel Pathologisches in dieser geschlechtlichen Auffassung von Natur und Leben schlummerte, lehrte Maupassants trauriges Schicksal, der aus Illusionslosigkeit immer rapider ins Halluzinative hinabglitt („La horla“ „Un fou“ u. a.) Dieser Maupassant kurz vor der Katastrophe, dessen mystisches Leid „stark wie der Tod“ (sein bestes Buch), ist aber nicht der satirische Misantrop und Genüssling seines Hauptschaffens, das ihm so viele Freunde gewann. Hier alles ins Thierische hinabgezogen, Cochonnerie bis zur Langweiligkeit, so dass man eigentlich nur unreife Jünglinge, überreife Vetteln und zahnlose Rouées für passionierte Leser eines Autors halten kann, der seine unleugbar grossdichterische Anlage verzettelt und vergeudet und seine Schmutzereien mit der Inbrunst eines Handlungsreisenden an der Table d'hote vorträgt, der nach Tische als Schwerenöter seine elegante Weltkenntnis dekouvriert. In seiner Studie über Flaubert, worin der in Wahnsinn endende robuste Neurastheniker aus der Normandie landsmannschaftlich den robusten Epileptiker aus Rouen einbalsamiert, findet gleichwohl Maupassant den Mut zu folgenden Scherzen:

„Musset, dieser grosse Poet, war kein Künstler. Die Menge findet in Musset die Befriedigung all ihres poetischen groben Appetits, ohne die Extase zu begreifen, in die uns gewisse Stücke von Baudelaire, V. Hugo, Leconte de Lisle versetzen.“ Die Menge? Es ist unwahr, dass Musset je populär wurde. Wo ragt sein Denkmal in Paris, das dem grossen Hugo, dessen Begräbnis sich zur Nationalfeier gestaltete, wie einer

antiken Gottheit huldigte, das jeder literarischen Celebrität bis zum öden St. Beuve herunter Standbilder weihte? Musset kein Künstler! Bis zu welcher Verdrehtheit wird sich der Jargon des l'art pour l'art noch versteigen? Musset sagt bloss charmante Sachen in einer leichten verführerischen Sprache, die Jeden kalt lässt, der sich nach höherer vergeistigter Schönheit sehnt? Sind das schon Schatten des Wahnsinns, dem dieser unreife Jouisseur und katzenjämmerliche Pessimystiker zutrieb, dessen angebliche naturalistische Gesundheit alle grünen Jungen mit schmalzigem Zungenschnalzen einschlürfen? Es genügt zu bemerken, dass Mussets Torso der „Confessions d' un Enfant du Siècle“, als seine Gestaltungskraft dazu nicht ausreichte, wenigstens jenes stilistische Meisterstück hervorbrachte, das fast zu einem householdword geworden ist: jene berühmte Kennzeichnung der zwischen Napoleons Trommelwirbeln geborenen Generation. Überall also sehen wir Mussets Genialität als Künstler und Sprachmeister selbst dort noch ungeschwächt, wo der Dichter nicht mehr hinaufreichte. Wahrlich, Musset blieb ein Torso, wie seine „Konfession“, aber ein marmorschöner Torso wie eine verstümmelte Gestalt des Pergamonfrieses, wo man das Fehlende kaum noch bedauert und sogar im Fragmentarisch-Trümmerhaften einen neuen besonderen Reiz entdeckt. Die obscönen Ansichtskarten ‚nur für Herren‘, welch Maupassant als Dichtertaten zirkulieren liess, die Chambre separée von Nuditäten, die er für Naturalismus ausgab, als ob das Wörtchen „Merde“ die ganze Schlacht von Waterloo bedeute, waren wohl ‚künstlerischer‘! ‚Intimer‘ waren sie gewiss!

Und wie belohnte das literaturbildungsstolze Frankreich seinen einzigen Dichter? Als Musset vierzig Jahr alt war, erhielt er von der Akademie den Preis zur Ermutigung junger Anfänger, und als er, ein Wrack, am Ende in die Akademie aufgenommen ward, warben seine Freunde Stimmen mit der Begründung, dass er zwar ein schlechter Poet, aber ein guter Mensch sei, der getröstet werden müsse. Um diesen Preis verzieh man ihm sein Genie und der unerträgliche Kritikpabst St. Beuve, der ihn sein Lebenlang totschwieg, schrieb nach Mussets Tod Worte der Anerkennung!

Der grosse Mann der Epoche aber, nicht nur als Literat, sondern wie Lamartine als historische Persönlichkeit, hiess Victor Hugo.

Dieser Historienmaler und Freskomaler, im Styl von Delaroche und nicht von Michel Angelo, tronte als Pontifex Maximus. Nach Errichtung der dritten Republik tat man geradezu, als ob der grosse Hugo in eigener Person den kleinen Louis verjagt habe. Bei so unbestrittener Legitimität der Dynastie Hugo konnte der „erhabene Greis" sogar den Gemütlichen herauskehren. „Je l'ai trouvé charmant! Pas du tout grand homme!" staunt Flaubert (Briefwechsel mit G. Sand, 1872). Ehrlich gestanden, missfällt Hugo uns am meisten, wenn er aus seiner Rolle fällt und die heroische Pose durch sentimentale Gemütstöne ersetzt, wie in „Pauvres Gens", wo er die Mutterherzen anbiedert: „O mère! Tu dis: S'ils ètaient grands! Leur père est seul . . Chimère! Plus tard, quand ils seront près du père et partis, tu diras en pleurant: Oh, s'ils ètaient petits!", oder melancholische Liebesseufzer ausstösst: „Si vous n'avez rien à me dire, pourquoi venir auprès de moi?" In den „Herbstblättern" ergreift freilich manchmal eine echte Herbststimmung absterbender Resignation mit naturwahren Lauten und schon der „Tristesse d'Olympio" lag eine düstere Weihe aufgedrückt. Doch in der „Legende des Siècles" würde man den Erhabenheitston gerne missen für schlichte Prosa der historischen Tatsachen.

Frankreich war jedoch andrer Meinung, und wenn Musset sang: „Nous, vieillards nés d'hier, qui nous rajeunira?", so hatte Hugo nichts Eiligeres zu tun, als sich auf die Heldenbrust zu klopfen: Ich.

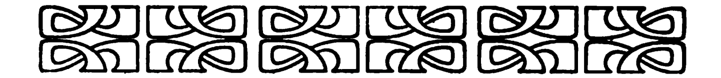
Kein Wunder, da dieser Schutzgeist Frankreichs sogar bei der Vorsehung angestellt war. Er stand mit Gott auf dem Duzfuss. Beschränken wir uns auf eine beliebige Stichprobe, sein abschliessendes letztes Wort über Waterloo, gegen das es keine Berufung mehr gibt, denn Hugo ist das Sprachrohr der Allseele. „War möglich, dass Napoleon die Schlacht gewann? Nein. Warum? Wegen Blücher, wegen Wellington? Nein. Wegen Gott... Das Übergewicht dieses Menschen im menschlichen Schicksal störte das Gleichgewicht. Dies Individuum zählte allein mehr als das

Universum... Er genierte Gott. Waterloo ist keine Schlacht, sondern ein Frontwechsel des Universums." Bum! Nun wissen wirs. Früher sang er „Lui, partout Lui" von Napoleon, aber nun nahm Er selbst dessen Stelle ein. Sich, überall Sich sah er im Universum, dessen Gesetze er orphisch besang und als Epopö eines andern Victor Hugo auffasste, den man Gott zu nennen pflegt. Dass die geliebte Menschheit ihm Altäre bauen und alle möglichen Opfer bringen musste, verstand sich von selber. Er ruinierte mehrere Verleger, starb aber selbst als mehrfacher Millionär. Alle Parteien machte er wechselnd durch, vom Ultraroyalisten bis zum Jakobiner, aber hier machte er halt, denn „Kommunist wird der nie!" spöttelten seine Gegner. Dieser blutige Spott, dem sich noch mancher andere gesellte, brachte niemals sein selbsterrichtetes und von der Nation fromm gehütetes Postament ins Wanken. Das spottsüchtigste, zu boshafter Medisance nur zu geneigte, Volk liess sich eine Pseudogrösse gefallen, die so viele Blössen der Lächerlichkeit gab. C'est le ridicule qui tue? Ihn hat es nie getötet. Nachdem er das Publikum mit Liebe und Liebesgedichten für seine Frau gefüttert, dachte er: es ist nicht gut, dass die Frau allein sei, ich will ihr eine Gehülfin schaffen. Die Schauspielerin Drouet lud er in sein eigenes Haus und siehe da, es war sehr gut. Einem solchen Jehova muss ein demütiges Eheweib sich opfern und die Wirtschaft zu dreien des neuen Grafen von Gleichen ward bald sehr chic und gradezu sublim befunden. Als man ihm ein öffentliches Bankett in Brüssel gab, wobei Madame Hugo und die Maitresse zur Rechten und zur Linken des Halbgotts sassen, schmetterte er als einzige Antwort auf Vergötterungsansprache den Toast: „Ich trinke aufs Wohl von Fräulein Drouet, der einzigen Person nächst Mir selber, die den Victor Hugo verstand"!! Ein solcher Gipfel von Arroganz verblüfft freilich durch seine Ungeheuerlichkeit, benimmt die Lust zum Lachen und betäubt förmlich wie ein Keulenschlag den Ochsen Für welche Ochsen muss er uns halten, uns solches zuzumuten! Ahnt man jetzt, warum wir Louis den Kleinen und Hugo den Grossen zusammenkoppeln? Zeigen nicht beide das nämliche

Symptom der Besessenheit mit fixer Idee, eines Grössenwahns angeblicher apostolischer und weltgeschichtlicher Mission, der nicht mal das Gewicht der allzuschweren Aufgabe spürt und sich mit gespreizten Beinen wie St. Christof hinstellt, um das Jesuskind zu tragen, ohne zu merken, dass er längst mit gekrümmtem Rücken niedergewuchtet wird? Wohl begreifen wir aber auch, warum Frankreich sich in seinem Hugo selbst beschmeichelte: weil er der typische Vertreter eines ewig in Extremen schwankenden und nur im Grössenwahn sich treubleibenden Jahrhunderts gewesen ist.

Die Weide, welche er in gleichnamiger Elegie auf sein Grab gepflanzt wünschte, flüstert über Mussets Leiche am Père Lachaise die unsterblichen Verse: „J'ai vu sous le soleil tomber bien d'autres choses que les feuilles des bois et l'écume des eaux" und die Ewigkeit haucht ihr jüngstes Gericht über die flüchtigen Grössen der Zeit, tröstet ihre wahren Kinder: „Ton âme est immortelle et va s'en souvenir."





Grossjuden jenseits babylonischer Gefangenschaft: Disraeli, Gambetta, Lassalle.

Wer einen einzelnen Juden beurteilt, hat sich vor manchem Fallstrick für und wider zu hüten, den einerseits Juden und Philosemiten, andrerseits Antisemiten bereit halten. Er hat sich eine Reihe von Grundsätzen zu vergegenwärtigen, wenn er Gerechtigkeit üben will. Der Arier hegt zuvörderst eine oft sogar physische Abneigung gegen den Juden, die zugleich aufs Moralische abfärbt. Entstammt sie bloss brutaler Verachtung des muskelstarken und in naiv-atavistischen Begriffen persönlicher Tapferkeit erzogenen Nordländers gegen den schwächlichen und (angeblich) feigen Orientalen? Ward sie genährt durch religiösen Aberglauben?

Ja, beides muss bejaht werden. Der Hass gegen die Juden, während der Muselmann sie nur verachtet, bei den christlichen Kulturvölkern stärkte sich jedoch durch eine besondere psychologische Konstellation. Nichts nämlich kann so erbittern, als wenn Menschen, die man unter sich sieht und herablassend behandeln möchte, bei äusserer Kriecherei und Demut durchblicken lassen, dass gerade sie sich innerlich uns überlegen erachten. Nur mangelndes Feingefühl und äussere Herrschaftsverhältnisse täuschen den Europäer darüber, dass der Inder und Chinese gleichfalls unter demütigem Wesen dies Überlegenheitsgefühl versteckt. Wo der Chinese als Konkurrent des Weissen auftritt, wie in Nordamerika, kommt auch hier der Rassenhass zum Vorschein und trifft den Chinaman gerade so gut, wie den Neger. Allein, jene Konkurrenz tritt nur episodisch auf und zwar nur in den untersten Schichten, kann auch jederzeit eingedämmt werden.

Bei den Juden liegt die Sache ganz anders. Ohne ihre frühere Heimat als Rückhalt zu bewahren, filzten sie sich überall im Erdball ein, in jeder Ritze, die offen steht und betrieben schon seit zweitausend Jahren eine Konkurrenz auf wirtschaftlichem, später aber auf jedem nur denkbarem Gebiet. Der Jude konkurrierte nicht wie der chinesische Kuli mit dem arischen Arbeiter, sondern behielt sich das Gebiet des Zwischenhandels vor, um von dort zu Wucher und Bankwesen (seit es in Florenz, Mailand, Venedig begründet) und zu allgemeiner Plutokratie fortzuschreiten. Schon im Mittelalter sammelte sich mobiler Reichtum so erstaunlich schnell in jüdischen Händen, dass es dem Nachdenken unbegreiflich bleibt, in Anbetracht der primitiven damaligen Geldverhältnisse, falls die Juden nicht aus ihrer einstigen palästinensischen Herrlichkeit noch erhebliche Kapitalien ins Römerreich und von da auch in die germanischen Reiche hinübergerettet haben. Genug, zu Widerwillen und Verachtung gesellte sich der pekuniäre Neid und die Judenverfolgungen boten meist nur Anlass zur Plünderung, besonders seitens der regierenden Herren, wobei das religiöse Vorurteil als Vorwand diente.

Allgemein hiess es, der Jude sei ein Blutsauger am Mark des Volkes und erst aus diesem tatsächlichen Ritualraub ging die Vorstellung des Ritualmords hervor, die freilich schon aus alten Zeiten stammt und von den Römern (auf Anstiften der Juden selber, wie man sagt, die sich z. B. hinter Neros Poppäa steckten und sie zum Jehovakult bekehrt haben sollen) den Christen zugeschoben wurde. Wenn man übrigens den Religionshass der Christen gegen die Juden bloss auf Christi Kreuzigung zurückführt, so liegt hier noch eine umfangreichere atavistische Erinnerung im Blute, da die Juden stets ihr redlich Teil an den Christenverfolgungen der Römer hatten und hinter den Kulissen unablässig gegen das Urchristentum hetzten, das allerdings ihrem kapitalistischen Mammonskult, ebenso wie dem römischen Herrenrecht, ein Dorn im Auge sein musste. Jedenfalls steht fest, dass Religions- und Rassenhass sich hier durch reinmenschliche Antipathie nährten: Warum sollten unchristliche Blutsauger nicht auch Blutmörder sein? folgerte das naive Volk. Der

Jude schien das Prototyp feiger Hinterlist. Hätte dies nicht mitgesprochen, so würde im religiösen Aberglauben weit stärker ein gleichzeitig mit ihm verschmolzenes Pietätsgefühl für das angeblich „auserwählte Volk“ gewirkt haben. Aus dieser Scheu vor dem „alten Bund“ und dem „Messias vom Stamme David“ schützte die katholische Kirche die Hebräer im Ghetto, behielt überhaupt bis heut ein unbewusstes Zusammengehörigkeitsgefühl, als ob mit dem Alten Testament auch Pabsttum und Kirche stehen und fallen. Wenn die wotansgläubigen Allheilbrüder der Deutschvölkischen das Christentum ohne weiteres mit dem Judentum in einen Topf werfen, so lehrt solch trauriger Irrtum nur, wie unkenntlich die Kirche das Idealbild des gewaltigen Seelenbefreiers von Nazareth entstellte, der schwerlich selber Jude, jedenfalls ein Todfeind alles Jüdischen war, freilich auch in dem Sinne, dass er Feind jedes Pharisäertums, ob jüdisch oder arisch, ob mosaisch oder christlich, gewesen ist. Wenn aber ein Ultraklerikaler, wie Leroy-Beaulieu (Freund Leos XIII.) seine Apologetik des Judentums „Israel chez les nations“ (1893) losliess, so folgte er einem logischen Instinkt und warnte den jüdischen Liberalismus mit Recht, dass er mit seiner Untergrabung der Klerisei den verwandten Ast absäge, auf dem er sitze. Wer den Katholizismus als eine Wohltat der Völker ansieht, was fürs Mittelalter auch ohne Frage zutrifft, der muss hiermit zugleich die jüdische Theokratie und alles jüdische Wesen zelotischer Herrschsucht und Intoleranz, sowie im internationalen Jesuitismus die gleiche zähe unbeugsame, obschon im Dunklen schleichende, Gewalt bewundern. Ihm gleicht jener internationale Judäismus, der heimlich und offen unter der Maske von Knechtschaft und Idealismus die Weltherrschaft und den Sieg des jüdisch-plutokratischen Materialismus anstrebt.

Sobald es an die Judenfrage herangeht, pflegt der gebildete Mitteleuropäer sich seitwärts zu drücken. Nur geistig minder Bemittelte bleiben auf der Tenne und heulen mit Dreschflegeln und Flegeleien sich gegenseitig an: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist Antisemit!“ „Tut nichts, der Jude wird verbrannt!“ Houston Stewart Chamberlain verschmäht es zwar in seinen ‚Grundlagen des 19. Jahrhunderts‘

den blamierten Europäer herauszukehren und den toten Mann zu simulieren, wie so viele andere, die sich tot stellen, sobald man die Judenfrage anschneidet. Doch auch Chamberlain wendet sich scheu ab, sobald die Sache ernst wird, und verheimlicht geflissentlich die antisemitische Fachliteratur, als ob es sich dabei um lauter Hetzer und Radaubrüder handle. Den Pöbelantisemitismus wird jeder anständige Mensch von sich abweisen, ihn um so weniger begünstigen, als fast durchweg konservative und klerikale Interessen sich dahinter verstecken, wo nicht gar roh atavistische Rückfälligkeiten zum Hepphepp anreizen. So lange die Judenfrage mit irgendwelchen kirchlichen Stöckereien und Muckereien oder junkerlichen Pücklereien sich vermengt, wird das Judentum sogar Schützer unter seinen natürlichen Gegnern finden.

Erst der grosse Pourtalès, Napoleons juristischer Beirat, stellte die wahre Judenfrage auf ihre Füsse, indem er sein berühmtes — allerdings sehr judenfeindliches — Memoire an den Kaiser damit begann: „Man begehe den fundamentalen Irrtum, das Judentum für eine Sekte zu halten, es sei vielmehr eine in sich abgeschlossene und allen andern Rassen feindliche Nation.“ Das Grosse Jahrhundert hatte auch hierin Licht zu schaffen gesucht. Denn Joh. Andreas Eisenmengers „Entdecktes Judentum“ ward auf Staatskosten in Preussen gedruckt, nachdem jener gelehrte Orientalist Vermögen und Leben († 1704) für sein Werk geopfert und alle Bestechungsversuche abgelehnt, Kaiser Leopold I. jedoch auf Drängen der Juden es konfisziert hatte. Es soll seit 1787 beim Kammergericht zu Berlin ein Dokument deponiert sein: „Die von Eisenmenger aus klassischen jüdischen Schriftstellern gelieferten Auszüge sind mit einer Treue geliefert und übersetzt, die jede Probe aushält.“ Ein Jahrhundert später verschwand auch Professor Rohlings deutsch geschriebener „Talmudjude“ geheimnisvoll aus dem Buchhandel, ward jedoch von Karl Paasch aus dem Französischen zurückübersetzt, dem verdienstvollen Verfasser von „Eine jüdischdeutsche Gesandschaft und ihre Helfer“, worin wir den wahren Keim und Ursprung der späteren Gesandtenermordung in Peking und der deutschen Hunnenfahrt

entdecken. Der internationale jüdische Kapitalismus ist halt überall der wahre Weltmarschall und Feldmarschall, wovon auch die Buren ein Lied zu singen wissen.

Als reine Rassenfrage hat Chamberlain das Jüdische behandelt, ohne auf Talmudmoral und Schulchan Aruch einzugehen, und wenigstens den Ausweis der offenliegenden Historie sowie das Alte Testament energisch vor Augen gerückt. Er erklärt den Anspruch des „auserwählten Volkes" auf besondere Religiosität für Fälschung, da den phantasielosen, jeder gemütvollen Herzenstiefe ermangelnden Juden jener religiöse Trieb, den Kern der Natur im eigenen Innern zu suchen, völlig fehle. Vielmehr seien sie infolge ihres angeborenen Materialismus die einzigen wirklichen Götzenanbeter gewesen, so dass nicht mal die Münzen Köpfe haben durften, um Verführung zum Anbeten des Metalls nicht nahezulegen.

Das stimmt. Ihre Messiashoffnung, reinweltlich, symbolisierte gleichsam nur ihre Macht- und Goldgier und bildet hiermit eine Gefahr für alle anderen Völker, wie schon Giordano Bruno, Goethe, Herder, Friedrich d. Gr., Luther, Voltaire, Robespiere, Napoleon erkannten. Hätte Chamberlain Drumonts „La Françe Juive" zu Rate gezogen und die scharfen Konventsgesetze gegen den Wucher im Elsass sowie Napoleons Verhältnis zum Sanhedrin gekannt, so würde ihm dies manches wertvolle Material zugeführt haben. Dass Jesus ein Vollender des „alten Bundes" sei, läuft natürlich auf infame Fälschung hinaus, welche das Judenchristentum des ungebildeten Zeloten Petrus verewigte und das Hohepriestertum nebst allen Übeln der Theokratie im römischen Pabsttum wieder einsetzte. Ob der Galiläer der Rasse nach „Jude" war, was Chamberlain heftig verneint, wäre auch ohne Belang, da sein ganzes Sinnen und Denken schroffste Verneinung des Jüdischen bedeutet. Den naheliegenden Hinweis auf Vernichtung einer drohenden semitischen Weltherrschaft, welche Karthagos und der so nahe judenverwandten Phöniker Finanzmonopol heraufführte, durch das arische Rom zieht Chamberlain mit Kraft: Dem Carthaginem esse delendam müsse ein Delenda est Hierosolyma folgen. Dass die Arier den semitischen Bann eines Religions-

monopols brachen, möchten wir jedoch nicht unterschreiben. Das hierarchische Christentum, dem Jesustum entrückt, nahm so viel Jüdisches in sich auf, dass die gesamte arische Entwickelung dadurch ein schleichendes Gift erhielt. Doch lag so viel Heroisches und Buddhistisches deutlich in Leben, Leiden und Lehre Jesu, dass der naive Volkssinn und die ehrliche Auffassung vieler katholischer Priester, zu denen wir auch den grossen Gregor VII. zählen, trotzdem einen arischen Idealismus in der Lebensführung ganz in Jesu Geiste beibehielt. Dass übrigens bei einzelnen Juden starkes religiöses Empfinden auflodert, etwa im Geiste des Buch Hiob, ändert nichts an obigem Urteil. Der einzelne anständige Jude ist nicht verantwortlich für das Judentum als abgeschlossenen Typ.

„Du wirst alle Völker fressen, die der Herr dein Gott dir geben wird", heisst es so schön 5. Buch Mose 7. 16. Dies 5. Buch soll angeblich 622 v. Chr. bei Tempelerneuerung gefunden worden sein, es ward aber erst damals verfasst, um die Theokratie neu zu begründen. Hesekiel brachte sodann im babylonischen Exil den fanatischen Glaubenshass gegen alle Feinde Israels zur vollen Reife und diese Intoleranz in Verfolgung Andersgläubiger impfte sich später der katholischen Kirche ein, deren Inquisition dem alten Jehova des Zornes und der Rache opferte.

„Der Mensch ist Herr auch über den Sabbat!" Dies gewaltige, für unendliche symbolische Beziehungen fruchtbare, Jesuswort bedeutet die stolzeste Emanzipation des Menschengeistes, die je ein Mund gesprochen, und weder Moses noch Muhamed wären solcher echten Herrenmoral fähig. Das lässt freilich auf arische Herkunft schliessen, wie denn Altes Testament, Talmud und Koran den semitischen Religionsbegriff als radikal verschieden vom indogermanischen (Veden, Buddha, Zoroaster, Jesus) belegen.

Bei unsrer persönlichen Auffassung der Inkarnationslehre kommt es übrigens auf „Rasse" hoher Genien wenig an, da diese devachanischen Sendlinge sich ganz nach Belieben ihr Milieu setzen. Dass auch Moses ein Egypter gewesen sei, wie ein Ingenieur Born in einer anregenden Schrift nachzuweisen suchte und wofür ja der biblische Bericht selber

Anhalt gibt, scheint uns insofern zweifelhaft, als seine zehn Gebote meist einen ausgesprochen jüdischen Zug verraten wie das: „damit dirs wohl gehe und du lange lebest auf Erden“, was sogar dem natürlichsten aller Gebote angefügt wird. Freilich klingt „du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen“, „du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich brauchen“ umgekehrt nach egyptischer Geheimlehre, und die Mär von der Errichtung der eisernen Schlange gegen die Pest hat einen Anflug von okkulter „Magie“, wie auch die „Plagen“ gegen die Pharaonen. Die famose Bibel- und Babel-Entdeckung kann sich überhaupt nur auf das 1. Buch Mose beziehen. Es kamen aber offenbar noch andre fremde Elemente hinzu und bleibt als Ergebnis, dass auch in seinen Religionsbüchern das Judentum völlig eklektisch von Fremdem zehrt und seine Ohnmacht für jede geistige Originalleistung bekundet, da nur sein Nomadentalent für Ausbeutung andrer Völker ihm eigentümlich angehört. Rohling fasst daher in einer geistvollen Abhandlung das Eindringen des Semitentums als eine Razzia auf, wie etwa Beduinen und Tuaregs sie noch heute veranstalten. So sehr dies aber auf alle Eroberungszüge des arabischen Islam bis zum modernen Mahdi passt, wird man doch nicht verkennen, dass der Ausdruck „Antisemit“ eine starke Sinnverfälschung enthält und danach aussieht, als ob er von einem Juden selber erfunden wäre, um den „Antijuden“ ein Stigma allgemeinsten Rassenhasses aufzuprägen. Der Araber, ritterlich, poetisch, phantasie- und gemütvoll, hasst den Juden noch mehr als den Giaur, wie die Vorgänge in Algier dartun, und es wäre eine Beschimpfung dieses grossen Kulturvolkes, seine unsterblichen Verdienste in Wissenschaft und künstlerischer Zivilisation mit dem jüdisch-karthagisch-phönikischen Krämerpack in Parallele zu setzen.

Dass freilich auch letzteres in hoher egoistischer Rassenerregung zur Behauptung des Stammeshochmuts ein finstres Heldentum erzeugen konnte, dafür ragen ja im Tempel der Geschichte die Gestalten der Makkabäer und des Hannibal. Dies warnt uns, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und rundweg den Palästinensern jede ideale Anlage abzusprechen, d. h. dies sonst absolut richtige Urteil gleich auf

jedes Einzelindividuum auszudehnen. Im Gegenteil tröstet es zu bemerken, dass selbst diese zu krassem Materialismus geborene Rasse des Idealen nicht ganz entbehren kann. Wie Jesaias oder einige jüdische Dichter des Mittelalters, so bekundet auch Heine ein starkes Gemütsleben und der schon in mosaischer Gesetzgebung erkennbare sozialistische Trieb lebte ganz logisch in Lassalle und Marx wieder auf. Ein gewisser idealer Zug wohnt diesen Erscheinungen inne, selbst der praktischen Machtgier von Gambetta und Disraeli, aber freilich tritt dies Ideale in so unreiner Form auf, dass es sich wesentlich vom Arischen unterscheidet.

Zur allgemeinen Entschuldigung schlechter jüdischer Eigenschaften lässt sich anführen, dass sie durch Verfolgung, Verhöhnung, Versklavung förmlich gezüchtet seien. Der Geknechtete wird bösartig. Hiergegen richtet sich aber, so logisch diese Folgerung an sich erscheint, ein schwerwiegender Einwand. Als nämlich die Juden noch nicht geknechtet, noch nicht religiös verfehmt waren, genossen sie bei den Römern und vordem den Egyptern und Babyloniern den gleichen Ruf der Bosartigkeit, des arroganten Hochmuts gegen andere Völkerschaften, des Unterjochungstriebs, wie die palästinensischen Kanaaniter ihn schmeckten und wie er bei einem so winzigen Stamme den grossen Kulturvölkern doppelt unausstehlich vorkam. Die Geschichte vom Exodus aus Egypten, wo die Egypter den Abziehenden noch eine Masse Geld und Gut mitschenken, damit sie nur endlich abziehen, gibt sehr zu denken und der Finanzminister Josef dürfte wohl mit den sieben mageren Kühen eine Verelendung Egyptens durch hebräische Heuschreckenplage veranschaulichen. Möglich, dass wir zu pessimistisch auslegen, denn beim Fehlen aller Urkunden sind wir ja nur auf die eigene Chronik der Hebräer angewiesen. Allein, was steht nicht alles in dieser Chronik selber, die man als Altes Testament und Heiliges Buch schamloser und lächerlicher Weise den Kindern zu lesen gibt, als wollte man sie vorzeitig in allen Schmutz der Sinnlichkeit und Grausamkeit einweihen!

Jede Art viehischer Unzucht, Sodomiterei, Kebsweiberei bis zur salomonischen Haremsorgie wird breit und

umständlich geschildert, ebenso die abscheulichsten Gewalttaten und Brutalitäten. Doch das alles wäre noch nicht so arg, würde ausserdem zur Beurteilung des Judentums nicht viel bedeuten, da es bei anderen semitischen Völkern wohl nicht besser aussah, wenn nicht ein dem Juden noch heut eigentümliches Behagen an Unsauberkeit sich in der allzu wahrheitsgetreuen Schilderungswut (auch bei den Propheten die schlüpfrigsten stinkendsten Gleichnisse) zu erkennen gäbe, und wenn nicht ferner mit solcher Bestialität sich die niederträchtigste Gesinnung verbände. Ob nun diese alten Scharteken, zum Teil meisterhaft geschrieben, lauter Tatsächliches oder Wahrheit und Dichtung enthalten, ein hübsches Bild entrollen die Historiker oder Dichter vom Moralzustand ihrer Rasse. Da ist der Erzvater Abraham, der seine Frau als Schwester ausgibt, aus Furcht, der Pharao könne ihn sonst beseitigen wollen — der Sinn der dunkeln Geschichte kann nur sein, dass er Sarah als Schwester dem Pharao auslieh —, der seine Geliebte Hagar mit seinem Söhnchen in die Wüste treibt, der seinen einzigen Sohn schlachten will. Da ist der schlaue Jakob, der Esau um die Erstgeburt betrügt und nachher in dem unsauberen Handel mit den Stecken und Schafen sich nicht anders benimmt, wie heute irgend ein aufgeweckter Jakobsleben Galiziens. Da ist der glatte Josef, der böse blutopferheischende Samuel, der entnervte sentimentale Wollüstling Salomo, der all seine tausend Kebsen „eitel“ findet, die infamen Ahab, Rehobeam, Herodes samt ihren ebenbürtigen Weibern, da ist vor allem der Geliebte Jehovas, der ewige Stolz Israels, der Königspoet David. Dieser Kerl ist ein solcher Schurke, dass es an der perfiden Gemeinheit des „Uriasbriefes“ noch nicht genug ist, sondern er noch auf dem Totenbett seinem Sohn ans Herz legt, den braven Feldhauptmann umzubringen, weil David selber leider durch Eid verhindert, sich an ihm zu „rächen“, zu rächen wegen einer längst verjährten, nur vom Despotendünkel als Verschuldung aufzufassenden Sache. Einer ähnlichen Unausrottbarkeit der Niedertracht begegnen wir erst wieder bei dem schuftigen amerikanischen Milliardär Gould, wenn wahr ist, dass er sterbend keine andere Sorge hatte, als seinen

Nachfolger zu mitleidloser Sprengung einer Börsenmine anzufeuern, d. h. neuen Ruin vieler Existenzen als Trost ins Grab mitzunehmen. Dass aber solche Schändlichkeit frank und frei dem „frommen“ Nationalhelden zugeschrieben und offenbar beifällig vermerkt, das Ungeheuer aber als sittliches Ideal Israels aufgestellt (und nachher als Ahnherr Jesu von christlichen Frömmlern weiter angedudelt) wird, das zeugt von einer Rassenunfähigkeit zur Ethik, die uns schaudern macht.

Man zeige uns in Literatur und Geschichte irgend eines Volkes eine ähnliche cynische Frechheit! Und diese scheussliche schriftliche Hinterlassenschaft eines nichtsnutzigen, ebenso ungebildeten wie eingebildeten Barbarentums, wobei Moses und die Propheten fast auf jeder Seite den Juden zu Gemüte führen, was für Schmutziane und Götzendiener sie seien, gilt obendrein bis heute — lediglich wegen des Messiaskniffs mit dem Davidsohn von königlichem Ursprung, da man den Heiland als Plebejer nicht für weltliche Kirchenzwecke brauchen konnte — als Heiliges Buch zur religiösen Verehrung! Solch dalailamahafte Kotanbetung rechtfertigt den verachtenden Hochmut des Auserwählten Volkes. Eine Menschheit, die sich so etwas gefallen liess, ist in ihrer Verblödung nichts anderes wert, als von den Juden beherrscht zu werden.

Andererseits war freilich dies Überlassen ihrer saubern Historie an die Christenkirche naive Unvorsichtigkeit des Judentums. Denn sonnenklar steht hier zu lesen, dass unser arisches Gewissen ruhig sein kann, dass nicht unsere Verfolgungssünden den jüdischen Charakter erzeugten, sondern dass dieser unveränderlich von Anbeginn so feststand wie heute: kriechend schlau, wenn unter der Fuchtel, wobei die Sarahs und Esthers allezeit Israels Geschäfte mit besorgten, und gewissenlos brutal oder nervös-fanatisch hetzend, wenn in Machtfülle. Wenn also Talmud und Schulchan Aruch alle die geheime Antiethik enthielten, wie gelehrte Antisemiten behaupten, so könnte dies nach Massstab ihrer offenen Chronik nicht Wunder nehmen. Es wird jedoch jüdischerseits behauptet, diese Schriften seien widerspruchsvolle Konglomerate von Rabbinerscholastik und enthielten

umgekehrt auch eine Masse Humanität, die einen Bergpredigt-Altruismus vertreten.

Mag sein, zumal ja auch bei Hillel-Philo sich Ähnliches findet. Böswillige könnten freilich argwöhnen, dass derlei spätere Einschiebsel bloss Attrappen seien, um den Grundkern zu verhüllen. Deshalb scheint auch die Argumentierung nicht überzeugend, dass Ritualmord grade bei Juden undenkbar sei, weil allerdings schon früh Ritus und Lebenshaltung jeden Blutgenuss untersagten und auch das bei den Römern noch ungeschwächt bestehende Tieropfer zum mindesten bekrittelt, wenn nicht abgeschafft, wurde. In einer Rabbinerreligion, die so viel mit Geheimschriften hantiert, könnte sich auch wohl ein dunkler Aberglaube solcher Art verstecken, der erst viel später in nachtalmudischer Zeit aus Kabbala und Zohar, d. h. Schwarzer Magie, sich einer Geheimsekte einverleibte, welche mit dem europäischen Judentum in loser Verbindung steht und ihren Sitz im Orient (Turkestan) hat. Wenigstens soll Moltke angeblich geschrieben haben (wir haben das Zitat nicht verifizieren können), dass die internationale Judenschaft einem geheimen Oberhaupt in Asien gehorche.

Nun, dies alles mag phantastischer Spuk sein und die höchst auffälligen Kindermordprozesse, deren Kern sich ja stets rätselhaft verschleiert und deren Indizienverdacht stets auf den Juden sitzen bleibt, würden die Missstimmung unbefangener Beurteiler noch keineswegs gegen das gesamte Judentum lenken, das für eine Geheimsekte und etliche Rabbiner nicht verantwortlich zu machen wäre, wenn nicht sämtliche Juden der Welt dieserhalb ein wahnsinniges Geschrei über Attentate auf Freiheit und Aufklärung erhöben. Dies Wutgezeter muss stutzig machen und den Verdacht nahelegen, dass doch etwas mehr an der Sache sei, als man glauben sollte. Das völlig reine und gute Gewissen würde sich entgegengesetzt verhalten, vielmehr im eigensten Interesse des Judentums auf strengste Untersuchung dringen und jede Solidarität mit einer solchen Geheimsekte ablehnen. Statt dessen setzt das Judentum den ganzen ungeheuren Apparat seiner internationalen Presse, Finanz und bis in die höchsten Schichten reichenden Einflüsse, wo besonders getaufte Juden-

stämmlinge insgeheim seine Geschäfte führen, in rastlose Bewegung, um selbst schwerste Verdachtsmomente gegen Juden abzulenken, die Behörden moralisch oder praktisch zu terrorisieren (vielleicht auch Bestechungsmittel anzuwenden) und lieber jeden Antisemiten als planmässigen Urheber der „Ritualmorde" zu brandmarken. Dass selbst ein anständiger Mensch wie Leroy-Beaulieu sich so weit vergessen kann, zu behaupten: in fast allen Fällen sei nachgewiesen, man habe die Leiche nachträglich ins Judenquartier geschleppt oder die Spuren dorthin geleitet, macht uns schamrot über die Leichtgläubigkeit, mit der jede philosemitische Schwindelei als „bewieson" aufgeschnappt wird. Ist ihm wirklich der erwiesene Ritualmord in Damaskus an einem französischen Pater, also jemand, der seinem katholischen Herzen teuer sein sollte, unbekannt geblieben?! Und dass die akten- und gerichtsmässig verurteilten geständigen Juden durch ein geradezu ironisch gehaltenes Irade des Sultans Begnadigung erhielten, weil die reichen Weltjuden, an ihrer Spitze Sir Moses Montefiore („Philantrop") und Cremieux („Patriot"), eine unerträgliche Pression auf den kranken Mann am Bosporus übten?! Nun, dies Verbrechen mag ebenso eine Ausnahme sein, wie — die Verurteilung. Wir enthalten uns jedes Urteils in so zweifelhaftem Dunkel.

Es ist ferner wahr, dass der Talmud unter den „Gojim", gegen die jeder Hass und Meineid (letzteres wird von Talmudisten bestritten) erlaubt sei, früher nur Babylonier und Römer verstand. Aber nur ein Verblendeter wird leugnen, dass der galizische und rumänische und russische Talmudschüler darunter heut natürlich die Christen versteht, nämlich alle Nicht-Juden, was „Gojim" bedeutet. Wir haben endlich als Deterministen und Karmagläubige ohne weiteres zuzugeben, dass der natürliche Mensch überall ebenso empfinden würde, wie der Jude gegen seine jahrtausendelangen Verfolger, dass wir ihm also jeden Vorwurf ersparen müssen, sobald wir uns an seine Stelle versetzen. Mit allen antiethischen und materialistischen Instinkten ausgestattet, daneben aus visionärem Auserwähltheitswahn einen gewissen wilden Idealismus für Stamm und Stammgott („Gott seiner Väter") schöpfend, kann der Jude nicht anders denken und

handeln, als mit düstrer Verbissenheit gegen andere Rassen und internationalem Streben, alle Macht und vor allem alles Kapital in jüdische Hände zu zentralisieren und zu monopolisieren. Es wäre wunderbar und würde übermenschlich ethische Anlage einer ganzen Rasse bezeugen, wenn es anders wäre. Dass man sich aber durch gewisse orientalische Züge ostentativer Wohltätigkeit und einer gewissen leidenschaftlichen Hingabe an grosse Ideen und Menschen (man denke an jüdische Fanatiker für die Judenfeinde Dühring und Wagner) im Einzeljuden nicht täuschen lassen darf, lehrt gerade die Ethik desjenigen, den man als Reinsten und Besten der Juden auch in seinem stoischen Lebenswandel auffasst: die geradezu schäbige Nützlichkeitsmoral Spinozas mit ihrer dem Arier unverständlichen Gleichgültigkeit und Erbarmungslosigkeit gegen das Tier.

Gewiss, wir erkennen auch dies als Ruhmestitel der Grossen Revolution an, dass ihre echte Humanität und Gerechtigkeitsliebe die Emanzipation der Juden durchsetzte. Nur zu begreiflich erscheint die Folgerung Lessings, der in Moses Mendelssohn einen aufgeklärten und edlen Juden als Freund umarmte. Ob Dührings masslose Ausfälle gegen Lessing und Mendelssohn irgendwie auf Wahrheit beruhen, lassen wir dahingestellt, jedenfalls hat er Lessings sittlichen Ernst und geistige Bedeutung gehässig unterschätzt, der sein Aufklärungslehrgedicht von „Nathan dem Weisen“ dem von ihm subjektiv vorausgesetzten Judentum auf den Leib schrieb: dass der Jude erst als Befreiter zeigen könne, was er sei. Ähnlich „befreite“ Robespierre in berühmter Rede die Juden, indem er zugab, sie taugten allem Anschein nach nichts, aber sie würden etwas taugen, sobald es in ihrem Nutzen liege, wohltätige Staatsbürger zu sein.

Wahrlich, wir hätten gradeso gesprochen, und ein- für allemal sei es gesagt: jede Antastung der „jüdischen Mitbürger“ in ihren Staatsrechten, was als Präventiv- und Prohibitivmassregel allen Antisemiten vorschwebt, widerspricht der Ethik, die ihrer nicht spotten lässt. Der jüdisch-jesuitische Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, ist nicht nur verbrecherisch, sondern dumm, da jeder theosophisch Erleuchtete weiss, dass böse Mittel früher oder später auf ihre Urheber

zurückfallen. Mit irgend welchen Lösungen der Judenfrage haben wir uns nicht zu beschäftigen. Der Antisemitismus wird determiniert seinen Weg gehen, das Judentum desgleichen, und Karma-Kausalität wird die Lösung von selber bringen. Wir haben hier nur ein Amt und keine Meinung, verzeichnen nur Tatsachen und Symptome.

Also Robespierre befreite die Juden und diese feiern die Revolution mit Davidpsalmen. „Der ‚Berg' des Konvents ist unser Horeb", „Moses war ein Konventsmitglied, vom Gipfel des ‚Berges' redend", „die Offenbarung sprach dieselbe Sprache auf dem Sinai wie in den Salons des 18. Jahrhunderts", schwärmt James Darmesteter (Darmstädter). Wenn er meint: „was durch Voltaire triumphiert, das ist die Bibel, mit Voltaires Epigrammen bespickt" so dürfte er Voltaires Kapitel über die Juden („das verabscheuungswürdigste Volk") wohl schwerlich gekannt haben. Denn sowie ein grosser Mann ungünstig über die Judenschaft urteilt, wird er sofort ein kleiner Mann, was heut die Judenpresse sofort in der Hand hat. So konnte Zola seinen verhüllten Antisemitismus in „L'Argent", der ihm sofort eine literarische Baisse eintrug, nur durch den Dreyfussschwindel wieder gutmachen. Jetzt auf einmal erkannte Georg Brandes, den Zolas massive Kraft früher wenig anheimelte, wie gross er sei, und Nordau, der ihn als krankhaften Schmutzfink geisselte, weinte Tränen der Rührung über „J'accuse", das unsterblich bleibe, wenn leider Zolas Schmieralien alle vergessen sein würden!

Die Revolution war also „die Erfüllung der alten Propheten Israels"? Holla! Diese lehrten doch den Messias, der alle Völker Juda unterworfen werde? Und richtig hören wir auch bald die bodenlose Unverschämtheit: „das Credo der neuen Welt ist nur das Credo der alten hebräischen". Ein jüdischer O. Strauss, amerikanischer Gesandter in Konstantinopel, behauptet unverfroren, dass die Amerikanische Union nach dem Pentateuch und ‚Buch der Richter' geformt worden sei. Und nun sehen wir mal zu, was der Jude als Befreiter, oder, wie er schwindelt, Schöpfer des modernen Europa wert sei.

Kaum besah sich St. Just das Elsass, als er wütende Briefe an Robespierre über den jüdischen Wucher schrieb,

der dies unglückliche Land verzehre. Welche Rolle jüdische Bankiers bei Plünderung der Kirchen- und Nationalgüter gespielt oder wie sie, Robespierres catonische Strenge fürchtend, hinter den Kulissen zu seinem Sturze beigetragen haben mögen, wieviel die zuerst von England aus wirkende Freimaurerei als Intriguen-Organ des Judentums in Herbeiführung der Revolution zum Zwecke der Judenemanzipation mitwirkte, bleibe ununtersucht. Man braucht nicht Leon Taxils Schwindeleien (besonders „La Loque Noire", ein Buch, in dem das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich wird) zu trauen, um zu ahnen, welche ungeheure Wühlarbeit die von Juden gelenkte Freimaurerei — ausserhalb Frankreichs heut nur eine gegenseitige Versicherungsanstalt für Streber ohne direkt politische Ziele — zu weiterer Revolutionierung Europas vollbrachte. Nicht umsonst hiess die Mazzini befreundetste Familie: Nathan, und der heutige Grossmeister der italienischen Logen: Nathan.

Sollen wir dies etwa bedauern? Beileibe nicht, vielmehr die Weisheit der Kausalität bewundern, die jene durchaus selbstsüchtigen Absichten der Jüdischen Kräfte für unsre eigenen Interessen in Fluss brachte. Besonders der deutsche Michel ward durch die kreischende Unrast der Hebräer mächtig aufgerüttelt und am Überziehen der Nachtmütze gehindert. Die Satire der Heine, Börne u. s. w. biss so giftig, die Nadelstiche trafen so gut, dass Michel rabiat wurde. Jeder abstrakte Antisemitismus, der diese Nützlichkeit des Judentums ableugnet, verkennt kindisch das Organische und Kausale solcher Vorgänge, die heut wieder in Judas Begünstigung der Sozialdemokratie ihre Fortsetzung finden. Die Juden glauben dabei immer nur für sich zu arbeiten, ein Rothschild I. als Weltimperator gaukelt ihren Träumen vor und Besetzung aller Führerstellen im sozialen Staat mit lauter Juden, von den dankbar befreiten Gojim-Karyathiden auf den Schultern getragen.

Ob sie sich nicht höllisch dabei verrechnen würden, wird die Zukunft lehren. Fürs erste werden sie zur Abwechselung hochnational-hochdeutsch wie Maximilian Harden und sein Genosse Rathenow oder wie Kipling und die Transvaalauspresser in England oder die chauvinistisch-klerikalen

Journalisten in Paris, grösstenteils getaufte Juden. Sie behaupten, jedes Gängelband des alten Ghetto abschneiden und völlig im Arischen Volk, unter dem sie hausen, aufgehen zu können. Wie schwierig dies Unterfangen und wie ehrlich es gemeint, sehen wir daran, dass die meisten französischen und ungarischen Juden „deutscher“ Herkunft sind, dass England und Amerika von polnisch russischen Juden wimmeln: das werden nun alles eingefleischte Franzosen, Magyaren, Briten, Yankees nach dem Grundsatz: ubi bene, ibi patria. Bekanntlich schüren sogar die Juden überall am eifrigsten Nationalitätenhader und Chauvinismus, besonders in Ungarn und Österreich, und so was Ultrafranzösisches wie die deutschen Juden in Frankreich (darunter auch Familie Heine) hat man noch nie gesehen! Für Kipling sind alle Deutschen „Goten und Hunnen“ und nur die Heilige Britannia hat als Auserwähltes Israel über alle Lande den Union Jack zu breiten: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr dein Gott dir geben wird.“ Ob also ein böses Bänkelsängerlied in den Londoner Gassen den Transvaalkrieg „the Jews War“ taufte, wehe dem, durch den Ärgernis kommt! Das ganze freie Albion gürtet sich mit Kiplings Stolze und sieht im radikalen Britentum seiner Juden seine eigene bessere Hälfte.

Um aber die volle Wahrheit zu sagen: haben die Antisemiten Recht, dass die Judenschaft immer ein fremdes aufsässiges Element, ein Staat im Staate, bleibe? Vom Staatsstandpunkt aus trifft dies entschieden nicht zu. Der durch Generationen in einem Lande ansässige Jude nimmt unwillkührlich an gemeinsamen Interessen teil, ihm kann es nur lieb sein wie jedem andern, dass „wir Deutsche“ materiell gedeihen, und wenn nur recht viel getaufte Juden Minister und kommandierende Generale werden, dann wünscht der Jude von Herzen dem Deutschen Reich alles Wohl. Desgleichen anderswo. Ein Land, wo man Sir Montefiore, Lord Rothschild, Lord Goschen und gar Premierminister Lord Beaconsfield und Gladstone (Freudenstein) werden kann, erfüllt das jüdische Herz mit warmen Patriotismus. Frankreich, das einen Fould, Cremieux, Gambetta so hoch brachte, hatte 1870 unter opferwilligen Patriotinnen auch

eine Madame Cohn. Seither freilich sank es tief in Europas — soll heissen: Judas — Achtung, weil es einen zweimal verurteilten Coquin für einen Verräter hielt, trotzdem die alleinseligmachende Internationale das Gegenteil versicherte. Jetzt auf einmal schlug der dankbare Patriotismus für das Land der Judenemanzipation ins Gegenteil um und Frankreich wird so lange boykottiert, bis die unvergessliche Regierung Loubet-Combes den Juden blindlings sich überlieferte. Denn natürlich, jeder Chauvinismus des Juden nimmt sofort ein Ende, sobald man einem Juden ein Haar krümmt: alsdann ist ein solches Land jedes Patriotismus unwert, denn Charity begins at home, des Juden Chauvinismus fängt zuerst bei sich selber an.

Aber wäre deshalb schon wahr, dass der Jude immer nur Jude bleibe und weiter nichts? Nein. Wie Freimauer, wo immer sie sich begegnen, sich brüderlich in die Hand kneten, so grüsst zwar jeder Jude verschiedener Sprache seinen Rassegenossen, ja findet ihn sofort heraus, ob der eine aus Odessa, der andre aus Chicago, oder ob beide getauft oder Reformjuden. Aber dass darum alle nur ein gemeinsames Interesse verfolgen, ist falsch. Wie der französische Sozialist doch eben Franzose bleibt und das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" sofort Schranken findet, sobald nicht ihr gemeinsames Mageninteresse in Frage kommt, so kann man sich gut vorstellen, wie ein französischer Jude einem deutschen Juden an den Kopf fährt, sofern dieser reichsdeutsche Ideen verteidigt, wie der englische Jude den deutschen Juden mit Britendünkel traktiert, oder wie der deutsche Jude heftig aufflammt, wenn man in seiner Gegenwart deutsche Bildungsschätze bespöttelt. Denn intellektuell wird jeder Jude notwendig ein Angehöriger derjenigen Nationalkultur, in der er aufwuchs. Wer derlei unterschätzt, macht sich schon von der Bedeutung der Muttersprache keinen Begriff. Sprechen ist Denken, der Deutschsprechende denkt anders, als der Englischredende und wir behaupten, dass in vielen wichtigen Fragen der deutsche Jude dem Deutschen verwandter denkt, als ein stammverwandter Brite, ja sogar als ein mit deutscher Bildung gesäugter Skandinave.

Durch so unzählige unmerkbare Poren strömt das geistige Blut der Sprach- und Erziehungsgemeinschaft in den andersrassigen Körper. Wir gehen sogar noch weiter und behaupten, dass der durch Generationen ansässige Jude ein starkes Heimatsgefühl an das Land seines „Exils" bekommt und unter Umständen auch dafür tapfer sein Blut vergiesst. In Frankreich weiss man dies lange, wie denn überhaupt die Mär von der persönlichen Feigheit der Juden reine Legende.

Jeder Jude ist kampflustig, sobald seine Eitelkeit, Gewinnsucht oder nervöse Wut erregt wird. Auch bestiegen sie im Mittelalter die Massenscheiterhaufen mit grossem Mut, lieber als dass sie den Glauben abschworen, ihr religiöser Dünkel hielt sie aufrecht. Ihre behutsam verhüllte Leidenschaftlichkeit geht gern zum Extrem, wie die getauften Renegaten als spanische Inquisitoren (Torquemada) einen besonders grimmen Fanatismus herauskehrten, damit sie in Ketzerautodafés unbewusst ihr Volk rächten und die katholische Kirche in Spanien ruinieren halfen. So stellte Massena (Manasse) das Äusserste rücksichtsloser Bravour in den napoleonischen Legionen dar, mit Heroismus erkaufte er Millionen auf Millionen, Titel auf Titel, machte als Räuberhauptmann eine Razzia über die Erde. Auch Bernadotte fehlte es nicht an Bravour und man könnte Beiden sonst alles Mögliche vorwerfen, dass sie Schandflecke der Armee, Diebe, Gauner, Räuber, Intriganten und sogar Verräter seien — Bernadotte verschwor sich mit einem General, der auf den arischen Namen „Simon" hörte, schon gegen den Ersten Konsul —, aber nur keine Feigheit. Die jüdische Abstammung beider Marschälle wird von den Franzosen standhaft geleugnet, obschon beide Namen und ihre Physiognomie nachweislich jüdisch sind und ihre moralische Eigenart von der aller andern Marschälle, auch der schlechtesten, merklich absticht. Doch dies dürfte wohl nur schamhafter Wahrung der Nationalwürde entspringen, um nur ja nicht einzugestehen, dass zwei „Gloires de la France" Juden und dies obendrein als Krieger gewesen seien. Auch Italien hat im Pantheon seines Risorgimento einen Sprössling des Ghetto: Daniel Manin, den heroischen Diktator von Venedig.

Dass der Ghetto sich nicht mal zu öffnen brauchte, um seine Insassen durch Kultur und Sprache zu nationalisieren, beweist der frühe Einfluss jener Berliner Aufklärungszirkel der Hertz und Rahel. Dass eine orientalische Rasse sich derart akklimatisierte, um sich durchaus die okzidentale Kultur zu assimilieren, beweist die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich blitzschnell in alle Gebiete als Konkurrent eindrängte, sobald freie Bahn gegeben, mit Ausnahme des Ackerbaus, dessen rauhe Arbeit sie den Gojim überliess. Selbst das Militär wird überall, wo keine Schranken gezogen, von Juden überschwemmt. Der frühere Militärgouverneur des heutigen Königs von Italien, Ottolenghi, ist Jude und im Prozess Dreyfuss sahen wir überall jüdische Offiziere auftreten; anderswo sind es nur Judenstämmlinge und Getaufte, die nach oben dringen.

Mit dem hier Gesagten werden die Antisemiten freilich wenig zufrieden sein. Denn das Fazit bleibt doch eben: es geht nicht an, die Juden schlankweg als „Ausländer“ zu betrachten, da sie, mit gleicher Sprache und Kultur durchtränkt, unwillkürlich unsre Landsleute und Staatsgenossen werden; genau mit gleichem Recht, wie Refugiés äusserlich echte Preussen geworden, obschon sie ihr Fränzösisch viel zäher unter sich bewahrten als die modernen Juden ihr Hebräisch. (Die allgemeine heilige Sprache der Juden im Osten Europas ist übrigens das Deutsche). Wenn also trotzdem eine völlige Umwandelung des Juden in einen Arier unmöglich, er günstigstenfalls ein Dreivierteldeutscher, meist nur ein Halbdeutscher, Halbfranzose, Halbbrite wurde, so müssen fundamentale Verschiedenheiten der Gesinnung obwalten, welche nicht wie der Intellekt von Sprache und Kultur berührt wird. Wie hat sich diese nun nach Öffnen der Ghettos bewährt? In Dankbarkeit, Bescheidenheit, Brüderlichkeit? Weit gefehlt! Zuvörderst setzten die Juden ihre kommerzielle Tätigkeit — schon in Palästina und später im Römerreich von ihnen fast ausschliesslich betrieben, also nicht wie man sagt durchs Mittelalter aufgezwungen — rücksichtslos fort, indem sie sich der erweiterten ökonomischen Bedingungen bemächtigten und allmählich in Europa das meiste mobile Kapital monopolisierten,

bis ihre Rothschilds Herrn über Krieg und Frieden im Staatshaushalt wurden. Natürlich verdrängten und vernichteten sie hierbei zahllose arische Existenzen und ihr Auffressen der Nationalvermögen griff mit dem Erstarken des modernen Kapitalismus immer rapider um sich. Die Bauern von Grund und Boden jagen, den Handwerkerstand aufsaugen, überall mit unlauterm Wettbewerb ihrer „Pleiten“ und Gründungen, Panamas und Hondurasbanken, arische Konkurrenten überwältigen, so sah sie aus, die Siegesfahrt der jüdischen Philoxera durch den Weinberg des Herrn.

Neben dieser dankbaren und brüderlichen Segnung ihrer gutmütigen arischen Herrenbefreier, die in völlige Zinssklaverei zu schlagen ihr sehnlichster Wunsch, machten sie sich mit vorlauter Dreistigkeit auf allen Plätzen des öffentlichen Lebens breit, riefen allerorts Empörung über ihre prahlerische Protzerei hervor, stürzten sich in Justiz, Beamtentum, Universitäten. Ob sie in Staat und Kommune so auflösend und immoralisch wirkten, wie manche Ahlwardtiaden behaupten, können wir nicht untersuchen. Ebensowenig, ob in der katholischen Kirche ihr Einfluss nicht minder um sich griff wie in der protestantischen. Ob Pio Nono jüdischer Abstammung, bleibt eine offene Frage, eine offene Tatsache hingegen der Erzbischof von Olmütz, Herr Cohn, mit seinen zwanzig Beleidigungsprozessen gegen seine erbitterte Diöcesanen. Diese gewaltige Razzia des emanzipierten Judentums ward aber ermöglicht durch ihre Meisterleistung: die Nutzbarmachung der Presse. Sie machten Goethes Befürchtung wahr und schufen dies internationale Teufelswerkzeug, das man anfangs als Aufklärungshebel begrüsste, heut aber als Institut zur Generalverdummung und Dupierung erkannte, vermittels dessen der grosse Haufe, dessen Mittelmässigkeitsinstinkten sie schmeichelt, zu so unbedingter Gläubigkeit erzogen wird, wie sie nur irgendein Hetzkaplan von seinen Bauern fordern kann.

Kapital und Presse, das sind die zwei Säulen der Bundeslade Israels. Hat dieses nun selber eine besondere Nationalkultur, vermöge deren es uns entnationalisieren könnte? Leroy-Beaulieu verneint es sehr richtig, natürlich

in judenfreundlichem Sinne, um die „Judengefahr“ in Abrede stellen zu können. Der Grund, warum Israel keine Nationalkultur besitzt noch je besessen hat, ist freilich sehr — antisemitisch, nämlich weil dies Verstandesvolk überhaupt unfähig zu eigener Kultur (die ja nur aus ethischem Idealismus keimt) und auch geistig nur aussaugen und sich Fremdes aneignen kann. Wenn man aber einen besonderen jüdischen Rassegeist leugnen wollte, so braucht man nur in das heilige Buch des Alten Testaments zu blicken und es aufmerksam mit der Gegenwart zu vergleichen. Ein undefinierbares je ne sais quoi, im Mittelalter foetor Judaicus genannt, strömt uns überall entgegen, wo wir das Judentum als „Element der Dekomposition“ (Philosemit Mommsen spricht so) wirken sehen: Ein Hauch von Streberei, Geldgier, Genusssucht, Materialismus, Ideallosigkeit, öder Reinkultur des Verstandes, Gemütsentäusserung, Seichtigkeit und Veräusserlichung der Lebenshaltung.

Man wird uns entgegenhalten, dass dies ja nach unserer eigenen Auffassung der allgemeine Geist des Jahrhunderts sei. Allerdings, und die Bazillentheorie irrt, denn der „Erreger“ zerstört nur dort, wo ein Krankheitsherd vorhanden: der jüdische Bazillus wuchert nur auf geeignetem Nährboden. Allein, das hiesse doch krampfhaft die Augen schliessen, wollte man den offenbaren zeitlichen Zusammenhang verkennen zwischen Entwickelung des Jahrhundertelends und seiner epidemischen Geistesseuche mit Emanzipation des Judentums. Da letzteres nun durchaus unproduktiv, so warf es sich auf die Zweige der Reproduktion, auch hier des Zwischenhandels im Geistigen: nämlich Presse, Theater, Musikvirtuosentum, sowie technischempirische Ausbeutung der Naturwissenschaften, obschon es in letzterem Fache, wo noch eine gewisse selbständige Produktivkraft erforderlich, nur Unbedeutendes vermag. Diese Reproduktionsarten, leichter und müheloser Raubbau fleissiger Handwerkerei auf dem von Produktiven gedüngten Felde, machte es gleichzeitig, um seine spezifisch jüdische Begabung ausgiebig zu verwerten, hervorragend lukrativ und verschaffte ihnen eine ungeahnte Ausdehnung und Bedeutung. Wenn man im übrigen eine Kunst nennen soll — eine Wissenschaft

gibt es nicht, worin ein moderner Jude wirklich hervorragend Bahnbrechendes geleistet hätte, und selbst Spinoza wäre ohne Descartes und Giordano Bruno undenkbar —, wofür sich die Juden besonders talentiert erwiesen, so ist dies die angeblich so „ideale“ und aus dem „Gemüt“ schöpfende Musik. Ein Beweis mehr, dass diese Kunst physiologisch mit nervössinnlicher Erregbarkeit und intellektuell mit dem arithmetischen Rechenverstande zusammenhängt, welche zwei Bedingungen die einzigen sind, die dem Juden zu Gebote stehen. Ob Mendelssohn und Meyerbeer wirklich nur Knoblauchduft in die Musik hineinbrachten, wie Wagner schimpfte, vermögen wir nicht zu beurteilen, finden des Ersteren Kompositionen einschmeichelnd genug, des letzteren Opern voll dramatischem Töneschwung, ohne natürlich den ungeheuren Unterschied z. B. zu Schumanns Manfredmusik verkennen zu können. Wichtiger ist uns der Vorwurf, dass die Musik vieler Juden von Reminiszenzen und Plagiaten wimmelt, was freilich das Schicksal der meisten Kompositeure zu sein scheint und hierin die grenzenlose Beschränktheit des Musikvermögens anzeigt. Das eigentlich Rassehafte der jüdischen Musik nennt sich Offenbach, Strauss, Sullivan, die prickelnde frivole Operette. In der bildenden Kunst haben die Juden ein paar „realistische“ Genremaler wie Israels, Liebermann, Meyerheim (letzterer obendrein nur Halbjude, wie die Begas) erzeugt und durch masslose Reklame weit über Gebühr aufgeblasen. In der Literatur, wo sich ihre findige Intelligenz hätte betätigen können, ist das Ergebnis von hundert Jahren so jämmerlich, dass man mit einer einzigen glorreichen Ausnahme, die ja Jedem auf der Lippe schwebt, wahrhaftig nur Auerbach ernsthaft nennen kann. Und nächst ihm den Mischling Paul Heyse. Sodann Ebers mit seinen Teetischegyptern und Fanny Lewaldscher Aufklärungsblaustrumpf. Denn solche Geringfügigkeiten, wie Zangwills englische und Komperts deutsche Ghettogeschichten sind doch kaum der Erwähnung wert. Was für eine Figur machen denn Karl Beck und Moritz Hartmann als Revolutionslyriker neben ihren Landsleuten arischen Geblütes Lenau und Meissner?! Sacher-Masochs ursprüngliche Begabung (er scheint nur Halbjude gewesen zu sein) und Mauthners oder K. E. Franzos'

unbestreitbare Talente erwiesen sich als brüchig nach kurzer Arbeit; neuerdings haben Holländer, Wassermann, Hoffmannsthal und vor allem Schnitzler (falls wir dem ganz verjudeten Hermann Bahr seine arische Abkunft glauben sollen) einige Spuren von Dichtertum verraten, während der „Dichter“ Fulda überhaupt nie etwas anderes als ein geleckter Formanempfinder war. Der Rest ist Schweigen, gemischte Freunde, Probepfeile, bei Philippi sehen wir uns wieder, Weisse Rössl, die ins alte Romantische Land der vollen Theaterkassen reiten. Bei dem Ahnherrn des Berliner Salonstücks und des Feuilletons, beides nach französischem Muster, bei Paul Lindau, dem ein ernsteres Streben tiefversteckt im Busen wohnt, und seinem Bruder, dem feinen Globetrotter-Novellisten, wird übrigens das Judentum bestritten und handelt es sich höchstens um Mischlinge. Bei den Franzosen gibts allein Halévy, bei den Briten einen holländische Romane schreibenden Cohn (Martens). Was soll man also von dieser Auslese des Stärkeren in der Literatur sagen, da auf jeden der Obengenannten immer zehn gleichbedeutende und viele bedeutendere Arier kommen?

Was aber soll man vollends dazu sagen, wenn nicht nur ein Jude Jacobs eine erlogene Statistik „The comparative distribution of Jewish ability“ 1886 zu Gunsten der Juden gegenüber den Engländern aufstellt und ein andrer Anglohebräer, namens Wolf („What is Judaism?“), die Juden für einen „superioren Evolutionsgrad der Menschheit“ ausgibt, sondern Leroy-Beaulieu solche frechen Fälschungen noch sanktioniert! „Es gibt viermal mehr Chancen, einen hervorragenden Gelehrten oder Künstler unter tausend Juden, als unter tausend Engländern, Franzosen, Deutschen zu finden“? Wäre dem so, könnten wir Leroy-Beaulieu den Grund dieser albernen Prozentstatistik nennen: weil die ungeheure Majorität der arischen Völker in Lohnsklaverei schmachtet und nur ungefähr ebensoviel Deutsche wie Juden überhaupt zur ökonomischen Möglichkeit höherer Bildung gelangen. Aber es walten obendrein hier nur Lüge und Schwindel. Selbst ihre übermässige Begünstigung durch ökonomische Wohlfahrt (auf Kosten der Wirtsvölker) hat unseren jüdischen Gästen nicht produktive Fähigkeiten

verleihen können. Das höchste, was sie wissenschaftlich überhaupt erreichen konnten, waren Ricardos Nationalökonomie, Marx' „Kapital", Lombrosos „Genie und Wahnsinn", ergänzt durch Max Nordaus tragikomische „Entartung".

Was man allenfalls dem Judengeiste zusprechen könnte, wäre eine Art Vermittlerrolle zwischen Orient und Occident. Aber für das euphonische „Vermittler" sagen wir richtiger: Zwischenhändler. Der jüdische Literat ist ein Kommerzieller, seine beliebteste Warenbranche die Kritik. Doch selbst auf diesem Gebiete hat das Judentum nur eine einzige hervorragende Erscheinung hervorgebracht: den Dänen Brandes. Seine Feinde mögen ihm vorwerfen, was sie wollen, dieser persönlich wenig sympathische Mann hat sich unvergängliche Verdienste erworben als Zwischenhändler literarischer Werte zwischen sämtlichen Völkern, womit er nicht nur das kleine Dänemark, sondern auch das grosse Deutschland universal aufklärte. Seine Ästhetik dringt nicht immer tief, vieles in Byron z. B. entging ihm, doch bleibt bemerkenswert, dass er den „Cain", welchen Taines Oberflächlichkeit ganz für „Manfred" vernachlässigte, in seine Rechte einsetzte. Immerhin wüssten wir keinen Ästhetiker in Europa, vielleicht die Gebrüder Hart ausgenommen, von gleicher Bedeutung. Man sieht also, das Internationale des Judentums kann auch sein Gutes haben. Allein, wenn es sich um Abschätzung der Originalität handelt, kommt selbst hier der Jude schlecht weg. Etwas Neues und Bahnbrechendes wie Lessing brachte Brandes nicht und seine Methode kopierte er eingestandenermassen von Taine, dem er sein Hauptwerk, als seinem Meister, widmete, ohne übrigens — um gerecht zu sein — in Taines Masslosigkeit zu verfallen. Die auffallende Leichtfertigkeit, mit welcher Brandes fremde Arbeiten auch wörtlich benutzt, haben übrigens seine Feinde recht perfide übertrieben und ausgebeutet; böswilliger Antisemitismus könnte freilich in solcher Aneignung fremden geistigen Eigentums einen jüdischen Zug entdecken. Doch derlei Kleinlichkeiten beeinflussen unser Urteil nicht, wir wissen Brandes gerecht zu werden. Nur sei betont, dass er seinen Weltruhm natürlich nie erlangt hätte, wäre er nicht

als beweglicher Hebräer in der Lage gewesen, die ganze Reklamemaschine der Internationalen Presse spielen zu lassen.

Und dies ist der andere Punkt, weshalb ein Voreingenommener, wie Leroy-Beaulieu, so viele hervorragende und bekannte Juden aufzählen darf und weshalb sich die Legende von der überlegenen jüdischen Intelligenz verbreitet hat. Das Judentum, indem es sich der Presseorgane auf der ganzen Linie bemächtigte, auch der „vornehmen" Monatsschriften von der „Saturday Review" bis zur „Deutschen Rundschau" des Herrn Levy, genannt Rodenberg (oder wie er früher sich nannte: „Julius von Rodenberg"), wurde selber die alleinige Instanz zur Verteilung des Ruhmes für die Arier. Das Publikum besitzt im allgemeinen nicht den geringsten Geschmack und lässt sich wie ein Säugling von der schwarzen Zauberflasche der Pressetinte aufpäppeln, Alles, was zu pseudorevolutionärer Zersetzung und „Dekomposition" dienen kann, begrüsst der Jude als Bundesgenossen. Und daneben, wie fördert er nicht denselben Trieb in seiner niedrigsten Form, das Seichte, Sinnlichgefällige, Brünstige, Rohsensationelle, Frivole, Unsittliche! Ihm wäre Bahrs Schlüpfrigkeit oder Schnitzlers „Reigen" ein Hochgenuss, selbst wenn Schnitzler kein Jude wäre, er schmunzelt nicht nur Fulda, sondern auch Blumenthal und Philippi zu, und kaum dass er in Hauptmanns Miselsucht etwas Verwandtes aufsäugte, musste auch der Knabe Hirschfeld seine Hauptmannskopien als autochthone Spende Israels daneben setzen.

Denn darin eben besteht die skandalöse Heuchelei der Juden, dass sie über Unterdrückung schreien, sobald man im kleinsten ihren Übergriffen entgegentritt, dabei aber recht wohl wissen, dass sie eine einzige ungeheure Kameraderie bilden, um sich und die von ihnen abhängigen Renommierchristen durch Dick und Dünn zu poussieren. Wer in diesem Kampf ums Dasein Sieger bleiben wird, die Arier oder die „überlegene jüdische Intelligenz" (Gerissenheit), sehen wir nicht voraus. Sollte aber über Juda einmal ein Strafgericht hereinbrechen, so wird man jedenfalls zugeben, dass das Mass voll war und dies Vordrängen einer fremden

Rasse auf allen nur möglichen Herrschaftsgebieten notwendig die Notwehr herausforderte.

Es wird immerdar lehrreich bleiben, dass im politischen Kalender der Torys, der Republikaner und Sozialisten ein Jude als heiliger Schutzpatron obenan stand: Disraeli, Gambetta, Lasalle. Gambetta stieg bei seiner Leichenfeier in einer Weihrauchwolke von Apotheose in die Unsterblichkeit, die Arbeitermassen der ganzen Welt singen die Sozialistenmarseillaise: „So gehen wir den Pfad, den uns geführt Lassalle" und vor Disraelis Statue streuen die Damen der stolzesten Aristokratie jeden Frühling in besonderer Feier des Primrose-Day seine Lieblingsblumen, ja die gesamte konservative Partei schloss sich als Primrose-Ligue zusammen. Wie dieser schwarzlockige Dandy den unverfälschtesten Judentyp mit talmudischen Schmachtlocken darstellte, so Gambetta einen mehr arabischen Typ, der etwas offen Löwenhaftes auslöste und nur im orientalisch-verschleierten Auge ein gewisses Lauern verriet. Den blonden stattlichen Lassalle hätte man für einen Arier halten können, wenn ihm nicht in höchster Erregung, besonders wenn er auf die Juden schimpfte, ein jüdisch Fisteltönchen entfahren wäre.

Über Disraeli und Gambetta können wir uns kurz fassen, da in ihnen einfach der Streberwille zur Macht sich auslebte und sie als Jahrhundertvertreter kaum mehr Bedeutung haben als Kossuth, Castelar oder Crispi. Geschaffen haben sie nichts, wie Mazzini-Garibaldi und Bismarck-Moltke. Die dritte Republik war nicht Gambettas Werk allein und auch der britische Imperialismus ist nicht von gestern her, dass Disreali ihn hätte gründen müssen. Wäre letzterer der einzige Haupttyp des modernen Judentums, so würden wir jede andere als radikal-antisemitische Behandlung der Judenfrage für Zeitvergeudung halten. Denn alles das, was die Radikal-Antisemiten den Juden vorwerfen, kam in dieser unerquicklichen Erscheinung zum Ausdruck. Man braucht nicht von Parteileidenschaft gestachelt zu werden, wie der Parlamentarier O'Connor in seinem dicken Buchpamphlet über den venezianischen Judendandy, der als Earl of Beaconsfield abschloss, um die widerlichen Grund-

züge skrupelloser Streberei festzustellen. Disraeli bietet den klassischen Typ des „Arrivisten“, welch gutfranzösisches Wort der neueste Jargon durch das ungeschickte „Struggleforlifeurs“ ersetzte, in Daudets „L'Immortel“ eingeführt. Disraeli ist auch ein solcher „Immortel“ ... unsterblich, so lange er lebt.

In allem nur ein Kopist. Ihm war Macaulay Vorbild, der eine staatsmännische mit literarischer Laufbahn zu kreuzen wusste. Sein toryistisches Renegatentum — er begann als Radikaler, dann als liberaler Leader of the Opposition — erinnert an Crispi. Die Engländer sind sonst sehr kitzlich auf diesem Punkt, sie halten es für eines Mannes unwürdig, seine politische Überzeugung zu wechseln, da in ihrem freien parlamentarischen Staate eine Zwangspression sich ausschliesst und jeder Übertritt zur Gegenpartei nur durch Spekulation auf Ministersessel sich erklärt. Alle Phrasen Disraelis vermochten daher nicht die Überzeugung zu erschüttern, dass es ihm von Anfang an mit keiner Gesinnung ernst war und er immer nur daraufhin arbeitete, sich an oberste Stelle zu drängen. Erstaunlich bleibt immerhin, dass dieser hässliche Flecken, auf den man ihm lebenslang den Finger wies, seiner Fortüne wenig anhaben konnte. Der englische Toryismus strotzte eben so überaus von Talentlosigkeit, dass man sich bequemte, den „damned Jew“, einen Abenteurer und Glücksritter, wohl oder übel zum Leiter zu wählen, sobald er seinen Übertritt anbot. Da nun die Vis Inertiae der englischen Verfassung und sozialen Konstruierung dem konservativen Element immer noch einen festen Block angestammter Machtfülle unterschiebt, so konnte ein so rühriger und rüstiger Intrigant die latente Macht wieder in Fluss bringen und ihre dicke Besitzmasse dem vorschreitenden Liberalismus und seiner ‚Amerikanisierung‘ entgegenstemmen. Er benutzte hierbei gegen seinen Gegner Gladstone, einen konfusen Doctrinär, die äussere Weltpolitik des British Empire, da er in innerer Politik die gegnerischen Argumente nicht widerlegen konnte, und spielte auf dem lockenden Leitmotiv des chauvinistischen Imperialismus. Wenn die dummen Mäuse und Ratten des britischen Volkes nur die Speckschwarte des Nationaldünkels

riechen, dann kriechen sie heran und der Rattenfänger kann sie leiten, wohin er will.

Seien wir jedoch ehrlich: sein Widerpart Gladstone (Freudenstein), dessen jüdisch-deutsche Abkunft ihn nicht hinderte, den altenglischen Ideal-Gentleman zu mimen, nimmt noch weniger für sich ein.[1]) Seine abstrakte Maulideologie hat etwas entschieden Rabbinerhaftes dürrpharisäischer Gesetzesheiligkeit. Sein Fach: Finanzstatistik, also eine reinpraktische Anschauung neben dem Phrasenschwulst seines pomphaften Ethos, seine Bildung: akademische Oxfordklassizität, sein Ethos: Highchurch, seine politische Basis: freihändlerischer Manchesterliberalismus der Bourgeoisie. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Guizot und Thiers fällt beim Vergleich nur ungünstig für ihn aus, besonders letzterer zeigt eine starke Überlegenheit französischer Feinheit und gesunden Wirklichkeitssinns, abgesehen von dem geistigen Übergewicht seiner Leistung als Historiker. Die Vielzuvielen in ihrer unheilbaren Mittelmässigkeit sind immer noch geneigt, den Intelligenzumfang der sogenannten Staatsmänner zu überschätzen, uneingedenk des Oxenstjernaschen Geständnisses, mit wie wenig Hirn die Welt regiert wird. Ein „grosser" Staatsmann steht oft tief unter jeder schöpferischen Intelligenz auf irgend welchem Gebiete, sei es auch die des Maschinenbauers. Er baut meist gar nichts, sondern sucht nur die Räder mit dem Öl seiner kleinlichen Augenblickseinfälle zu schmieren. Gladstones sittliche Entrüstung — er hatte immer etwas, um seinen Fond von Sittlichkeit zu entrüsten — über „Bulgarian atrocities", Zarenukase und deutschen Militarismus verwickelte England nur in Fährlichkeiten von Krimkriegen bis zu „splendid isolation", und zuguterletzt war es nicht seine tobende Ideologie, sondern

[1]) Ein uns nahestehender Verstorbener, freilich der toryistischen Aristokratie angehörig, doch auf freister Bildungsstufe stehend, versicherte uns einst in London, er habe als Anhänger der Gallschen Theorie die Schädel beider ihm gleich antipathischer Staatsmänner untersucht und die Organe Disraelis verhältnismässig anständiger befunden als Gladstones. Man mag über Galls Lehre heut spotten, besonders solche, die sich nie damit beschäftigten, in einzelnen Punkten hat sich experimentell ihre Richtigkeit bewährt.

Bismarcks und Disraelis Realismus, was türkische Greuel einerseits beseitigte und andrerseits Russlands Ungebühr im Berliner Kongress über den Löffel barbierte. Auch blieb dies Moralgezeter nur altenglische Heuchelei, die den Splitter im fremden Auge anklagt, so lange Irlands Knechtschaftgeschwür am eigenen Leibe offenstand. Als aber Gladstone hier nach Disraelis Tode, wo er sich voll und ganz geben lassen konnte, gravitätisch den heilenden Chirurgen spielte und seine grenzenlose Eitelkeit als Befreier anjubeln liess, geschah dies so dilettantisch, dass die falsche Diagnose des Homerule den irischen Radikalen vom Schlage Parnells nur neue Kampfmittel lieh, ohne irgendwie den Grundsitz des Übels zu treffen, das allerdings jeder „korrekten" Besserung spottet. Bismarcks wegweisendes Urteil über den „Grand Old Man" kann man nur unterschreiben, er war ein Grand Old Fool und nebenbei ein ebenso tüchtiger Machtstreber wie sein jüdischer Gegenfüssler.

Nun, von solchen Schwächen abstrakter Pathetik fühlte Disraeli sich völlig frei. Wo er falsches Pathos anwendete, blieb es nur rhetorische Figur und an Würze eines offenherzigen Cynismus fehlte es nicht. Bismarcks „Macht geht vor Recht" wusste er lange vor Bismarck, und dass vor allem Besitz Macht sei, illustrierte sein Erfolg. Nachdem er den Reichtum einer älteren vornehmen Lady erheiratet, stand ihm nichts mehr im Wege, sich als Peer von Grossbritannien zur Ruhe zu betten und damit hatte er ja alles, was seines Lebens Idealen vorgeleuchtet. Es ist erreicht.

Wie kaltsinnig er alle idealen Elemente des Realpolitischen abschätzte, zeigt seine verächtliche Ablehnung der Bismarckschen Einheitspläne, von denen ihm vorzeitig Kunde kam: „The moonshine of a German Baron." Als er nachher den Mondschein auf Bismarcks Glatze persönlich beim Berliner Kongress bewundern durfte, ging ihm wohl eine Laterne auf, dass selbst naseweise Superklugheit sich irren könne. Den insularen Sneer, mit welchem die britische Oligarchie von je auf alle kontinentalen Aspirationen von oben herab hohngrinst, eignete sein schmiegsamer Semitenverstand sich jedenfalls naturgetreu an und so thronte er in Mitte der „noble lords" zuletzt wahrlich wie ein Autochthone.

Sein Tric, die arbeitenden Massen durch Erbitterung über die starre Unfruchtbarkeit des Manchesterliberalismus, der ja einzig die Geschäfte der Bourgeoisie besorgt, ins toryistische Lager zu locken, verführte später Bismarck zu ähnlichen Praktiken mit dem bekannten Misserfolg, konnte aber in den grundverschiedenen britischen Verhältnissen, wo die Sozialdemokratie als Revolutionspartei keine Grundlage hat, nicht so verwirrend wirken. Der Erfolg gab Disraeli daher teilweise Recht. Nur muss man dies schlaue Parteimanöver nicht als einen ethisch idealen Impuls betrachten, denn Gerechtigkeitsverpflichtung erkannte Disraeli innerlich höchstens an, wo es Gleichstellung und Erhöhung des Judentums galt. Dagegen war er wohl mit dem Herzen dabei, als er die alte Victoria — eine mittelmässige und ethisch zweifelhafte Dame, welche zu einer neuen „jungfräulichen Queen Bess", „grossen Königin" und sonst was Guts hinaufzuschrauben als ein Meisterstück der englischen Verlogenheit und gleichzeitig der feigen heuchlerischen Jahrhundertschwäche bewundert werden darf — durch den Titel einer „Empress of Jndia" kirrte, damit die grösste Herrscherin der Welt doch nicht in Hofetikette hinter Kaiserinnen zurückstehe.

Derlei Drücken auf den britischen Chauvinismus entsprac seiner eigenen phantatischen Ader, die ihm seine orientalische Abkunft oft ins Gedächtnis rief. Diese Phantastik, rein sinnlich und gemütskalt, dies Berauschen mit glänzenden Machtbildern war von jeher den Hebräern eigen und die Hartnäckigkeit, womit sie ihre messianischen Hoffnungen festhalten, lässt sich d'Israeli nicht abstreiten. „The English want Cyprus" schrieb er in einem seiner Romane und er ruhte nicht, bis er später diese These realisierte. Auch ziehen sich gewisse prinzipielle Sym- und Antipatien wie ein roter Faden durch seine literarischen Gebilde, worin er sich mit einer gewissen Folgerichtigkeit treu blieb. Seine Snob-Verliebtheit in die Aristokratie bekundete er von „Vivian Grey" bis „Endymion", ein gewisser toryistischer Reformsozialismus macht schon früh in „Sybil" und „Coningsby" seine Aufwartung, seine Neigung für den Orient und seine Apotheose des Judentums bricht immer durch. Überhaupt sind Fiktionen wie „Tancred" ihm nur ein Vorwand, um

allgemeine politische, soziale, religiöse Reflexionen aufzuspeichern. Literarisch bleibt seine Hinterlassenschaft so gut wie wertlos. Dass er mit der vorlaut frechen Beichte seiner jugendlichen Streberei und seines anfänglichen politischen Scheiterns als Intrigant ‚Vivian Grey‘ und mit der geckenhaften Schlussbeichte des Earl of Beaconsfield ‚Endymion‘ Anfang und Ende seiner Laufbahn bezeichnete, das heisst mit seinen wertlosesten und dem Fluch der Lächerlichkeit verfallenen Büchern, gibt hier den Massstab. Merkwürdigerweise enthüllte er wirkliches Talent nur in seinen zwei ziemlich unpolitischen Herzensgeschichten „Contarini Fleming“ und „Henrietta Temple“, wobei er in ersterem dem ganzen Groll des isolierten Semiten in einer arischen Gesellschaft kräftige Töne lieh. Seinem gereizten Judenstolz verdankt man übrigens die unvorsichtige Ausplauderung, dass ein grosser Teil des blaublütigen Adels, auch des preussischen, mit Judenblut geschwängert sei. Der holde Benjamin spielte als Dandy „about town“ zusammen mit dem aus Byrons Aufenthalt in Genua bekannten Comte d'Orsay, Lady Blessingtons Cicisbeo, eine tonangebende Geckenrolle und im Hause besagter Lady Blessington, durch ihre „Conversations with Lord Byron“ Mode geworden, fing er frühzeitig an, sich zu gesellschaftlichem Mittelpunkt auszubilden. Mit besonderer Virtuosität wagte er als Liebhaber in der erotischen Roulette auf „Trente et Quarante“, einflussreiche Damen von 30—40 Jahren, seinen Einsatz.

Das Publikum, immer nur Stoffliches begreifend, schob den anonym erscheinenden „Vivian Grey“ Bulwer zu, weil dessen „Pelham“ kurz vorher mit gleichem jugendlichen Behagen an glitzernden Äusserlichkeiten, doch mit überlegenem Esprit, das Dandytum personifizierte. Schon die Episode darin mit dem berüchtigten historischen Stutzer Brummel ging weit über Benjamins Fassungsvermögen, der ganz naiv und als gläubiger Snob in diesen Salonintriguen das „Leben“ und die „Vornehmheit“ sucht. Höchstens in der tötlich gekränkten Eitelkeit des boykottierten Debutanten, dem sich Edens Salontore wieder verschliessen, fand er Naturlaute seines edeln Innern, während Bulwer sich von den Vorurteilen und Seichtigkeiten seiner Kaste zu erlösen strebte.

Man sieht hier wieder den Unterschied des vornehmen Herrn vom ‚Tufthunter‘ und ‚Detrimental‘, der als Outlaw und Outcast beginnt, um als snobischer Parvenu in Amt und Würden zu enden. Wir haben über Bulwer nicht günstig urteilen können, so hohe Achtung uns sein ernstes tiefes Streben und seine unleugbare Idealität, nur leider in parfümiert aristokratischer Maske, einflössen. Aber wir können nicht umhin zu ergänzen, dass er in „The Caxtons“ und „What will he do with it“ erspriessliche Versuche machte, aus dem aristokratischen Zirkel herauszubrechen und breiteren gemütlichen Humor des Home-Life zu erhaschen. Freilich bleibt auch hier das Aristokratische so unwahr betont, dass man manchmal versucht wäre, nicht einen echten Lord Lytton, sondern einen Parvenü im Autor zu vermuten. Dass in „My Novel“ noch gar der politische Flüchtling Doktor Riccabocca sich als Herzog und der bäurische Dichter Leonard als legitimer Sprössling eines hochgeborenen Ministers entpuppen, geht doch über den Spass. Sogar in seinen spiritistisch-okkultistischen, übrigens auf tiefgründigen Studien aufgebauten, „Zanoni“ und „A strange story“ will dies Highlifemässige nicht Abschied nehmen. Doch nun vergleiche man die augenfällig Bulwer nachempfundenen Kopien von Disraeli!

Sein unglaublicher „Young Duke“ scheint von Theodore Hook geschrieben, nur ohne die Paul de Kock-artige rotbäckige Behäbigkeit, die dessen Highlifegeschichten zwar von der Hintertreppe sieht, aber mit einiger naiv-snobiger Richtigkeit. Bezeichnend, dass Benjamin auch hier elende Vornehmtuerei mit einem politischen Thema: Emanzipation der Katholiken verquickt. Wo er mal wie in einigen Episoden von „Sybil“ wohlfeile Ironie aufblitzen lässt, verpufft sie matt an der Oberfläche, und wo nicht ödes Salongeschwätz aufgetischt wird, da werfen geheimnisvolle unbekannte Weltherrscher wie Sidonia in „Coningsby“ allerlei phantastische Zukunftsbrocken hin, die heimlich vom goldenen Tische der Zukunftsherrlichkeit Israels fallen. Man kommt bei Prüfung Disraelis zu dem nämlichen Eindruck, wie etwa bei Auerbach und Heyse, nur in viel stärkerem Masse, dass der jüdische Geist weder zu realistischer Lebensabformung noch zu idealischem Schwunge

fähig sei. Möglich jedoch, dass uns eines Tages ein Ausnahmemensch jüdischer Rasse Lügen straft, da schon einmal in Heine eine grosse Ausnahme aus dem allgemeinen Rahmen herausfiel.

Es hat etwas Bemühendes, aus solchem Munde fortwährend den Preis Byrons zu vernehmen, dass dieser „uns" nötig sei, offenbar um die Erschlaffung der durch Napoleons Niederwerfung gesättigten Aristokratie aus dem Dreck zu reissen, was hier im kindisch unklarem Lallen über Byrons weltmännische Lebenskenntnis sich versteckt. Dass Leute wie Disraeli für Byrons wahre Grösse kein Organ haben und höchstens die beissende Gesellschaftssatire des „Don Juan", dies sportlustigverwegene Spielen mit den Dingen, begreifen können, liegt auf der Hand. Doch hat Disraeli, der 1877 als Präsident des Byronkomitees (zur Errichtung der schlechten Statue im Hydepark) sich natürlich nicht entbrechen konnte, als gereifter Konservativer sein Bedauern über Vieles in Byron — nämlich das Unsterbliche — auszudrücken, seiner Byronverehrung ein seltsames Denkmal gesetzt. Sein Roman „Venetia" wirft nämlich in einer nur Eingeweihten erkennbaren Weise das Leben Byrons und Shelleys bunt durcheinander, so dass Lady Byron Shelleys Gattin, Byrons Tochter Adah als Venetia Shelleys Tochter und Byrons Flamme, gleichzeitig identisch mit Byrons Jugendliebe Mary Chaworth wird. Man mag sich denken, als was für Schemen Byron (Lord Cadurcis) und Shelley (Marmion Herbert) in diesem Tohuwabohu herumhuschen. Besonders drollig wirkt die neue Versversion, welche hier der unvergleichlichen Ewigkeitspantomime „Der Traum" gelegentlich gegeben wird, da Disraeli (wie übrigens auch Bulwer) der Ehrgeiz plagte, Gedichte dichten zu wollen. Bezeichnenderweise gelang eine Partie sehr gut: Byrons Lionship in der Londoner Season, wobei auch das historische Ehepaar Melbourne-Lamb nicht übel getroffen. Die freie Umdeutung, die als Ursache der Ächtung Byrons untergeschoben wird, nimmt die geheimnisvollen Gründe sehr leicht, verrät übrigens den geheimen Groll Disraelis gegen die konventionelle Bigotterie der englischen Gesellschaft, die ihm selbst oft übel mitspielte. Immerhin hat die Szene,

welche zwar so nicht historisch vorfiel, jedoch in Dover bei Byrons Abreise sich ähnlich abspielte, wo Lord Cadurcis alleine dem Strassenpöbel trotzt, einen persönlichen Ton eigener Ergriffenheit. Man erinnert sich, dass der verspottete ausgepfiffene „Judenbengel" Benjamin nach verunglücktem Maiden Speech im Parlament dem Hause trotzig zurief: „Ihr werdet mich noch hören!" Nun, wie man ihn hörte, das werden wir noch an andrer Stelle ausführlicher behandeln müssen.

Dieselbe Zähigkeit im Festhalten des einen Ziels, nämlich der eigenen Erhöhung, dieselbe Ellenbogenrücksichtslosigkeit, sich Raum zu schaffen, treffen wir bei Gambetta wieder und vor allem den gleichen „flair" für Erfolgmöglichkeiten, dasselbe Glück, das überall den Juden lächelt. Er verheimlichte übrigens seine jüdische Abkunft (sein Vater war schon getauft) und wir sind nicht sicher, ob er nicht mütterlicherseits arisches Blut in den Adern hatte. Seine Laufbahn vor und nach 1870 wäre ohne jede typische Bedeutung, da er sich vorher in nichts von Jules Favre, Rochefort, Louis Blanc und Ähnlichen und nachher nur wenig von Waldeck-Rousseau, Combes oder solchen Arrivisten unterschied. Aber das Jahr 1870 liegt dazwischen und sichert ihm eine unverwischliche Unsterblichkeit. Die Kraft, mit welcher er damals über alle militärischen Behörden weg die am Boden schleifenden Zügel der Zentralgewalt ergriff und als Zivildidaktor alle Gewalten Frankreichs straff zusammenfasste, wird stets bewunderungswürdig bleiben. Ihm allein verdankt die ‚Grosse Nation', dass sie ihrer würdig unterlag und ohne Schamerröten auf den grössten Nationalkampf der Kulturgeschichte zurückblicken darf. Sein Organisationstalent erwies sich so ohne Gleichen, dass man auf Napoleons Leistung im Frühjahr 1813 (nach dem Zusammenbruch seiner alten Armee) zurückgreifen muss, um einen geeigneten Masstab zu finden. Gambettas Kriegsimprovisierung stampfte gradezu Armeen aus dem Boden. Arbeitskraft, Umsicht, Energie standen bei ihm auf gleicher Höhe. Man braucht nur den klassischen Brief an Fregattenkapitän Jaurès zu lesen, aus welchem das 21. Armeekorps wie durch Zauberschlag hervorging. Allerdings darf

man nicht vergessen, dass dem kleinen Ziviljuden ein ebenso fähiger kleiner Zivilarier de Freycinet zur Seite stand.

Diese Zwei und ihre Zivilkommissare wie de Serres, auch Thestelin im Norden, schufen allein die Heere und alles Vernünftige bei deren Leitung. Die Generale waren Statisten, selbst der eigenwillige und räumlich Gambetta entrückte Faidherbe folgte dessen Weisungen. Chanzy, den er fand und erfand, ihm einen Ruhm verschaffte, der ihm als Feldherrn nicht zukam, blieb bis zuletzt nur sein Werkzeug. Eine Reise nach Besancon genügte ihm, Cremer zu entdecken und Cambriels abzusetzen, dessen angezweifelte Rechtschaffenheit er im übrigen sofort als rein erkannte. Sein Blick durchdrang alle Verhältnisse und Menschen.

General Thoumas kann sich in seinen Memoiren der Bewunderung für den kleinen Mann mit der Löwenmähne nicht erwehren, dessen rastlose Beweglichkeit überall zu Feuereifer selbst Widerwillige fortriss. Seine Organisationsarbeit musste von Berufsmilitärs an und für sich als staunenswert hingenommen werden, doch knüpft man daran die bekannten Tiraden über Nutzlosigkeit und Untüchtigkeit von Volksaufgeboten. Vergebens hat auch der französische Berufsdünkel der Militärkaste dem Unmut gefährdeter Standesinteressen nörgelnd und mäkelnd Luft gemacht.

Wir gehen noch weiter und haben in ausführlichen Studien, auf die wir hier nur verweisen können, Gambetta sogar ein Feldherrntalent zugesprochen, einen grossen freien Blick für operative Massenbewegungen. Seine Korrespondenz mit seinem ersten Generalissimus Aurelles lässt keinen Zweifel darüber, wer hier von Strategie eine Ahnung hatte, Gambetta-Freycinet oder der Berufsmilitär. Auch hat nur Unwissenheit ihm vorgeworfen, dass er seine armen Generale ins Unmögliche hetzte, im Gegenteil mässigte er Chanzys rührenden Optimismus, und den Belfortzug hat Bourbacki selbst in Gemeinschaft mit Trochu auf dem Gewissen, während Gambetta die richtige Offensive gegen Friedrich Karls Flanke bei Montargis wünschte.

Gambettas Beredsamkeit bestimmte wie seine Tatkraft nur sein Temperament, es waren rollende dantoneske Töne ohne weiten Ideenkreis, Augenblicksreden und Augenblicks-

politik. Sein Privatleben hat Drumont „La France Juive" vielleicht zu düster gemalt. Jedenfalls bereicherte er sich durch Börsenmanöver, hielt sich mit der prahlenden Gier des Parvenus den bestbezahltesten Koch und die teuersten Maitressen. Eine davon wurde so teuer, dass sie ihm das Leben kostete und er noch kläglicher als Lassalle durch ekle Weibergeschichte zu Grunde ging. Gambettas Verdienst als Kriegspatriot wird nicht vergessen werden. Doch lasse man nicht ausser Acht, dass auch die Zivilregierung in Paris Erstaunliches hervorbrachte und dass ein gut Teil der grossartigen Gesamtleistung aufs Konto des Prinzips und Systems selber, des revolutionären Elans der Massenerhebung, kommt. Am Ende hat ja auch der aus ähnlichen Laien bestehende Wohlfahrtsausschuss des alten Terreur nebst den jungen Volksrepräsentanten ähnlich Ungeheures gewirkt. Genialität, wie man's landläufig nennt, wird man Gambetta sicher zuerkennen, von da bis zum schöpferischen Genie ist's aber noch gar weit. Gemessen an grossen arischen Staatshelden erscheint dieser erste jüdische Mann, der eine weltgeschichtliche Figur vorstellte, doch menschlich recht klein. „Das fehlte uns bloss noch!" rief er verächtlich bei der Kunde von Garibaldis Ankunft und ermangelte dieser historischen Reliquie gegenüber in fast unanständiger Brutalität jedes Respekts. Die Pietätlosigkeit des Juden für arische Geschichtlichkeit tritt hier hervor. „Mein Herz ist gross genug, um Voltaire und die Pucelle gemeinsam zu umfassen", dies sein schönstes Wort, das ein Nationalfranzose vielleicht nicht hätte sprechen dürfen, bekundet die Fähigkeit des Juden, seiner Vergangenheit nach parteilos das Tüchtige der Gesamtheit zu empfinden. Dass hierin eine wohltätige Mission des Judentums liegen könnte, leugnen wir nicht. Bisher hat man aber dafür kein anderes Anzeichen. Freilich gab auch noch einer sich redliche Mühe dazu: Ferdinand Lassalle.

„Wenn der Junge da erwachsen ist, dann wird man meine Gebeine ausgraben!" hörten wir selbst als Kind den Messias des Sozialismus perorieren. Wir sehen ihn noch, wie er in der Stube auf und ab schritt und seinem Freunde Bleibtreu, dessen Gemälde aus den Befreiungskriegen er

besonders hochschätzte und über dessen ,Napoleon bei Waterloo' er eine sprühende zündende Rezension schrieb, die Notwendigkeit der neuen sozialen Ordnung zu Gemüte führte. Wir sehen noch den starren Funkelblick, mit dem er uns liebevoll anherrschte: „Junge, was guckst du?" Lassalle war ein bezaubernder Mensch und alle, die ihn näher kannten — darunter Leute wie Humboldt, Boeckh, Pückler-Muskau und der alte Scherenberg, dessen Schlachtdichtungen in Lassalle einen gleich warmen Gönner fanden wie im Prinzen von Preussen! —, ehrten in ihm den Dämon, der seine hohe Stirn geküsst.

Lassalle hatte einen unheimlichen Doppelgänger, den Rabbinersohn Karl Marx, der übrigens nebenbei dem Judentum bittere Wahrheiten sagte und beichtete, dass dessen wahrer Gott allzeit der Mammon gewesen sei. Er muss ja wissen. Dabei blieb er aber selbst im Banne dieser Anschauung, indem er den Sozialismus einzig auf eine ökonomische Basis stellte. Auch ihm erschien das Geld als der allein bewegende Faktor und so schrieb er sein „Kapital", worin er die Selbstauflösung des Kapitalismus bei zunehmender Verelendung der Massen predigt. Es steckt in dieser Hegelianischen Formeldialektik viel Talmudisches und seine kalte Abstraktion, womit dieser praktische Spinoza gleichsam als „Substanz" das Kapital herausschälte, hat sich bisher empirisch durch die Tatsachen widerlegt. Die Verelendung schritt nicht fort, sondern ging zurück, der Kapitalismus hörte noch lange nicht sein letztes Stündlein schlagen und der am Jahrhundertende erwartete grosse Kladderadatsch wird noch lange ausbleiben.

Neben diesem düsteren Talmudisten steht Lassalle wie etwas Reales, wie blühendes Leben. Obschon begeisterter Hegelianer, verlor er sich nicht in Abstraktionen und verkannte nicht die lebendigen und wechselnden Triebfedern der Dinge. Wenn man Marx den Robespierre und Lassalle den Danton der sozialen Revolution (vorerst nur in der Theorie) nennen wollte, so setzt dieser Vergleich Lassalle herab, da gerade er den Gedankenreichtum Robespierres und dessen ideale Begeisterung mit Dantonischer Tatkraft vereinte. Freilich haftete ihm auch Dantons Genusssucht an,

seine erotischen Abenteuer mit der Hatzfeld und Dönniges sind weltbekannt geworden, weniger seine Aventüren mit Frau Dunker (Jüdin) und jener Russin, die uns mit „Une page d'amour de Ferdinand Lassalle" beglückte. Allein, wenn er auch parvenühaft den Geldsack seines Papas, eines üblichen Schachermoses, prunkliebend zur Schau stellte und einen Alcibiades-Lebenswandel im Stile der berüchtigten Geniezeit bis in die nüchternen sechziger Jahre fortsetzte, wobei auch oft der Schwanz des Alcibiadeshundes pour épater le bourgeois nicht fehlen durfte und selbst die Erotik zur Pose ward, so kann man ihm wenigstens nicht Dantonsche Schmutzereien in die Schuhe schieben. Wohl hat er der Arbeitersache selten einen Groschen geopfert, doch sich auch nie mit Arbeitergroschen bereichert, vielmehr uneigennützig und unter Gefahr und Widerwärtigkeit die Sache des Volkes vertreten. Dass bei dem allen viel Eitelkeit und Ehrgeiz sich verbarg, vielleicht auch verfrühte Machtchimären, die seinen sonst gesunden Sinn für Realitäten verblendeten, mag sein. Aber bei bedeutenden Tatmenschen schwimmen persönliche Ruhmsucht und idealer Schaffenszweck oft ineinander über, und wer hier alle Unterschiede zwischen den brutalen Ganz-Egoisten und den idealistischen Halb-Egoisten verwischen möchte, erinnert an Larochefoucoulds Phrase: die Tugend sei nur verfeinertes Laster. Möglich, aber wir müssen eben diese Verfeinerung sorgsam von dem Wald- und Wiesenlaster trennen. Darum halten wir als Kriterium fest, dass derjenige noch Idealist genannt werden dürfe, der ohne materiellen Eigennutz einer Sache dient. Und dies trifft für Lassalle um so mehr zu, als ihm, einem Liebling der Berliner Salons und einer Hoffnung der Gelehrtenwelt, jede universitäre, und wenn er sich taufen liess, sogar eine Staatskarriere offengestanden hätte. Er zog ein ungebundenes, aber mühseliges und verfolgtes Wirken als Volkstribune vor.

Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne! konnte er dabei nicht singen. Den dummen Revolverschuss, der ihn im kräftigsten Mannesalter wegraffte, hat nicht jener rumänische Abenteurer, die offizielle Gesellschaft hat ihn abgefeuert. Selbst in seiner Erotik offenbarte sich etwas Ritterliches und Ideales, so sehr seine Zuchtlosigkeit abstösst.

Wir vermögen ihm sein Verhältnis zur Hatzfeld, die er sich in jenem berühmten Prozess erbeutet hatte, nicht zu verübeln und die dauernde Kameradschaft, nachdem die Leidenschaft erloschen, war im besten Stil. Der wahre Ethiker wird nie zum kleinlichen Moralisten herabsinken und die sinnlichen Leidenschaften eines genialen Menschen verdammen wir erst dann, sobald das Allzumenschliche sein Ideales anfrisst. Das war aber bei Lassalle nur in geringem Masse der Fall und selbst seine Begierden adelte er als Herzensempfindungen. Überhaupt hatte seine Rhetorik, so kalt real seine forensische Beredsamkeit sich an Tatsächliches hält, dichterischen Schwung, wie seine Tragödie „Hutten“ zeigt. Er schwelgte in tönendem Freiheitpathos und ahndete Julian Schmidts (Jude) öde Abfertigungen Schillers und Platens (an sich nicht unberechtigt, aber einseitig und lieblos vorgetragen) als Majestätsverbrechen. Dass wir freilich dieses literarische Pamphlet für sonderlich geistreich halten, können wir nicht sagen.[1]) Er bleibt eben immer nicht Denker und Autor, sondern Mann der Tat und Propagandist.

Wie Gambetta ein französisch Herz im Busen trug, der Minister Luzzatti als Italianissimo sich gebärdete, so brannte auch Lassalle von patriotischem Feuer für die deutsche Einheit, sofort bereit, mit Bismarck zu paktieren, den er früher als Irgendeinanderer als Schicksalsmann erkannte. Nein, wir sagen es aufrichtig: so drollig es manchmal klingt, unsre Juden in Teutonismus schwelgen zu hören, als hätten sie mit Hermann dem Cherusker Eicheln gefressen, es rührt uns doch. Den Juden die Fähigkeit zum Patriotismus abstreiten wollen, verdammen wir als grobe Ungerechtigkeit und Fälschung. Die zweitausend Juden, die man 1885

---

[1]) Oft reine Silbenstecherei und masslose Grobheit. Doch dass jener ekelhafte Ignorant und Klugschwätzer, ein Ahne solches heutigen Gezüchts à la Schlenther, Moritz Meyer, Erich Schmidt und Konsorten, durch die Grenzboten-Clique zu einer Autorität aufgeblasen wurde, musste ja einem echten Gelehrten, wie Lassalle, die Galle überlaufen machen. Vortrefflich ist die Stelle, wo er für Schmulian Jüds Hass gegen Fichte eine Fichtesche Stelle über das Zeitalter der „leeren Freiheit“ (Journalistik) zitiert: „Pfui, Herr Schmidt, wer wird so rachsüchtig sein?“

allein in Berlin als Mitkämpfer von 1870 zählte, haben ihre Knochen gradesogut zu Markte getragen. Nur wenn es dem Judentum irgendwo schlecht geht, verflogen ist dann das Patriotentum. Das ist menschlich. Die Errichtung des deutschen Reiches unter Auspicien der Bleichröderschaft war eine Neuerrichtung von Jerusalem, Lasker und Bamberger führten das nationalliberale grosse Wort. Heut wo der jüdische Liberalismus als Partei zertrümmert, wo nicht jeder Antisemit als „Schandfleck des Jahrhunderts" geächtet und das Judenregiment nicht blindlings anerkannt wird, obschon es noch immer tout Berlin ausmacht und einen Monopoldruck auf die öffentliche Meinung nach wie vor ausübt, heut schwindet merklich die Teutonenliebe der Juden. Nur nach England schielen sie heut wie nach ihrer festen Burg und nur aus Profitfurcht, um nicht ihre Leser abzustossen, bekannte die jüdische Presse nicht offen ihren Beifall für den Transvaalraubzug. Kurz, sie lieben ihr Adoptivvaterland absolut, wenn es ihnen den Willen tut. Wollen sie doch in Allem die Leiter und Gründer sein, sowie man sogar behauptet, ein Jude Rodrigo de Triana habe zuerst Land bemerkt und ein Jude Luis de Torres es zuerst betreten . . bei Colombos Entdeckungsfahrt. Und so tritt denn in jedem Augenblick, wo antisemitische Stimmung sich regt, die internationale Solidarität an die Oberfläche und lehrt, dass der jüdische Patriotismus im letzten Grunde doch nur der eigenen Rasse gehört. Ein Jude, der den Glauben seiner Väter aufgibt, trennt sich darum keineswegs vom Judentum. „Il est, pour moi, une autre patrie", bekannte ein solcher. Auch das humanitäre Treiben der Friedensliga, bei dem eine eitle Utopistin wie die Suttner nur ein Werkzeug und die Judenschaft den Motor bildet, soll den jüdischen Interessen zu Gute kommen. Während Isaac Pereira noch gütigst den heiligen Stuhl als Schiedsrichter einsetzen möchte, enthüllt Salvador den innersten Gedanken: Jerusalem soll die Heilige Stadt werden, von welcher die Vereinigten Staaten von Orient und Occident Friedensgesetze erhalten! Wohl bekomms! Die katholische Kirche wird ihr Placet darauf drücken, nachdem die Brüder Ratisbonne und Brüder Lemann in apostolischem Eifer dem heiligen Liebermann, Gründer

der Kongregation der Missionäre des heiligen Geistes, vorarbeiteten und so ihren Rassegenossen canonisationsreif machten. Die Literatur canonisiert nicht minder. Auf Browning's Rabbi ben Esra folgt der Mordecai der Eliot, Dumas Fils gibt seine Visitenkarte beim allmächtigen Zion mit Daniel („La femme de Claude") ab, Bourget mit der edlen Jüdin Hafner in „Cosmopolis", Grillparzer macht seine Verbeugung mit „Esther" und der „Jüdin von Toledo", was diesem Stück sofort die Meistaufführung nach seinem Tode sichert. Und so sieht eine Rasse, für die das Leben eine Börsenaffäre bedeutet und nur hier und da ein hektisch krankhaftes Aufflammen für perverse Phantome von Sophisten gestattet, sich idealisiert. Denn Fin de Siècle heisst allgemeine Verwirrung von Widersprüchen. Eine nichtsnutzige, von Habsucht, Geiz und Geilheit verzehrte Ghettojungfer Namens Rachel figurierte als Interpretin der Heroismen Corneilles. Eine ihrer würdige Reklameschwester, die Grosse Sarah (Bernhardt, aus Frankfurt) mimt chauvinistische Gefühle und verschmäht Deutschlands Theater: „100000 Francs genügen Mir nicht, Ich will Elsass und Lothringen." Doch sobald sie merkt, dass der Chauvinismus daheim sich endlich abkühlt, und als Quittung für die Dreyfussaffäre geruht sie Berlin doch noch zu beglücken, wo sie ja ihre Stammesgenossen als Claqeure findet und tout Berlin (Jerusalem) sich ihrem Zepter beugt.

So sehr die Juden heut Lassalle und Heine als Nationalheilige ehren, so fielen sie doch zu sehr aus dem materialistischen Eudämonismus der Judengesinnung heraus, um nicht bei Lebzeiten lebhaften Anstoss zu erregen. Die reichste Fundgrube für alle Antisemiten, die Heine als Schmutzian brandmarken wollen, bieten die gehässigen Mitteilungen des Juden Alexander Weill. Denn die schadenfrohe Bosheit, deren Gift so oft aus ihrer Ghettoerziehung spritzt, kehrt sich oft gegen sie selber. Wie die Frauen unter sich ihre Verengelung durch die Feministen belächeln und sich gegenseitig mit immer regem Neid und Misstrauen belauern, so die Juden unter sich. Irren wir nicht, verdankt man Herrn Julius Levy aus Rodenberg die pikante Anekdote, wie Lassalle mit der Dönniges aufs Brandenburger Tor herab-

blickt und prahlt, er werde mit ihr als Triumphator der Revolution hindurchfahren, während er zugleich auf einen „kleinen hässlichen Juden" stichelt, der grad vorüberging. Dieses war nämlich Herr Rodenberg selber, der natürlich eine sittlich entrüstete Bemerkung daran knüpft.[1]) Würde nichts beweisen, als Lassalles sattsam bekanntes Selbstgefühl und seine persönliche Abneigung gegen seine Rasse. Wir wissen aber ausserdem, dass er im persönlichen Umgang mit Leuten, die er achtete — und seine Achtung erwarben nur seelische Eigenschaften — nicht nur frei von jedem Hochmut, sondern rührend bescheiden, verträglich und versöhnlich war, sich sogar derbe Rügen gefallen liess. Wir lassen, persönlich gut unterrichtet auch über Lassalles Charaktermängel, nichts auf sein Andenken kommen, da wir nie kleinlich mit Moralinsäure solche Grossnaturen bespritzen. Eine unverkennbare Idealität trat in ihm deutlich zutage, wie er denn trotz seiner jüdischen Sinnlichkeit den Umgang anständiger hochgebildeter Frauen, wie es deren leider in seinem näheren Zirkel nur eine gab, mit besonderer Verehrung suchte. Wir haben davon Zeugnisse in Händen.

Dieser geistige Aristokrat stand freilich mit seiner Hochkultur in sozialistischen Kreisen ganz allein.

Genie? Kunst? Lächerlich! „Es braucht mehr Genie, um Rhoneschiffer zu sein, als um Hugos ‚Orientalen' zu schreiben!" geifert Proudhon. Und dies Geschwätz entsprach nur dem allgemeinen antikünstlerischen Zuge der Zeit. Die Griechen taugten nichts, sie waren bloss Genies. „Dies glänzende Volk hat nichts begründet, nichts dauerndes errichtet, und es blieb an ihm nichts als Andenken von Verbrechen und Unheil, von Büchern und Statuen. Es fehlte ihm immer an gesunder Vernunft." So fällt Lamennais, aus dem Priesterwahn in den Freigeistwahn hinüberspringend, in die Kloaken des Rationalismus. Die Tollwut gegen jede

---

[1]) Berthold Auerbach fanden wir mal in Lachkrämpfen auf dem Sofa: „Ach, ich freu mich so! Denk' Dir, der infame Rodenberg hat ein Buch geschrieben und es ist so schlecht!" Dagegen erzählte uns Karl v. Heigel, wie die Todfeinde Auerbach und Rodenberg sich als Juden über seinen Kopf einigten, nachdem Heigel sich Auerbachs Schimpfen gegen Rodenberg verbat.

religiöse Vorstellung schäumt mit dem Munde: „Die Weiber in Egypten prostituierten sich öffentlich den Krokodilen!“ rast Proudhon und bereichert so die Naturgeschichte kirchlicher Kulte um ein neues Faktum. Die Krokodile sind natürlich die Priester im Beichtstuhl. Um sich den Bildungszustand zu vergegenwärtigen, der aus allgemeiner Erhöhung des geistigen Niveaus die Stunde des Sozialismus gekommen wähnt, lese man den von Flaubert festgenagelten 1860 öffentlich gesprochenen Satz: „Die Stadt Cannes, doppelt berühmt durch den Sieg Hannibals über die Römer und durch die Landung Bonapartes.“ Man glaube ja nicht, dass in Deutschland — anderswo unterscheidet er sich gar nicht vom französischen — der Bildungsstand ein so viel höherer sei. Noch im Jahr 1883 erlebten wir, dass ein grosses deutsches Blatt „La Convention“ mit „Die Convention“ übersetzte, ohne zu wissen, dass dies einfach „Der Convent“ heisst, also über einen der wichtigsten historischen Namen im Nebel tappte. Aus dieser Atmosphäre der Halbbildung und des seichtesten Positivismus erklärt sich der gemeinsame Hass der Rück- und Fortschrittler gegen jeden echten Idealismus. „Byron, sehr gerecht von Familie und Vaterland ausgestossen, würde einfach, wäre er ein Mensch von gesundem Verstand gewesen, Busse getan haben, um das Recht zurückzuerlangen, seine Tochter zu erziehen und seinem Staate zu dienen.“ (Veuillot, ‚Freidenker‘.) Vor dem obersten Gesetz, alles Strahlende kritisch zu schwärzen und nörgelnd in den Staub zu ziehen, beugt sich auch der heimlich vor sich selbst einer unkritischen Bewunderung für irgendwen Verdächtige. „Wenn man Napoleon in Verbindung mit Moralqualitäten beurteilt, ist es schwer ihn zu würdigen, weil man schwerlich Güte bei einem Soldaten, Freundschaft bei einem Manne ohne Gleichen, Ehrlichkeit bei einem Weltherrscher vermuten kann. Indessen, etwas ausserhalb der gewöhnlichen Regeln wie dieser Sterbliche war, ist nicht unmöglich, hier und da gewisse Züge seiner moralischen Physiognomie zu erfassen.“ Wer redet so? Napoleons glühender Bewunderer Thiers. —

Zur Entstehungsgeschichte des Sozialismus muss wiederum festgelegt werden, dass auch hier die beiden jüdischen

Propheten Lasalle und Marx, so viele Achtung und Neigung wir ersterem entgegenbringen mögen, nur auf den Schultern von Ariern standen und deren Anregung folgten. Ausser Proudhon und Fourier war es hier besonders St. Simon, von dem Taine meint, er habe mit Shakespeare und Balzac zusammen die meisten ‚menschlichen Dokumente‘ aufgehäuft. Unter diesen Dokumenten fehlt nur eins: der grosse Mensch. Alles bleibt auf Herdeninstinkte zugeschnitten. „Grosse Menschen kann, ja darf es nicht mehr geben“, gestand unverfroren J. W. Drapers materialistische Kulturgeschichte, wie sie nur in einem Yankeehirn entstehen konnte. Schon gegen Herders Humanistik hatte Goethe die Befürchtung geäussert, die Welt werde so ein grosses Hospital werden „und Einer des Andern humaner Krankenwärter“. Gewiss ging Renan zu weit, wenn er, Nietzsche vorahnend, in seinen philosophischen Dialogen versicherte: „Zweck der Menschheit ist einzig Erzeugung grosser Menschen.“ Das sind im Grunde, obschon bei Carlyle mit religösem Brimborium versehen, genau solche Auswüchse eines atheistisch-mechanischen Materialismus, wie die sozialistische Massentyrannis. Der demokratischen Menschenvergötterung, die jedes Einzelnen Recht auf Glück fordert, steht aristokratische Menschenverachtung gegenüber, die dem Durchschnittsmenschen überhaupt kein Lebensrecht gönnen will.

Beim heutigen Geisteszustand der Massen wird aber der Sozialismus sich noch unbedingt Flauberts Dictum gefallen lassen müssen: „Das einzig Richtige ist Regierung von Mandarinen, vorausgesetzt, dass sie etwas können.“

„Quant au bon peuple, l’instruction, gratuite et obligatoire, l’achèvera. Quand tout le monde pourra lire le Petit Journal et le Figaro, on ne lira pas autre chose. . La Presse est une école d’abrutissement, parce qu’elle dispense de penser.“ So richtig drückte Flaubert (Brief an G. Sand) die unheilvollen Einflüsse des Bildungsnivellements aus, das die sogenannte Volksbildung mit sich bringt. ‚The schoolmaster is abroad‘, dies Schlagwort der englischen Demokratie hat fast nur die trostloseste Halbbildung begünstigt, wie es Bulwer in ‚Kenelm Chillingly‘ nur zu treffend darlegt. Die norwegischen Bauernuniversitäten, wie wir an Ort und Stelle beobachteten,

liefern ähnliches Ergebnis. Doch freilich, wie sieht denn die Kulturgesellschaft aus, die der Sozialismus bedroht?

Man höre Flaubert über die Epoche vor 1870: „Tout etait faux! Faux realisme, fausse armée, faux credit et même fausses catins. On les appelait ‚marquises‘, de même que les grandes dames se traitaient familièrement de ‚cochonnettes‘.“ Und logischerweise die Heuchelei als Frucht dieser Falschheit. „On demandait à l'art d'être moral, à la philosophie d'être claire, au vice d'être décent, et à la science de se ranger à la portée du peuple“. Hat sich seither Wesentliches daran geändert? Das Eingeständnis Flaubert über den „faux realisme“ scheint beiläufig besonders bemerkenswert. Ja wahrlich, ein falscher Realismus öder Empirie, der nicht nur nichts Schöpferisches hat, sondern jede schöpferische Fähigkeit untergräbt, scheint die Signatur des letzten Jahrhundertviertels noch ärger denn zuvor.

Eine Zeitlang zog die Sozialdemokratie noch einen gewissen Elan gross, eine tumultuarische Begeisterung vornehmlich des Bildungsproletariats. Aber was mit unsicherem Idealismus aufgesäugt, siechte bald an der stofflichen Ernährung mit der blossen Magenfrage dahin. Der Sozialismus hat als allgemeine Negierung des Bestehenden Gutes gefruchtet, doch nur zu bald verblasste der ideale Flitter seiner Idole.

Eine hoffnungslose Skepsis griff bei Wissenden um sich, etwa folgenden Sinnes: „Die Erfahrung lehrt, dass keine Form an und für sich gut ist. Konstitutionalismus, Republik, Kaiserreich wollen gar nichts sagen, da die widersprechendsten Ideen sich in jeden dieser Behälter einfüllen können. Alle Fahnen sind so besudelt mit Blut und Koth, dass es Zeit wird, überhaupt keine mehr zu haben. Nieder mit den Worten! Keine Symbole mehr! Die grosse Moral dieser Zeit wird sein, dass das allgemeine Stimmrecht gradeso dumm ist, wie das göttliche Recht der Könige, obschon etwas weniger hassenswürdig.“ Diese Zersetzung demokratischer Idole in ihrem eigenen Schoosse erzeugte das Verwesungssymptom Anarchismus. Wenn Dührings Abhandlung über „Transzendentale Befriedigung des Rachegefühls“ das Strafrecht einzig in den Wiedervergeltungstrieb legt, so könnte der Anarchismus diese sehr zweischneidige

Auslegung recht gut für sein angemasstes Strafrecht in Anspruch nehmen. Ja, die Menschen werden immer finden, dass ihr einziger ernster Lebenszweck sei: zu geniessen. Aus dem vermeintlichen Anrecht darauf ging der Saint-Simonismus hervor, dessen Hauptinspirator, Rodriguez, natürlich ein Jude war. Nicht ohne einen gewissen Cynismus sprach Lassalle es aus: „der Rechtsstandpunkt ist ein schlechter Standpunkt im Leben der Völker." Soll heissen: was ist Recht? Macht. Ob der Sozialismus Recht hat, ist eine Machtfrage.

Wie nun Lassalle diese Machtfrage förderte, überlassen wir späterer Betrachtung an anderer Stelle. Hier scheint hingegen der Ort, uns über die Frage selber auseinanderzusetzen. — —

Jede Begründung des Sozial-Eudämonismus als einer höchsten Gesellschaftsmoral verwickelt sich in Widersprüche, sei's Benthams utilitaristische Rechtsphilosophie, sei's John Stuart Mills berühmter Essay über das Nützlichkeitsprinzip. Hier meldet der Commonsense nur seinen eigenen Bankerott an, nachdem er sich durch alle möglichen Verwechslungen allgemeiner Begriffe hindurchgewürgt und auf schiefen Prämissen ein wackeliges Kaufhaus für eine besondere Ware merkantiler englischer Baumwollenmoral errichtet.

Indem Mill alles Heil in Belehrung durch Erziehung setzt, erregt er das Lächeln jedes Psychologen wie jedes Karma-Theosophen, da die unveränderliche Naturanlage jeder Erziehung spottet. Um diesen Unsinn möglich zu machen, muss er die Fiktion einer spezifischen allgemeinen Seelenfunktion, der „Sympathie", dem „Interesse" entgegenstellen d. h. wieder auf das Gefühl zurückgreifen. Wo aber dies Gefühl nicht ohnehin mächtig vorhanden, wird man vergeblich die buddhistische Einheit des Individuums mit seinen Mitgeschöpfen als Religion lehren, wie Mill vorschlägt und hiermit direkt ins Metaphysische flüchtet. Sehr natürlich! Denn der Utilitarismus ist ein so naher Verwandter des Egoismus, dass diese Siamesischen Zwillinge nur eine Operation auf Tod und Leben von einander trennen könnte, welche Operation eben nur das antiutilitarische Ethische vollbringen kann. Der Sozialismus täuscht sich

also gänzlich über die Beschaffenheit seiner Moralbefugnisse.

Stützt er sich utilitarisch auf „wohlverstandenen" Egoismus, dann bleibt seine Moral nur so lange wirksam, als seine Anhänger wirklich für ihren Egoismus darin eine Glückseligkeitsbürgschaft finden, was bei dem moralischen und intellektuellen Niveau dieses siegreichen Proletariats schwerlich erwartet werden kann, da der soziale Staat keine gebratenen Tauben liefert. Um vorher den Egoismus der Besitzenden zu überwinden, gibt utilitarische Moral schlechterdings nur das Mittel der Gewalt in die Hand, da das „Interesse" des Philisters sich nie und nimmer aus „Sympathie" zur Selbstentäusserung entschliessen wird. Nach erfolgter Expropriation würden die „Interessen" der Sozialisten untereinander wohl auch schwerlich jene „Sympathie" bewahren, die sie in gemeinsamem Kampf gegen die Besitzenden vorher zu empfinden wähnten.

Stützt sich hingegen der Sozialismus auf die „Einheit" des Altruismus, dann hört jeder Utilitarismus auf und wir kommen wieder zur religiösen (christlich-buddhistischen) Gefühlsmoral. Wenn ein anderer Engländer, Wollastone, der sich an Kant überlesen hatte, das Ethische ins Erkennen der „Wahrheit" setzen wollte, so hat auch dies viel Komisches, da die Wahrheit etwas Wechselndes und Abstraktes, das eigentlich Ethische etwas unfehlbar Bleibendes und tagtäglich Lebendiges vorstellt. Die Wahrheit, z. B. „Du sollst nicht stehlen", legt der Sozialist aus: „Eigentum ist Diebstahl" und es bleibt wieder lediglich Gefühlssache, welche von beiden Lesarten man als wahr annehmen soll. Einen gerechten Ausgleich zwischen beiden zu erzielen wird immer nur dem Gefühl überlassen bleiben, da selbst eine plausible Vernunft-Modifizierung wie: „Erarbeitetes Eigentum ist niemals Diebstahl" sich logisch nicht aufrechthalten lässt und vom Standpunkt des abstrakten Sozialismus auch das Mass meiner Arbeit mir kein Anrecht auf Eigentum gibt. Da ich aber nun selber ein Eigentum vorstelle — „Der Einzige und sein Eigentum" (Stirner) —, wird man mir logisch auch das Besitzrecht meiner physischen und psychischen Kräfte absprechen,

sofern sie das Durchschnittsmass überwiegen? Die absolute Ungleichheit der Menschen hat daher die Eigentumsfrage bereits bejaht und kann es sich im sozialen Staat genau wie vorher nur darum handeln, ob die natürliche Aristokratie der Menschheit, die alleinige Trägerin des Fortschritts, altruistisch für die Anderen arbeitet. Dies tat sie aber unbewusst schon immer. Ein König Asoka vermag mehr für die Wohlfahrt der Menschen, als jede soziale Gleichheitsrepublik.

Hören wir nun mal Lassalle schwadronieren („Arbeiter-Lesebuch“ 1863): „So lange ihr nur ein Stück schlechte Wurst habt und ein Glas Bier, merkt ihr gar nichts und wisst nicht, dass euch etwas fehlt. Das kommt aber von eurer verdammten Bedürfnislosigkeit! Wie, ist denn Bedürfnislosigkeit nicht Tugend? Ja, vor dem christlichen Moralprediger! Bedürfnislosigkeit ist die Tugend des Indischen Säulenheiligen und christlichen Mönchs, aber vor Geschichtsforscher und Nationalökonomen da gilt eine andere Tugend. Fragen Sie alle Nationalökonomen: Welches ist das grösste Unglück für ein Volk? Wenn es keine Bedürfnisse hat. Denn diese sind der Stachel seiner Entwicklung und Kultur. Darum ist der Lazzaroni so weit zurück in der Kultur, weil er zufrieden sich ausstreckt und in der Sonne sich wärmt, wenn er seine handvoll Maccaroni erworben. Warum ist der russische Kosak so weit zurück in der Kultur? Weil er Talglichte frisst und froh ist, wenn er sich in schlechtem Fusel berauscht. Möglichst viel Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Weise befriedigen, das ist die Tugend der heutigen, der nationalökonomischen Zeit! Und so lange Ihr das nicht begreift und befolgt, predige ich ganz vergeblich.“

Ist es möglich, mehr verderblichen Wahn in wenige Sätze zusammenzupressen? Lassalle fehlte es gewiss nicht an philosophischer Bildung. Als Hegelianer übte er seinen Scharfsinn, sein Buch über Herakleitos den Dunkeln machte nicht unverdientes Aufsehen. Und dieser Mann predigt, offenbar in gutem Glauben, dass die Glückseligkeit mit der Kultur sich steigere und dass man zu diesem Behuf die Bedürfnisse steigern müsse! Blieb ihm, dem Kenner

griechischer Philosophie, so unbekannt, dass die so logische und naheliegende Erkenntnis des Gegenteils die Cyniker zur möglichsten Herabschraubung aller Bedürfnisse auf ein Minimum bewog? Da Kultur und Bedürfnisse notwendig die Unbefriedigung steigern, so müsste Sozial-Eudämonismus richtiger das anarchistische Ideal aufstellen: Zertrümmerung der Kultur, damit der Mensch sich wieder in barbarischen einfachen Primitivzuständen wohlfühle. Da aber die sozialistischen Denker und Führer selber einen Kultus der Wissenschaft und Kultur pflegen, so träumen sie sich in der letzten Konsequenz ihrer Utopien einen Zustand, wo der Mensch alle materiellen Segnungen der Kultur ohne ihre Schäden geniesst. Das ist aber ein Widersinn, da die Kultur nichts abgeschlossenes jemals sein kann, die „verdammte Bedürfnisslosigkeit" also niemals in ihrem Bereiche eintritt und mit neuem Streben und neuen Bedürfnissen neue Unbefriedigung sich einstellt, ausserdem aber der Kulturmensch schon an und für sich wegen seiner gesteigerten Nervenempfindlichkeit seine Leiden verschärft fühlt. Das wahre Ideal wäre also eine hohe materielle technische Kultur mit lauter naivrohen Primitivmenschen. Da dies natürlich ein Unding und jede Art von Kultur den viehisch glückseligen Stumpfsinn ausschliesst, so beruht die Idee des sozialen Staates auf unlöslichen Gegensätzen. Entweder muss er auf die Kultur verzichten und die ganze bisherige Arbeit der Menschheit kassieren, weshalb der Anarchismus so viel logischer als der Sozialismus. Oder er muss sich im Gegenteil als bester Träger der Kultur fühlen, dann aber theoretisch ganz darauf verzichten, eine bessere Befriedigung der Glücksansprüche zu schaffen.

Wir mögen nicht lang und breit erörtern, weshalb 1) die Vernichtung einer besitzenden Minderheit die Möglichkeit geistiger Arbeit zerstören oder mindestens äusserst erschweren würde, 2) das allgemeine materielle Niveau durch gleichmässige Aufteiler von Gütern und Produktionsmitteln sogar anfangs nicht wesentlich sich bessern, 3) im Laufe der Zeit von Stufe zu Stufe sinken müsste. Ausserdem würde mit dem geistigen auch das ethische Niveau sich ungünstig verschieben und die zur Überwachung sozialer Ordnung

nötige Beamtenschaft sich wie in jeder Ochlokratie aus den Schlechtesten, Schreiern und Strebern, zusammensetzen, so dass neue Wirren unvermeidlich würden und der Anarchismus stets im Hintergrund lauern würde. Hat sich ferner die sozialdemokratische Führerschaft in ihrer blinden Anhänglichkeit an den radikalen linken Flügel des sozialdemokratischen Materialismus wohl je vergegenwärtigt, wie das von ihr religiös verehrte Dogma der Erblichkeit und Milieuauslese notwendig die Überlebenden und Nachkommen der privilegierten Klassen zu einer steten sozialen (aristokratischen) Gefahr machen würde? Nur ihre radikale Ausmerzung schützt davor. Durch derlei Blutbäder werden aber die bestialen Instinkte des Pöbels geweckt und genährt, wie denn beiläufig auch die Erblichkeit des Alkoholismus und des Verbrechertums in den unteren Schichten — immer vorausgesetzt, dass man an dies darwinische Dogma glaubt wie alle Sozialdemokraten — zu schweren Störungen und Unzuträglichkeiten führen müsste, da höchstens in der vierten Generation eine Umgestaltung böser Erblichkeit durch das Milieu — dies andre Dogma des Sozialismus — erhofft werden könnte. Bei obenerwähnten bestialen Instinkten der sozialen Revolution wäre aber Einrichtung sozialer Ordnung durchaus unmöglich, da diese von vornherein ein massvolles vernünftiges Verhalten aller Glieder bedingt.

Man könnte noch einwerfen, dass doch auch die Französische Revolution nicht nur allen Vornehmen und Reichen, sondern zuletzt auch allen Höhergebildeten den Tod schwor und doch angeblich viele geistigen Kräfte aus dem Volke erzeugte. Letzteres ist aber eine Fabel, einzig ein paar kriegerische Koryphäen entsprossten dem Proletariat und auch sie bewahrten moralisch (Augereau u. a.) und geistig (Ney u. a.) alle Sünden der ungebildeten Ochlokratie. Alle sonstigen Talente der Revolution und des Kaiserreichs gehörten den gebildeten Ständen an, und wenn sich mal gelegentlich ein rülpsender Plebejer zu dem drakonischen Lakonismus verstieg: „Die Republik bedarf keiner Gelehrten“, so fand er sofort seine Korrektur durch die herrschenden Demagogen, welche alle (so auch in Cromwells Revolution) Bildung und Kultur als „republikanisch“ ausschrieen, ganz

im Sinne der heutigen Sozialdemagogen. Die heut gang und gäbe Phrase, dass die grosse Revolution bloss von der „Bourgeoisie" gemacht sei, womit die Sozialdemokratie selber offenbar den historischen Folgerungen für die Zukunft einen Riegel vorschieben möchte, hat daher höchstens den Sinn, dass sie von den Gebildeten gemacht wurde. Weil aber eben das Volk, und zwar mit sehr kommunistischen Tendenzen, die Revolution möglichst sozialdemokratisch gestaltete, so bedurfte es des grössten Genies, also des grössten Vertreters der natürlichen Ungleichheit, um im Empire die notwendige Herrschaft der Gebildeten wieder in Ordnung zu bringen.

Die einzige richtige Logik des Freiheitsbegriffs ist die Anarchie und in gewissem Sinne die Reaktion, nämlich das Auflösen in den Naturzustand, wie ihn John Lubbok in einer hübschen Schrift real geschildert und Rousseau phantastisch geträumt hat. Will und kann man das nicht, weil diese faktische Unmöglichkeit auch mit dem Kulturwollen der Sozialisten zusammenstösst, so lasse man die Chimäre fallen, dass grössere materielle oder gar ideelle Wohlfahrt vom sozialen Staate zu erhoffen sei, da vielmehr in weiterer Fortdauer eines sozialistischen Terrorismus zur Organisierung der Arbeit nicht nur wenig Glück, sondern auch materieller und ideeller Nachteil der Gesamtheit und nur für das äusserste Elend des Proletariats eine entschiedene Besserung erwartet werden kann. Es sei denn, die heilige Naturwissenschaft, dieser neue Aberglaube, gewähre Wunder neuer Produktions- und Ernährungsmittel, worauf die Sozialdemagogie bekanntlich bei ihrem Normalideal der Acht- oder Sechsstnndenarbeit ausdrücklich verweist. Für ihre Ideale braucht sie also Wunder, u. a. die Kleinigkeit einer hochgesteigerten Idealität der sittlichen Auffassung in den breitesten Massen.

Das ewige Berufen auf „unsre nationalökonomische Zeit" und die strenge Wissenschaft ist also ein leeres Geflunker, wie denn die Grundtheorie von Marx' „Kapital" längst von der Zeit zersetzt und aus den eigenen Reihen der Partei angefochten wurde. Denn die Nationalökonomie will von der kollektivistischen Arbeit nichts wissen und die aristokratische Wissenschaft bekreuzigt sich heimlich vor der

sozialen Nivellierung. Wenn also Gelehrte und andere Mitglieder der gebildeten Stände sich zum Sozialismus bekennen, so geschieht dies keineswegs aus Überzeugung ihres Verstandes, sondern ihm zum Trotz, vielmehr aus hoher, autonomer Sittlichkeit, dem Gefühl mitleidiger Gerechtigkeit, des wahren, sich opfern wollenden Altruismus, während die altruistische Begeisterung der umgekehrt Opfer verlangenden und etwas Materielles erlangen wollenden Massen eine bewusste oder unbewusste Lüge bedeutet.

Lösung der sozialen Frage und Versöhnung des eisernen Lohngesetzes, mit dem sich Lassalle und Marx dialektisch herumschlugen, wird also nicht von Kultur und Wissenschaft, Vernunft und Logik, die sich sämtlich skeptisch dazu verhalten, sondern einzig und allein von der Ethik gefordert. Wir bitten dies für das Kapitel Nietzsche vorzunotieren. Da aber das ethische Pathos in all seinen Formen den einzigen fruchtbaren Kulturträger bedeutet, so wird seine unüberwindliche Macht auch dem Sozialismus zum Siege verhelfen, nicht durch egoistischen Sozialeudämonismus der Demagogen und Massen, sondern selbstverleugnenden Idealismus einiger Mächtigen, Besitzenden, Gebildeten.

Wenn aber allein das Gefühl den Sozialismus gewährleistet, wird man wohl fragen dürfen, ob denn Buddhismus und Urchristentum nicht dies schon genügend vermittelten? Zwar hat sich heut das religiöse Gefühl aus den absterbenden und ihren Marasmus nur durch Heuchelei und Borniertheit fristenden Kirchen bei allen sittlich Gebildeten in die Sozialethik geflüchtet und man glaubt hierbei des Metaphysischen entraten zu können. Aber dieser naive Trugschluss erklärt sich leicht aus der philosophischen Halbbildung der mechanistischen Weltanschauung unsrer Moderne, welcher der einfache Syllogismus abhanden kam: Sozialismus, der sonst nur in den kleinsten und simpelsten Anfängen der Urzeit vorkommt, ist in sich selber ein Erzeugnis der Kultur, Kultur andrerseits im weitesten Sinne ein Erzeugnis des Ethischen im Menschen, dies Ethische aber ein Ausfluss des Unbewussten, d. h. Metaphysischen.

Dass Physisches und Metaphysisches in sich untrennbar seien, ist eben das tiefste Geheimnis der okkultistischen Forschung. Wir halten daher mit der Prophezeiung nicht zurück, dass die heut noch so verachtete Theosophie mit all ihren Abzweigungen berufen sei, sowohl die soziale Revolution zu leiten, als dem sozialen Staat in der grauenhaften Leere, welche er nach Offenbarwerden der Unvollkommenheit seiner irdischen Utopien allseitig verbreiten wird, erst sozusagen eine Seele einzuhauchen. Der römischen Theokratie, die allein auf den Trümmern der alten Gesellschaftsordnung übrig bleibt, wie leicht vorauszusehen, wird allmählich eine wahre Theokratie der Besten, die neue Weltreligion der esoterischen Theosophie, die Herrschaft entwinden. Dass der Raubtierinstinkt des Staates und der Kirche den verborgenen Feind und kommenden Sieger ebenso ahnt, wie die materialistische Sozialdemagogie, zeigt der gemeinsame Argwohn und Hass, mit welchem Staatsorgane — wir sehen es an der Verurteilung harmloser Spiritisten, harmlos, ob sie nun Schwindler oder Getäuschte oder halbe Wahrheitsspender seien —, päbstliches Obskurantentum und sozialistische Presse alle Offenbarungen „aus dem Reiche des Blödsinns" verhöhnen und verfolgen. Erst kommt der Hohn, dann der Hass, dann die Angst, dann die Niederlage.

Allerdings handeln Staat, Kirche, Sozialdemokratie — diese scheinbar widerstrebenden, doch alle gleichmässig auf Schein und Illusion aufgebauten Elemente — eigentlich unlogisch. Denn der Staat sollte für sein Ideal (einer möglichsten Daseinsverekelung zu Gunsten des Genusses einer verschwindenden Minorität) unsre theosophische Einsicht in die Nichtigkeit der Sansara möglichst verbreitet wünschen, um die Notwehr gegen seine Vergewaltigung zu lähmen. Die Kirche mit ihrem Hass gegen Aufklärung und Wissenschaft sollte die Theosophie im Kampf gegen die religionsvernichtende Moderne als Bundesgenossen begrüssen. Die Sozialdemokratie hingegen müsste für die Glückseligkeit der grössten Masse notwendig die Verbreitung aller glückbringenden Illusionen fördern, also von ihrem Standpunkt aus die Verdummung und den „Jenseitswahn", ohne den

nun einmal eine Befriedigung der Menschen, insbesondere der Frauen, undenkbar scheint. Allein, die Mächte des Scheins handeln logisch genug aus ihrem Unbewussten heraus, da sie ahnungsvoll wittern, dass ihre Zwecke und Illusionen ganz und gar nicht von diesem unwillkommenen Helfer gefördert werden!



Der messianische Hiob: Heinrich Heine.

„Die grosse soziale Suppenfrage“ wollte schon vor Lassalle ein Grösserer als er poetisch anblasen, womit dieser Grosse, namens Heinrich Heine, sich in der Vorrede seines Jugendversuches „Radcliff“ brüstet. Doch er hätte sich nur die Finger dabei verbrannt, da er nicht jene dicken Fausthandschuhe trug, die zum Anpacken solcher Dinge gehören. Deshalb kochte er lieber selber Süpplein aus bitteren Kräutern für Germanias kranken Magen oder verlegte sich aufs Schätzegraben und romantische Alchymie. Dachte aus manch ungeläuterten Metallen, die ein sich wiederentdeckendes und auf sein altes Ich besinnendes neues Deutschtum aus tiefem Schacht zu Tage förderte, Gold zu machen. Indem er sich aber also vergrub und grub und schmolz, schaufelte er der Romantik selber ein Grab. —

Wir kennen keine blosse Weltgeschichte für die Deutschen, keinen Herrgott von Dennewitz. Deutsches beansprucht daher in dieser Analyse des Jahrhunderts nur den ihm gebührenden Raum, nicht mehr und nicht minder. Wir ersparen uns also Einzelausschnitte deutscher Literaturgeschichte, die wir bei gebildeten Deutschen als bekannt voraussetzen. Einzelne Schriftsteller berühren wir nur, wo sie europäischen Einfluss gewannen, wie dies den französischen beim beherrschenden Ansehen ihrer Sprache und Literatur zufiel, oder wenn sie das Interesse ausgeprägter Charakterköpfe besitzen, wie es gleichfalls den vielen von uns kurz skizzierten französischen zukommt und ein paar englischen Romanciers. In der deutschen Literatur des Kleinen Jahrhunderts hat nur Einer weltweite Popularität

gewonnen. Es ist seltsamerweise, was sonst fast niemals zutrifft, auch der Einzige, der sein Jahrhundert überleben wird. Ausser diesem Heine sehen wir nur noch eine grossgeschnittene Gestalt, doch von viel geringerem Wuchse und minderer Eigenart: Lenau. Natürlich werden die Hebbelianer darob ein grausses Geschrei erheben, diese germanischen Schmule wie Bartels, die alle Unarten jüdischer Oberflächlichkeit und Coteriegehässigkeit scheinheilig deutschtümelnd gegen die Verjudung ausspielen. Nun, es sollte sie stutzig machen, diese Teutschesten der Teutschen, dass als Hebbels fanatischer Apostel bei Lebzeiten ein Jude Kuh fungierte und heut Hebbels tollster Aufblaser im Juden Maximilian Harden steckt. Weshalb wohl diese jüdische Sympathie für den Dichter der „Judith"? Nicht als ob der finstre Holsteiner nicht im Germanischen wurzelte, er tut es nur zu sehr, doch nicht im Südgermanischen der Deutschen, sondern im Nordgermanischen der ethnographisch ihm näherliegenden Skandinaven. Sein grüblerisches Einsiedeln, das wie ein nordischer Saga - Gnom mit dem Grubenlicht flackernder Dialektik in unterirdischen Höhlen schürft, das Spitzzerfaserte seiner psychologischen Problematik mahnt an Ibsen und Strindberg. Seine Tagebücher lesen sich „hochmodern", ein Selbstlob im Munde der Moderne, das uns übeln Beigeschmack hat. Hebbels jüngstes Modewerden gehört daher zur Logik der Zeitpsychologie. Von Wirklichkeitssinn keine Spur, seine „Maria Magdalena" ein Urtyp all jener pseudorealistischen pseudomodernen Sittenbilder, die künstlich mit dem Verstand zurechtkonstruiert. Er hat eine Phantasie, die unterm Eise brütet — dies Heysesche Epigramm trifft noch immer nicht das Rechte, denn was hier brütet, ist gerade nur der Verstand, der nichts Lebendiges schaffen kann, sondern nur Abstraktionen. Was real- oder naturalistisch sein soll, ist bloss erkünstelt brutal und das Brutale obendrein phrasenhaft. Man braucht nur seine zerfahrenen ‚Nibelungen', worin nur eine Szene: Brunhild daheim in Island eine düstre lyrische Pracht ausatmet, mit dem Nibelungenlied zu vergleichen, um den Unterschied echter Geniekraft von krampfhafter Geschwollenheit zu erkennen. Der Adler, der in

unserer Nationalbibel deutscher Mannheit über dem Blütenwald Tristans und Isoldes und dem Maienhag der Vogelweide emporrauscht, hat den „modernen“ Theaterästheten nicht auf seine Schwingen emporgenommen. Wie Siegfried im Brunhildenzweikampf seinen Speer über fernste Grenzen hinauswarf und König Gunther im Sprunge mit sich trug, so kann es vom grossen Unbekannten heissen: „Von seinen schönen Künsten empfing er Kraft genug, dass er in dem Sprunge das ganze Deutschtum mit sich trug.“ Und mit geschlossenem Visier, seinen irdischen Namen vornehm verhehlend, steht der riesige Rittersänger in voller Rüstung da, aus einem Guss. Und nun vergleiche man den Modernen ‚Titanen‘, wie er mühselig schwitzend mit theatralischen Gesten an Siegfried und Hagen und Krimhild herumbosselt, bis sie nicht nur kleiner, sondern auch unwirklicher werden. Sein Dietrich von Bern veranschaulicht seine Grösse, indem er einen Eichbaum ausreisst und einem Hunnen auf den Rücken legt: der richtige Hebbel, der auch immer Eichen zu entwurzeln glaubt, wenn er irgendein ‚psychologes‘ Unkraut hoch in die Lüfte hebt. Sein Holofernes, dieser liebe gute Übermensch mit der hohlen Kraftmeierei seiner deklamatorischen Bramarbasohnmacht, scheint eine Nietzscheparodie vor Nietzsche. Da wir aber dies Prachtexemplar selber haben, kümmert uns Hebbel nur als Symptom der Jahrhundertkrankheit.

Aus Grillparzers erotischen Sentiments klingt heimlich der Kleistsche Angstschrei: „Verwirre das Gefühl mir nicht!“ In schwerer Gefühlsverworrenheit zwischen Klassizität, Romantik und Jungdeutschem, das er reaktionär verabscheut, wird seinem österreichischen Faust im Capua der Geister der Traum ein Leben, wird ihm der Weisheit letzter Schluss: „Die Grösse ist gefährlich, der Ruhm ein eitles Spiel.“ Des Herzens stillen Frieden und die schuldbefreite Brust scheint er freilich auf diesem stillvergnügten Bummel kaum gewonnen zu haben. Er war halt a Weaner, voll natürlichem Geschmack am Schönen und Äusserlichen der Kunst, sinnlich gutmütig und a bissel Raunzer. In seinem Lager war Österreich, gut kaiserlich allzeit. Als er Napoleon in Ottokars Glück und Ende verkörpern wollte, ward daraus der böse

Mann philiströser Wahnvorstellung. O du mein Österreich! Den hohen künstlerischen Qualitäten wollen wir nicht zu nahe treten, die ihm unter Vertretern des klassischen abgestorbenen Jambendramas den obersten Rang zuweisen. Aber schon hiermit ist gesagt, dass sein Bestes nicht dem 19. sondern dem Weimarer 18. Jahrhundert gehört. Dem Zeitpsychologen bietet diese glatte Physiognomie so gut wie nichts.

Unendlich höher steht der Mann, den Hebbels Grössenwahn der ‚Ohnmacht' bezichtigte und den heut noch Salonkathederprofessoren und jene grünen Jungen, die in ihren Hörsälen den Doktortitel ihrer Halbbildung erwarben, den ‚törichten Grabbe' schimpfen. Über seine selbstverwüstete Hannibalsleiche spreiten Prusiasse den Teppich ihrer Mittelmässigkeitsästhetik. Doch mit Hebbels Holofernesohnmacht hat seine Muse nichts gemein, die sich, obschon öfters nach Fusel riechend und delirierend, als germanische Velleda und Seherin der Geschichte reckenhaft erhebt. Zu oft haben wir anderswo Grabbes eherne Epigrammatik, seinen dröhnenden Marschtritt des Völkerschicksals gewertet, auch liegen seine Gebresten leider dem Blick zu offen, als dass wir hier länger dabei verweilen sollten. Wie er auf dem Sterbelager mit letztem Odem die Marseillaise sang, so hätte dieser zerfallene, verstümmelte Heroengeist ins Zeitalter der Grossen Revolution hineingepasst, denn auch seine Zerrissenheit und Unfertigkeit verschuldet die kleinliche Zeit. Anders aber, als unsre törichten Salonprofessoren, dachte über ihn der Glückliche, dem es beschieden war, Leichtigkeit und Anmut, wie sie Götterlieblinge umatmet, mit wilder Kraft und Leidenschaft zu vereinen: mit hoher Achtung gedachte Heine seines unseligen Zeitgenossen.

Eklektiker Platen, dessen politisches Zeitlied „Der Rubel reist, der Rubel fällt, was ist der Mensch? ein Schuft" allein noch Erinnerung verdient, zeugete Eklektiker Geibel den frummen. Weiter haben uns beide ‚Künstler' nichts zu sagen. Nicht viel auch Uhland, Eichendorff, Möricke, deren echter poetischer Stimmungsgehalt, Feingefühl für Reinheit des Versstils, Reinheit sittlichen Empfindens mit fiktivem Mittelalter oder fiktivem Volksliedton in eine bessere Vor-

zeit oder Traumzeit hinüberduselten. „Aus der Verwirrung dieser Zeit hab ich zu Gott mich hingesehnet," heisst es in Uhlands einzigem Gedankengedicht. Doch seine verlorene Kirche ist selber nur Fiktion. Nur wer die Wirklichkeit der Ewigkeit in Zukunft wie Vergangenheit heraushört, der habe „des Geläutes acht, das aus dem Grunde dumpf ertönet".

Diese Zukunft aus der Ferne rauschen zu hören als Prophet, wünschte ein einsamer Wanderer am Niagarafall: er hiess Lenau. Selten ward die Gabe des Verses einem Sterblichen so voll zuteil, man muss sich schon bei Byron und Musset umsehen, um gleich Starkes oder Stärkeres in meisterlichem Bau und Schwung sonor dahinrollender Sprachrythmen zu finden. Allein, der reine lyrische Schmalz gebrach ihm, oder wo er sich ihm näherte, versank er in weinerliche Schwärmerei pathologischer Seelenzustände. Weinend muss sein Blick sich senken, durchs Leben begleitet ihn sinnende Melancholie, und nur dort rafft er sich auf, wo er in eigentümlicher Lyro-Epik ins Grosse geht. „Alpen, Alpen, unvergesslich seid meinem Herzen ihr in allen Tagen, bergend vor der Welt ein herbes Leid, hab' ich es zu euch emporgetragen", hebt seine tiefinnigste Elegie an und so suchte er sein krankes Gemüt zu Höhen von Geschichte und Denkertum zu erheben. Die Alpen hiessen ihm Albigenser, Savonarola, Faust und Don Juan. Von diesen epischen Cyklen blieb der epischeste „Savonarola" am schwächsten, obschon voll herrlicher Einzelheiten. Im „Faust" gibt es wahrhaft grossartige Versbewältigung tiefster Urprobleme, doch es bleibt bei reflektiver Didaktik. Das Fragment „Don Juan" enthält unvergleichliche Natursymbolik, die „Albigenser" aber wirken am geschlossensten und reinsten, indem hier noch eine gewisse Wirklichkeitsfrische das Allegorische anhaucht. (Beiläufig hat der glänzende „Ziska" von Meissner die gesamte innere Form von hier entnommen, sich auch von Lenaus prächtigen Ziskaliedern anregen lassen.) Die sonst etwas starre Pathetik Lenaus belebt sich hier glutrot wie von innerem Brand in revolutionärer Begeisterung für Befreiung der Menschheit: „Wie die Faust einst Brand und Eisenruten wird der Geist sein Schwert, sein Feuer brauchen, bis die Herzen der Despoten bluten und in Flammen ihre Burgen rauchen." Die

schlau klügelnde Sozialdemokratie mit ihrer Phrase von der friedlichen Evolution, auf deren gebratene Tauben sie nun schon seit fünfzig Jahre wartet und die allerdings nicht mal einen Herwegh erzeugen kann, wird schwerlich einverstanden sein: „Waffen braucht die Welt, kein Liebeslächeln kann das Elend ihr von dannen fächeln, wärs ein Lächeln auch wie das vordem auf dem Kreuze zu Jerusalem."

Dies Herz, das für der Menschheit Erlösung schlug, dies Hirn, das von eigenem Überschwange brodelnd überkochte, brach und riss in tiefer Nacht. Aber erhaben dröhnt die Geisterstimme zu uns her, ihr heiligstes Weh verkündend: „Tiefer schmerzt als das Geroll Zeit und Tod zu meinen Füssen, dass ich nicht erblicken soll, wie sich Welt und Freiheit grüssen. Doch mein Geist, der bald den Riss enden wird durch diese Hülle, lebt in andern einst gewiss seine Freiheit, Macht und Fülle." ...

„Als mich die düstre Stunde gebar und nur der Gram mein Vater war," sang im fernen Kaukasus der junge Lermontow. „Seul le silence est grand, tout le reste est faiblesse," sang Alfred de Vigny. Damit wäre aber den Poeten wenig gedient gewesen, die nicht in ihrer Qual verstummen wollten, sondern lieber untersuchen, ob ihnen Gott die Gabe gab, zu sagen, was sie litten. Sie dachten eher: Nur das Singen ist gross, alles übrige Schwäche, und machten aus ihren grossen Schmerzen die kleinen Lieder. Wie Chateaubriand den Gewittersturm im Urwald beschreibt: „Le ciel s' ouvre coup à coup et à travers ces crevasses on aperçoit de nouveaux cieux et des campagnes ardentes," so glaubten sie unterm donnernden Sturm der Leidenschaft neue Himmel sich öffnen zu sehen; brennende neue Welten, blitzbeleuchtet.

Ein graues Perlenlicht des Mondes tropfte auf diese aufgewühlten Herzen nieder, die mit Chateaubriands Priester seufzten: „Ich welke wie eine Blume, ich verdorre wie das Kraut der Felder." Das morgenländisch Exotische, das auf Flügeln des Gesanges zu den Ufern des Ganges sich wegträumte oder mit Lenaus ausgebälgtem Geier am Ganges Unsterblichkeitsgedanken flattern liess, ward ein neuer glitzender Rahmen der modernen abendländischen Melancholie. Immer mehr erbleichte auch jener Zauber der

Naturfreiheit, den Rousseau und St. Pierre und allerlei deutsche Träumer im Urzustande ferner Lande als Gegenstück des Glücks zum Kulturunglück heraufbeschworen.

Schon bei Chateaubriand ist diese gepriesene Urnatur in all ihrer wilden Schönheit nur dazu da, des Menschen Nichtigkeit zu erdrücken, vor seinem Nichts noch tiefere Abgründe aufzureissen. Weltschmerz überall, ob im Rauschen des Urwaldes oder im Lärm der Städte. Und wie bitter enthüllt uns der stolze Poseur in seinen Memoiren, dass seine lieblichen Indianerjungfrauen Atala und Celuta ihre Entstehung einem Reiseabenteuer mit zwei mestizischen Freudenmädchen verdankten! Solche Enttäuschung sparte man uns damals noch, die Dichtung idealisierte. Heut stellt uns Loti die exotische Eva der orientalischen Paradiese nackt genug vor Augen, sinnlich wie eine Houri, dumm wie keine Kuhmagd, eine Art von wilder Äffin mit den Allüren eines Panterweibchens, allerdings voll roher Treue und Zärtlichkeit.

Rarahu und Azyadé sind nicht mehr Rousseauische Ideale, sondern unselig wie wir Europamüden selber, und die widerspruchsvolle Zusammensetzung der modernen Kulturseele schöpft aus Berührung mit bestialer Einfalt nur neue raffinierte Qualen. Doch auch diese Entwicklung der Jahrhundertkrankheit entspinnt sich nicht als Influenza von aussen, sondern der Bazillenherd steckt in ihr selber.

Auch Byron hatte sein griechisches Feuer aus einer griechisch-türkischen Exotik entlehnt, die in Wirklichkeit nicht ganz so romantisch aussieht, wie er sie malte. Aber der Anblick hellenischer Ruhmesgräber, verfallener Tempel und schauriger Mondnächte mit schakalbenagten Leichen — vergleiche besonders „Die Belagerung von Korinth“, wo auch die Schakale nach Selbsterlebtem gemalt — riss ihn aus Verzweiflungsanfällen nur wieder zur Begeisterung fort.

Alle Gewitterstürme des Genfer Sees, alle Gletscherschrecken des Berner Oberlands vermögen nicht den hohen Stolz seiner selbstgewissen Hoheit zu brechen. Vor der Majestät des Weltmeeres pflanzt er sich hin, legt seine Hand auf die Wogenmähne und fühlt sich eins mit aller Grösse der Natur. Selbst der Flug durch den unermesslichen Raum schreckt ihn nicht, halb Kain, halb Lucifer, schwingt er sich

durch die Planeten hin, berauscht von Ewigkeit, und ruft dem All entgegen: „Mein Gedanke ist dein nicht unwert, bin ich auch nur Staub.“ Man vergleiche damit den Zornschrei Maupassants („L' iuntile beauté!“): „Die Natur! Ich sage dir, dass wir gegen die Natur unaufhörlich ankämpfen müssen, sie führt uns ewig zum Tier zurück!“ In solchem Ekel gegen das Sinnenleben endet zuletzt der Arme, der so lange die Natur vergöttlicht und in der heuchelnden Zivilisation, welcher er das ehrlich Bestiale gegenüberstellte, zugleich das Geistige verspottet hatte.

Warum Maupassants Umkehr und Bekehrung? Weil unterm Spaten seelischen Leides in ihm eine tiefere Schicht des Unbewussten lossprang: er, der gegen ideale Illusionen ins Feld zog, kehrte heim, geschlagen und gedemütigt, in sein innerstes Ich und erkannte gerade seine Götzen der Natursinnlichkeit als Illusionen. „Duldet und denkt! Schafft eine eigene Welt im Innern, wenn die Aussenwelt versagt! So kommt der geistigen Natur ihr näher und kämpft mit eurer eigenen triumphierend!“ hinterliess Byron im Kain sein letztes Wort.

Aber merkt man den Abstand der zwei Jahrhunderte? Merkt man den langen Irrweg, auf dem das pfiffige, anmassende, immoralische Säkulum sich wieder zum alten Tempel des Realidealismus, wo Byron, Goethe, Napoleon thronten, zurückarbeiten muss? Jeder Rest wiedererwachenden Wahrheitsgefühls macht also die entgegengesetzte Entwickelung durch, wie Nietzsches kranke Sophistik. — —

Das Volk emporzuzüchtigen wünschst jeder aufgeklärte Despotismus. Ein oft undankbares Beginnen von zweifelhaftem Ausgang. Heine meinte in seinem Witz Aladins Wunderlampe zu besitzen, wie der Däne Oehlenschläger sie romantisch als Attribut und Sinnbild des Genius besang, und liess ihr Licht erstrahlen über Gerechte und Ungerechte. Doch das Geniale herrscht meist nur im Reich einer eigenen Einbildung als aufgeklärter Despot, die Materie draussen weiss nichts von seinem Herrscherrecht und will nichts davon wissen.

Die Romantik suchte wie Ibsens Frau vom Meere das Wunderbare. Sie duftete selbst als blaue Wunderblume. Der Fichtesche Transzendentalismus fasste die Phantasie als

die treibende Kraft des Ichs und all seiner schöpferischen Wirksamkeit auf, in gewissem Sinne sehr logisch, weil die Welt als Einbildung (Vorstellung) natürlich von der Einbildungskraft abhängt. Die folgenden Naturphilosopheme von Schlegel und Schelling, im Grunde auch von Hegel, stärkten diese Anschauung, die natürlich dem Kultus des Genialischen neue Nahrung lieh. Das Genietreiben der Romantiker ward zur fixen Idee und die Fiktion sollte laut Novalis sogar wundertätig werden, das Nicht-Wirkliche wirklich machen.

Das innere Wissen einer genialen Anlage offenbare sich als Urfunktion, von der alle sonstigen Äusserungen und ihre Formen abhängen! Die Natur sei nur eine Wahrnehmung der Phantasie, die also gleichzeitig Physik lehrt! Ganz wie ein indischer Joga wünschte die Romantik eine Überwindung der Materie durch standhaften Glauben, doch durch Glauben des Ichs an sich selber, indem Dichtertum gleichsam zum Naturkern wird. Solche Apotheose der Poesie ward selbst zum Märchen. Der vollkommenste Dichter sollte der Höhepunkt im Naturschaffen sein, dessen Geheimnisse im Abgrund unsres eigenen Wesens schlummern, geheiligter Priester der ewigen Hervorbringung, in ihr seine eigene Harmonie findend.

Deshalb sei des Dichters Ahnung ein Fackelträger für die nachhinkende Forschung, Goethe habe seine Naturerkenntnisse nur seinem Dichtertum zu verdanken (Steffens), weil dessen Gedanken eins mit dem Wesen der Naturgedanken. Tieck liess sich solches nicht zweimal sagen und las seine Gefühle in den Formationen und Physiognomieen von Bäumen, Pflanzen, Bergen, Wolken und gestiefelten Katern. Recht als Vorbild des Impressionismus Fin-de-Siécle vermengte er Töne und Farben, erstere ergossen sich in Strahlen, letztere erklangen musikalisch. „Wahre Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehn zu fern“ . . ein sehr verdächtiges Geständnis, das freilich dem Musiktaumel zu Gute kommt. Gewiss, in tönender Verschwommenheit „lässt sich gern alles was man will versöhnen“! Denn Sinn und Logik müssen sich gefallen lassen, dass alles, was der Dichter will, eine imaginäre Versöhnung erhält, ein Bündnis mit den Naturmächten, welche sich in jeder Menschenseele selbst wiederfinden und spiegeln. Dass Geist unsichtbare Natur und

Natur sichtbarer Geist sei, diese innere Harmonie verknüpfte Schellings Romantikphilosophie in der Poesie, die er als das Höchste und Letzte auffasst, sintemal aus ihr alle Naturweisheit entspringe. Zu diesem ihren Ursprung kehrt die Philosophie heim, indem sie das Kunstschaffen als Verschmelzung von Notwendigkeit und Freiheit, Bewusstheit und Unbewusstheit erkennt und den Dichter gradezu vergöttlicht. Die Genielehre verhöhnt grübelnde Wissenschaft als Pedanterie, das Verstandeserkennen vermag nichts mit ödem Fleiss! Poesie und Genie erhaschen alles im Fluge und setzen sich auf den Weltthron, den ja bekanntlich auch Napoleon durch naive Einfalt und Faulheit im Schlafe durch geniale Eingebung gewann! Bewusstes und Unbewusstes trennen sich nicht mehr und verbinden ihre Strahlen zu einer Wunderflamme, einer Freiheit der Natur?!

Das „System des transzendentalen Idealismus“ erschien just im Anfangsjahr des Jahrhunderts, Schellings Wirksamkeit griff stetig im ersten Viertel des Jahrhunderts um sich und durchsickerte die ganze erste Hälfte. Der marklos entnervende Genius der Romantik spann sein Spinnwebennetz über Norden und Westen Europas, ein gut Teil natürlicher Kraftanstrengung erstickend. Die Poesie sollte der allgemeine Ozean werden, in den alle Wissenschaften münden, fürs erste aber zerfloss sie nur als gestaltloser lyrischer Brei!

Die Natur als bewusstlose Poesie des Geistes sollte dem Kunstwerk inferior sein, da sie nur als Ganzes das Unendliche bedeute, jede einzelne Kunstschöpfung aber schon das Ewige enthalte, einziges Organon und Dokument des Erkennens. Aber die Natur rächte sich an dieser Selbstvergötterung der Poesie — und der Poeten. Denn ihnen, die so dreist den „magischen Idealismus“ (Novalis) ihrer Genialität betonten, versagte sie eben diese erstrebte dämonische Magie: Goethe-Faustens unsterblich Teil und Erbteil. Zwar war sein eines Auge von Alltags „Sorge“ erblindet, bis er selber ein Philister, „von Furcht und Sorge angefüllt“. Dies blinde Auge Exzellenz v. Goethes aller Bildungsphilister Sonne und Wonne! Doch strahlt sein andres Auge uns magisch voraus, weil er bescheiden und ehrfürchtig zu den Müttern hinabstieg und von der Poesie nicht mehr verlangte, als sie geben kann.

Denn nicht die Poesie als Kunst ist das Letzte und Höchste, sondern das Unbewusste, das gleichzeitig Gefühl (Poesie) und Denken (Philosophie) aus Urquellen speist. Diese aber entdeckt nicht der gewaltsam bohrende gierige Geniesucher, der Unbewusstes zu haschen meint, wo er noch ganz in eitelm Bewusstsein webt, sondern der unablässige Allsucher, der immer strebend sich bemüht, ichlos dem Allwesen sich zu nähern. „Den können wir erlösen.“ Der indische Joga und christliche Mystiker, anders als diese ichverliebten Poeten sucht er die Glaubensstärke in sich selber, die alle Berge der Materie versetzt, „durch hohe Wissenschaft, Kasteiung, Wagnis“ (Manfred), Ichüberwindung, nicht durch Ichvergötzung. „Der alte Kerl hat faule Nieren und wirds nicht lange mehr machen“, grinste Friedrich Schlegel, als von Goethes Erkranken die Rede, Oehlenschläger an. So sah die schöne Seele und die überschwängliche Empfindsamkeit dieser Ästheten aus! Ach, Goethe war zuletzt auch für Heine nichts Rechtes mehr. „Süsser Reiz der Mitternächte, stiller Kreis geheimer Kräfte, Wollust rätselhafter Spiele, wir nur kennen euch“, liess Novalis die Toten singen, aber er dachte dabei an die seligen Lebenden, die Genialen der Romantik, die sahen und hörten, was vor ihnen kein Sterblicher erkannt. Doch auch wir kennen euch nun und eure Romantik als einen Kirchhof. Nie war von Poeten so viel die Rede, wie in England zu Popes Zeit, und nie gab es weniger Poeten; nie ward vom Genie so viel gemunkelt, wie in dieser ersten Jahrhunderthälfte, und nie gabs so wenig wirkliches Genie. Erst als die Romantik, ehe sie noch altersschwach geworden, sich im Lebenselixir des Heineschen und Lenauschen Freiheitspathos verjüngte und dann in Selbstironie zersetzte, überlebte sie sich selbst in Heine und Lenau. — —

Wie weit überragen unser in sich fertiger Sänger Lenau und unser unbeholfener Geschichtspoet Grabbe doch alle Dichter anderer Völker im Jahrhundert seit Byrons Tode mit alleiniger Ausnahme Mussets! Wer erreicht selbst Grillparzer und Hebbel, ja auch nur den Hebbel zweiter Hand, Otto Ludwig, im Gebiete des Dramas! Die Briten freilich brüsten sich noch mit verschiedenen ‚grossen‘ Poeten. Doch

Swinburnes sinnlicher Schwulst und Brownings fürchterlicher Tiefsinn drücken uns und sich selber nieder, als müssten sie alles mit Hebebäumen aus sich herausholen. Besonders Browning war eine Plage für Götter und Menschen.

Schlimmer noch die unerträglichen Streckverse oder richtiger: wahllos zerhackten Prosaperioden, die Walt Whitman in Amerika für die Neue Poesie der Demokratie ausgab, was wie jeder Humbug eine gläubige Gemeinde um ihn sammelte — ein Victor Hugo ohne jede technische Gabe dieses Phrasenkolossus, ohne Phantasie, Gestaltungskraft, ja sogar ohne Wortschwung, kläglich wirres Lallen als Ideen feilbietend, ein atavistischer Rückfall in eine Art literarischer Hinterwäldlerprimitivität! Dies grössenwahnsinnige Dollarländchen, dessen Erdmasse auf der geistigen Welt-Karte zu einem Dörfchen einschrumpft, pfeift den Yankeedoodle seines Monroe-Kirchturmspatriotismus immer gellender dem altersschwachen Europa zu, bis sich der Bildungsmensch die Ohren zuhält. Das „Land der Gleichheitsflegel" (Heine) produziert natürlich aus seiner jungfräulichen Erde ungeheure Genies, etwa von dem Wuchse eines deutschen Almanachpoeten. Ein niedlicher Essayist wie Washington Irving ward mit Homer verglichen, ein langweiliger Eklektiker Longfellow, alle Zonen nach Stoffen plündernd, mit den grössten Engländern, natürlich erst recht mit Tennyson, der für solchen Vergleich doch noch etwas zu gut ist. Der Hanswurst Mark Twain, selbst in seinen krampfhaftesten Bajazzosprüngen („The New Pilgrims Progress") nur Plagiator Dickensscher Karikaturistik, soll göttlichen Falstaffhumor gepachtet haben. Als Bret Harte sein kalifornisches Goldsuchen anfing und allerdings tüchtige Körner und Klumpen in kunstvoller Verpackung auf den Markt warf, trat Hausse in literarischen ‚Bonds' transatlantischer Goldshares ein.

Aber ach, die Mine schöpfte sich im Handumdrehen aus, jeder Ansatz über die Skizze hinaus misslang. Ebenso verpuffte nach kurzem Aufleuchten die Byronische Korsarenpoesey von Joaquin Heine Miller: ‚Songs of the Sierras', ‚Songs of the Sun-lands', eine starke und ursprüngliche Pflanze, aber auf sonst ganz unfrucht-

barem Boden gewachsen, etwa wie Grisebachs ‚Neuer Tannhäuser‘ eine einmalige Verheissung bot.

Heil, Columbia! Möge dein Sternenbanner noch lange Jahrhunderte sich blähen und du, o geologisch älteste der Erde, dich auch fürderhin als ‚Erstgeborene der Zeit‘ (Bayard Taylor) in der Atlantis bespiegeln! Volle zweihundert Jahre besteht nun die Yankeekultur der Oststaaten und immer noch führen sie sich auf, als wären sie Neugeborene mit jugendlicher Kraftfülle. Möge Emerson, der transatlantische Weise, sie belehren, dass ihre „Prominent Men“ leider immer noch keine „Representative Men“ geworden sind, obschon mit köstlichem Selbstwiderspruch zur Jungsein-Legende der Rektor von Harvard Kollege den Prinzen Heinrich begrüsst haben soll: das alte Kulturland Amerika begrüsse achtungsvoll das junge (!) aufstrebende Deutschland!

Unter denkbar günstigsten Kampfbedingungen, mit allen Trümpfen in der Hand, vermochte dies Volk nicht mal ein einziges Geistesgebiet ergiebig zu beackern, selbst Edison ist ein Schwede. Doch genug von diesem ekligen Thema! Ein einzig Mal wogte eine Welle von Poesie durch die amerikanische Seele, und diese trug nur Byrons Weltmeergewoge an den transatlantischen Strand: auch Poe der mystische Künstler gehört geistig nicht in unser Jahrhundert, sondern in die Byronzeit. Das 19. Jahrhundert, mehr oder minder unterm Zeichen der Amerikanisierung stehend, bewies also auch in Amerika selber seine volle Unfruchtbarkeit.

Im Vaterlande der grossen Leidenschafts- und Wirklichkeitsdichter nahmen heroische Leidenschaft und echter Wirklichkeitssinn Abschied von der Dichtung, diesem einzig massgebenden und bestimmenden Ausdruck der höheren Volksseele: Ärger denn irgendwo ersetzte in England gemeine Gier nach weltlichen Gütern die ideale Leidenschaft, welche Byron als gleichbedeutend mit „poetry which is but passion“ erkannte. Statt kontemplativen Erfassens des Ewig-Realen blieb nur das niedere äffische Behagen und Spüren nach Äusserlichkeiten der Gesellschaftsvorgänge, ohne dass der Realismus des englischen Romans auch nur im Entferntesten die technische Reife des französischen erreichte.

In der Verspoesie machten nur die Allegoriker Keats und Shelley Schule. Bei Anstaunung von Swinburnes plastischen Bildungen, die einen Renaissancestil erneuern möchten, aber ins Barocke und Schwulstige verfallen, vergisst man gar zu sehr, dass solche Stilideale der Schönheitsästheten in Keats ‚Hyperion' schon genügend vorlagen, um keiner zweiten Auflage zu bedürfen. Browning aber knüpft eng an Shelley an, mit dem Jungengland heut nach zeitlicher Verkennung eine masslos kindische Vergötterung treibt.

Ganz logisch ward daher ein Literarhistoriker der ‚Victorian Poets', Stedman, im selben Atem ein panegyrischer Shelleybiograph. Hier tritt die kritisch-ästhetische Unreife der Engländer zutage, die Schattenseite dessen, was gerade ihre eigentümliche Grösse ausmacht. Bei ihnen nämlich entspringt alles Grosse sozusagen spontan und autodidaktisch, deshalb eben mit ursprünglicher Originalität, die sich zum Genie steigert, aus dem Born des Unbewussten. Doch der feste Untergrund der deutschen universalen Hochkultur mangelt, und derselbe Instinkt, der in ihnen unbewusst und wie im Blinden die wahren Urgesetze der Ästhetik erfüllt, tappt ebenso blind daneben, sobald der bewusste Verstand sich eine Ästhetik geben will. Bis dahin strotzte die britische Literatur stets von pausbackiger Lebensfülle, lehnte alles abstrakte Idealisieren und Philosophieren ab. Die romantische Strömung verlor in Byron sofort ihr eigentliches Wesen, setzte sich in gewaltigen Realismus der Ewigkeitsstimmung um. Selbst Wordsworths moralplatonische Träumerei verwandelte sich ihm zwischen den Händen zu naturalistischen Idyllen altenglischen Land- und Hauslebens. Ja sogar Moores Irische Melodien strafften ihre Weichheit zu realistischem Freiheitspathos, der auch seine orientalische Phantasmagorie durchdrang, und suchte im blendenden Kaleidoskop der „Lalla Rookh" wenigstens realistische Echtheit des Kostüms Byrons Epyllien nachzuformen. Nun aber fand das Eindringen deutscher Philosophie und Idealität, von der ‚Seeschule' befürwortet, in Shelleys reiner Reflexionspoesie einen scheinbar kongenialen Vertreter. Scheinbar, denn ihm gebrach das feine ästhetische Empfinden der deutschen Romantischen Schule, das wenigstens ein notwendiges

Umgiessen der Reflexion in poetische Anschauung begriff.

Shelley dichtete mit so völliger Verachtung des l'art pour l'art drauf los, dass ihm immer zuerst die Reflexion und dann erst das poetische Requisit dazu ins Bewusstsein kam. Derlei darf sich das Genie erlauben, das aus dem Unbewussten schafft, da bei ihm Reflexion und lebensvolle Gestaltung sofort gleichzeitig emportauchen. So sind Byrons Wunderwerke ‚Manfred', ‚Himmel und Erde', ‚Cain' vollständig naiv und improvisatorisch binnen kürzester Frist aus dem Unbewussten ins Bewusstsein der Menschheit hineingeschleudert worden. Shelley aber ist nur ein Halbgenie, der selten wie in der „Ode an den Westwind" und anderen lyrischen Ergüssen sich dem Unbewussten hinzugeben vermochte und im übrigen, was seine Verehrer natürlich als Ketzerei betrachten werden, mit dem Verstande arbeitete.

Seine meisten sehr ungleichwertigen Produkte sind revolutionäre Flugschriften und Traktate, in äusserlich poetische Form gegossen. Was ihm dichterisch Halt gab, war lediglich das oft herrliche Hervorbrechen einer Naturlyrik grossen Stils („Die Wolke", „In der Bucht von Neapel"), obschon er auch hier das abstrakte Allegorisieren nicht lassen konnte: ‚Alastor oder der Geist der Einsamkeit' heisst bezeichnender Weise sein lyrisch reinstes grösseres Erzeugnis. Ferner seine Durchtränkung mit altenglischem Radikalismus. Ein Erbteil der „Great Rebellion", nur dass dieser „Iconoclastes' nicht wie Miltons Puritaner bloss Monarchie und Staatskirche, sondern Staat und Kirche überhaupt, ja sogar Miltons Jehova, entthronen wollte. Solch innere Leidenschaft hauchte nicht nur der jugendlich unreifen ‚Queen Mab', sondern auch der blassen Allegorie in hellenischer Dramolytform ‚Der Entfesselte Prometheus' begeistertes Feuer auf die hektischen Wangen. Das war aber ein verderbliches und tückisches ‚griechisches Feuer' für seine Nachahmer und Erben, die von dem allen nur die starre Reflexion und allegorische Kälte erfassten, ohne die glättenden und mildernden Zusätze des Shelleyschen echten Lyrismus und ohne seine persönliche Revolutionsleidenschaft. Schon bei ihm braucht man nur seine Allegorismen, „The Revolt of Islam" in

blanke Langeweile sich auflösend, mit Byrons metaphysischen Dramen zu vergleichen, um den unermesslichen Abstand vom gestaltenden Genius zu gewahren. Wer merkte nicht, dass ‚Cain‘, dessen alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige mit unbegreiflich glühendem Dichterblick umfassende Ideenkraft schon Goethe so richtig abschätzte, den hingegen ein schwatzhafter Publizist wie Harden als ‚parfümiert‘ (!) vor Nietzsches (!) Lucifertum abfallen liess — es tut immer gut, solche Selbstentlarvungen tiefer zu hängen — gedanklich auf einem anderen Planeten thront, als Shelleys anthropomorphische Konfusion! Jungengland aber fasste nun alles Reflektive und Revolutionäre auch literarisch als Selbstzweck auf und belehrte die englische Poesie, dass sie sich bisher auf falschem Wege befand und mit der Philosophie wie die Deutschen anfangen müsse.

Carlyles Germanismen unterstützten noch und so entstand der ‚grosse‘ Browning. Dessen Dramatik scheint insofern ein Rätsel, als er im Vaterlande Shakespeares sein endloses Deklamieren wagte. Im ‚Paracelsus‘ sind die Dialoge, ja die Einzelreden von einschläfernder Länge, letztere manchmal sechs Druckseiten lang. Seine sogenannten Gedichte nehmen kein Ende, als wisse er selbst nicht den Schluss zu finden: was er für hohe Urkraft ausgab und hierfür zahlreiche gläubige Anhänger fand. Dass der klare Tiefsinn des majestätischen Byron noch ärger als bei Shelley vermisst wird, wiegen hier weder lyrische Anmut noch revolutionärer Schwung auf. Entschädigt soll man werden durch einen gewissen didaktischen Realismus von Psychologie, der sich in abstruse Reflexionsdeklamationen einmischt, und einen Anflug realistischer Satire wie in „Bishop Broughams Apology“ (ein endloser Jambenmonolog in dem Gedichtcyclus „Men and Women“). In „A Souls tragedy“ „Luria“ „The return of the Druses“ „In a balcony“ „A blutch in the scutcheon“ „Colombas Birthday“ wird in oft unverständlicher, meist verboser und schwülstiger, nur stellenweise kräftiger Tonart ein dramatischer Stil geschaffen, der weder lyrisch noch episch noch dramatisch, im Übrigen für ein feineres Gehör auf Shelleys „Beatrice Cenci“ zurückgeht. Nur zwei dieser seltsamen Dramen, deren geistig

beträchtlichstes „Paracelsus“ völlig unklar und dem paracelsusgläubigen Theosophen ebenso unverständlich bleibt wie dem Sceptiker, nehmen einen Anlauf zum historischen Charakterdrama: „Stafford“ und „King Victor and King Charles“. Doch auch hier erstickt der Eindruck in endloser Verbosität, wo jeder Rest von Handlung durch Reden, Reden, Reden ersäuft wird, dies Reden aber den Leser vollends unwillig macht durch die gesuchte Arroganz einer spezifisch Browningschen Sprechweise. Wenn der Stil den Mann macht, so genügt es doch nicht, sich eine Besonderheit dadurch anzuschminken, dass man alle natürlichen Dinge umständlicher und verschnörkelter ausdrückt, als es Irgendwem einfallen könnte. Und in dieser Dunkelheit der Redeform ist nur zu sehr System, da es uns zu der Meinung hypnotisieren will, es steckten tiefe Gedanken in diesem Dunkel. Entwirrt man aber das Chaos des merkwürdigen Epos „Sordello“, so behält man lauter Redensarten in der Hand, abgerissene Gedankenfäden, die sich nirgendwo verknüpfen.

Vergeblich schmiert Browning die Tünche einer dramatischen oder epischen Handlung über seine Reflexionen, innerlich gähnt immer nur die abstrakte Leere. Findet er mal einen lyrischen Ton wie in den seltsamen Liedern „James Lees Wife“ und den Weisheitssprüchen „Rabbi ben Esra“, flugs verfliegt der Sonnenblitz und dunkel dehnt sich die Wüste einer Lyrik hin, die er selbst als „Dramatic Romances“, „Dramatic Lyriks“, ja gar „Dramatic Personae“ aus dem Bereich der Lyrik entfernt und die sich wie in der allerdings markigen und witzigen Satire „Sludge das Medium“ als sogenannte Monodramen darstellen. Etwas Alberneres als das Gereime „Le Byron de Nos Jours,“ etwas Harscheres als „Cavalier Lieder“ lasen wir selten, und all die seltsamen Stoffe, die er zum Gedichtemachen wählt, erwecken nur Befremden ohne Befriedigung. Selbst die populäre Napoleonsballade „You know, we French stormed Ratisbonne“ hat etwas Schwerfälliges und Harsches. Wie denn eine gewisse Roheit der Kunstbehandlung überall stört, als ob es Browning in erster Reihe darauf ankäme, alle beliebigen Einfälle seines begnadeten Hirns pêlemêle in versifizierter Plauderei auszuspeien, unbekümmert um Kunst-

form und poetischen Ausdruck. Daher die prosaische Stimmungslosigkeit all dieser hochtrabenden Reflexionsdidaktik. Der ganze Browning nur ein barocker Einfall, eine an den Haaren herbeigeschleifte Originalitätswut, die nur für gaffende Grünlinge verbirgt, wie winzig der Dichter in diesem scheinbaren Krösus von Talmigedanken. Auch hier erkennen wir ein Wahrzeichen des Jahrhunderts: ihre von unverdauter Philosophie gelähmte Zeugungsohnmacht fühlend, doch zu eitel, sie einzugestehen, glaubt die Aftermuse sich des Ewigalten der natürlichen Poesiebedingungen entbinden zu dürfen und preist ihre „whims“ und „practical jokes“ als Inspirationen neuen Stiles an.

Browning ward von denjenigen Elementen vorgeschoben, die sich mit des gekrönten Nationaldichters Alfred Tennyson Lovelyness-Poesey nicht zufrieden geben wollten. Möglichenfalls spielt Brownings unverständliches Gedicht „The lost leader“ auf dessen Übertritt ins amtlich konservative Lager als Poet Laureate an. Die ätherische Victoria erhob ihn sogar zum „Lord“, obschon so unliebsame Erinnerung an einen andern Dichterlord erwachte, zu welchem sein Dichten und Trachten in überaus erheiterndem Gegensatz stand.

Allein, wir müssen diesen Alfred den Kleinen, obschon nur Halbdichter, wenigstens als Künstler viel ernster nehmen als seine Rivalen. Die Reinheit und Sauberkeit seines Versstils hebt eine wollüstig träumerische Empfindsamkeit reizvoll genug hervor. Man sollte ihn eigentlich für weiblichen Geschlechtes halten, doch die Female Poets wie Felicia Hemans besitzen viel männlichere Saiten pathetischen Schwunges auf ihrer Leier. Bei Tennyson hingegen dreht sich alles um das Weib. Bezeichnend, dass er aus Shakespeares tiefsinnigem ‚Mass für Mass‘ sich bloss Mariannas Liebesschmerz als lyrische Episode herausholte und ihn in formvollendetem kleinem Liedercyklus hin und her wendete. Sein populärstes Gedicht heisst ‚Die Maikönigin‘, auch ‚Müllerstochter‘ und Cophetuas Bettlerbraut stellen sich vor, ein barokmythologischer Cyclus heisst „Die Prinzessin“, dessen süssliche Süsse („Come into the Garden, Maud“ u. s. w.) alle Misses wie Syrup einschlürften.

Dieser Frauenlob wird nicht müde, Weibes Liebe und Leben in allen nur möglichen Varianten vorzuspielen. Wir müssen ‚Wiegenlieder' und Witwenschmerzen auskosten. Selbst eine stilvolle Ballade aus altheidnischer Opferzeit hat nur den Zweck, Mutterliebe zu veranschaulichen. Das Meer dient nur dazu, Nixen locken zu lassen. Von Altenglands Geschichte weiss er nichts zu erzählen als die Mär von Godiva. Vom Griechentum berichtet er nichts als die Klagen von Paris verlassener Geliebten, übrigens in ganz meisterhafter Form. Selbst sein schärfster Ton, wo er gradezu unheimlich wird, entquillt weiblicher Eifersucht (Ballade „die zwei Schwestern") und in den ‚Königsidyllen', seinem Hauptwerk, subtilisiert er eine Art Metaphysik der Liebe wie Petrarca oder Guido Cavalcante in sinnvollen Reimen. Das Erzählende darin wird mit grosser Vollendung des stilistischen Vortrags, doch ohne jeden Schwung, eintönig abgehaspelt, und sein Streben nach Schlichtheit und Einfachheit wird auf die Dauer nur störend, weil gesucht und aufdringlich.

Das kleine Idyll ‚Enoch Arden', in dem dies Streben kulminiert, hat seine lächerliche Aufblasung zu einer dichterischen Meistertat lediglich der ‚Reinheit' und ‚Sittlichkeit' seiner keuschen Zahmheit zu verdanken, sowie man etwa Byrons ‚Gefangenen von Chillon' deshalb so hoch einschätzt, weil jedes Kind es lesen dürfte. Denn der allertiefste Grad des Kunstverständnisses, nämlich die Ästhetik der Familienmoral, spukt noch lebendiger herum, als man in Künstlerkreisen wähnt. Aber ach, von Byrons schlichtem Chillon-Meisterwerk zu Tennysons Schlichtheitskoketterie führt keine Brücke hinüber: dort edler wahrhaft keuscher Mannesschmerz und rührendes Martyrium verbunden mit strenger sittlicher Würde des Freiheitsideals, hier ein sanftes Drücken auf Thränendrüsen schöner Leserinnen vor zwar sehr trauriger, aber sehr banaler Ehetragödie des Zufalls. Es ward ja der Dichtung schlimmster Fluch, dass das Kleine Jahrhundert sie rettungslos dem Weibergeschmack überlieferte.

Die Frau, ihrem Wesen nach philisterhaft und kunstfeindlich angelegt, unfähig, andere als erotische Motive auch nur stofflich zu begreifen, liebt ja nicht wie der Kunstgärtner die Rose um der Rose willen, sondern um sich damit zu

schmücken. Die Kunst dient ihr nur als Diebshehler der im Dunkeln munkelnden Erotik, weshalb sie die Musik, ohnehin ihrem unklaren Fühlen wahlverwandt, besonders bevorzugt. Wie hätten Griechen und Römer staunend gelacht, englische Ladies als Patronesses so hoher und ernster Dinge wie der Literatur zu sehen! Ihnen verdankt Alfred der Kleine seinen ungemessenen Ruf, den wir ihm als Dichter völlig versagen und nur als Stilkünstler einräumen müssen. Nur ein paar Mal erhob er sich zu Männlicherem in „Ulysses", dem Tod des Lucrez, dem Tod Artus' mit Versinken des Schwerts Exzalibar, während die Bänkelsängerreimerei „Attake der Leichten Brigade" nur vom britischen Chauvinismus als ein tyrtäischer Päan empfunden wird. Und einmal wollte er gar sich dem Leidenschaftlichen nähern in der kraftvollen Elegie „Locksley Hall", wo ein byronischer Jüngling auf Gott und die Welt und besonders die Frauen schimpft. Da erhob sich ein Schrei des Entsetzens bei allen alten und jungen Weibern, dass ein so edler Frauenlob sich so arg vergessen habe, und er tats nie wieder.

Seine Werke gleichen als Ganzes einem Keepsake mit Goldschnitt, aus dem unter zierlichen Arabesken und Blumenguirlanden allerlei errötende oder nicht errötende Frauenbildnisse mit ladyliker Grazie hervorlugen, rosig oder lilienhaft. Er selber trägt immer evening-dress und lispelt mit sanfter Salbung wie ein begüterter Clergyman highlyconnected seine melodischen Sermone. Die eintönige Totenklage „In memoriam" zum Gedächtnis des Prinzgemahls Arthur glich einer sinnigen Kanzelberedsamkeit. Seine Melancholie passte zur heimischen Regenstimmung, ein bischen Spleen tut dem Gemütlichen keinen Eintrag, und hütete sich wohl, je in die Tiefe zu graben. Sein feinstes Lied „Tears, idle tears, I know not what they mean" — eine Feinheit, die allerdings vom näselnden Yankeepathos Longfellows, seines Rivalen als Familiendichter, so weit abstach wie englische Kulturseele von amerikanischer — muss man mit seinem technischen Meisterstück „Die Lotosesser" zusammenhalten, um seine winzige, doch immerhin vorhandene Eigenart zu erfassen. Diese Zartheit eines faulträumerischen Geniessens, wenn die Lotosesser eines locker behaglichen

Wohllebens in einer Cottage on the seaside traulich verdauend am Kamin hocken und hübsche Ginevras mit Lilienhänden einen ästhetischen Tee von Lotosblüten bereiten, erklärt den Erfolg eines solchen ladies-man der Poesey. Ob der pastorale Liebling der Damenwelt auch solchen hochgestellten Zierden, deren Neigung sonst mehr geistigen Getränken zugewandt, etwas Geistiges dünnflüssig eintrichterte?

Eine ewige Schande für England aber wird es bleiben, dass dies im tiefsten Grunde geistlose Gedudele, dessen technische Feinheit nur ein Kenner von gewöhnlichster Geibelei zu unterscheiden vermag, von allen führenden Geistern, Carlyle obenan, weihevoll als Stimme der Götter hingenommen und dem unreif ungesunden unkünstlerischen Posieren des verflossenen — Byron herablassend entgegengestellt wurde. Wie muss es im Seelenleben einer Bildungskaste aussehen, wo so etwas möglich wird! . . . .

Leider muss zugestanden werden, dass auch Heinrich Heines Beliebtheit grade durch jene Sächelchen sentimentaler Verliebtheit erworben ward, die uns heut gelinden Brechreiz verursacheu, wenn sie bis zum Überdruss am Klavier von Philistern und Philisterinnen geflötet werden. Aus seinen grossen Schmerzen machte er gar zu viel kleine Lieder und manchmal sieht er hier einem hebräischen Schmok verzweifelt ähnlich, der schreiben will nix wie Brillanten. Im wunderschönen Monat Mai verstreute er Diamanten und Perlen, Rosenwängelein und Liebchen fein und Schlängelein.

Man kann die Erbitterung des alten Gutzkow in seiner Broschüre „Dyonisius Longinus oder der ästhetische Schwulst" ehrlich nachfühlen, dass dies Zeugs sangbarer Lyrik dem deutschen Musikantenvolk als einzig berechtigte Poesie gilt, weil sie seinem Spatzenhirnchen allein nach Noten verständlich! Doch nur böswillige Voreingenommenheit heftet sich an diese Popularität, die der grosse Heine mit dem Trompeter von Säkingen und Julius Wölfchen teilt. Wobei wir nicht vergessen dürfen, dass Heine, als er das Buch der Lieder herausgab, durchaus nicht auf derlei spekulieren und das Übereinstimmen seiner schwächeren künstlerischen Absicht mit dem Geschmack unberufener Banausen unmöglich ahnen

konnte. Denn schon die „Jungen Leiden“ ergossen sich in höchst naiver schmerzlicher Leidenschaft, die grade durch eine gewisse jugendliche Unbeholfenheit des Ausdrucks wie in den Kirchhofliedern mächtig packt. Gellen Aufschreien wie „Ich lache ob den abgeschmackten Laffen“ wird man wohl schwerlich klügelnde Schneiderellentechnik nachsagen, die ihre Liedchen zusammenstreicht und zurechtflickt. Auch stand hier schon das Meisterlied von König Duncans Töchtern und der Achtzehnjährige schuf jenes Lied von den zwei Grenadieren, das schwerer wiegt als die gesamte sonstige Napoleonspoesie von Hugo, Beranger und Zedlitz.

„Ja, er ward ein grosser Sänger, Stern und Fackel seiner Zeit,“ wie Heine selber von seinem Stammesgenossen Jehuda ben Halevy singt. „Der Gelehrte geht vor dem König,“ dieser talmudische Grundsatz bezog sich wohl nur auf Talmudgelehrte. Nichtsdestoweniger kann man nicht verhehlen, dass der Jude nächst dem Gelde Geistesarbeit am höchsten schätzt, womit er vorteilhaft vom plumpem Arier absticht, dem noch physische Roheit der Feudalzeit im Blute steckt. Nur mit dem Unterschied, dass der arische Idealismus, wenn er erwacht, eine viel lichtere Reinheit und heroische Höhe erlangt, der jüdische hingegen meist unreine Vermischung mit materiellen Zweckdienlichkeiten aufweist. Auch protegiert die jüdische Geistesaristokratie — denn dafür hält sie sich — mit sicherm Instinkt nur das Arische, ja sogar nur das Jüdische, was ihr in ihren Kram passt.

So entzückte Heines Ironie und scheinbar falsche Sentimentalität jene tonangebenden jüdischen Zirkel von Spreeathen, denen theatralische Schöngeisterei ein Lebensbedürfnis, die mit ihren Sentiments Theater spielten oder in frivolem Spötteln ihre Überlegenheit markieren wollten. Der Wirkliche Geheimrat Witz, um mit Heine zu reden, liegt hier darin, dass sein Genius wohl heimlich mit seiner bekannten Witzanekdote achselzuckt: „Wat jehn Ihnen die jrienen Beeme an!“ Seine Abneigung gegen Börne, den das Judentum als Heines Ebenbürtigen für jüdische Zersetzungszwecke verehrte, und sein schwankendes Verhältnis zur Hohepriesterin der Schöngeisterei, Rahel v. Varnhagen, erklärt sich so.

Varnhagen hatte nicht nur eine Jüdin zur Frau, sondern auch eine zur Nichte: Ludmilla Assing, die sich nachher bekanntlich an Pückler-Muskau heranmachte. Diese exaltierten Frauenzimmer unterschieden sich von der noch exaltierteren Bettina Brentano (v. Arnim) durch ihre völlige Unproduktivität. Bettina hat in Treitschke einen warmen Verehrer gefunden, aber Treitschkes Juden- und Heinehass hat ein entschieden reaktionäres Gepräge und man denkt sich oft sein Teil: hinc illae irae! Wenn er Bettina v. Arnim hoch über die Rahel erhebt, müssen wir ihm freilich beipflichten. Dass aber umgekehrt der deutschtümelnde jüngste Literarhistoriker Bartels die Bettina „sehr bedenklich“ findet, begreifen wir, und man vergleiche hierzu unsre eigenen Belege in der Einleitung. Bartel weiss, wo er den Most holt: dass in Brentanos jüdisches Blut enthalten sein könnte, und beruft sich darauf, dass Clemens, Bettinas Bruder, die Heinesche Poesie mannigfach vorgebildet habe. Gewiss, solches Schnüffeln nach jedem Geblütstropfen hat selber etwas „sehr Bedenkliches“ und doch kann man z. B. Heyses Art erst verstehen, sobald man in seinem Goethischen Epigonentum rabbinerhafte Spitzfindigkeit aufspürt. Vor allem begreift man jene besondere Ruhmesreklame, die manchen anscheinend nichtjüdischen Talenten ein übertriebenes Ansehen verlieh, erst durch ihre indirekte Zugehörigkeit. Die Eliot hatte den jüdischen Schriftsteller Lewes zum Mann und der Germane Stahr verstiess seine Gattin für die Jüdin Fanny Lewald: flugs ward erstere zur grössten Schriftstellerin aller Zeiten und letzterer, ein ganz unbedeutender eitler Dutzendautor, zu einer Leuchte in Israel ernannt. Wenn beide Brentanos wirklich jüdischer Abkunft wären, so würde dies zu seltsamen Betrachtungen führen. Wir würden Clemens' angeblich Urdeutsches der sogenannten „reinen“ Lyrik, das Volksliedmässige und süsslich Naive, als eine ungermanische Gattung, Bettinas wahnwitzige ausschliessliche Goetheanbetung als einen Abspliss des Jehovakults erkennen, weniger aus Verständnis für das Echtdeutsche in diesem umfassenden Reflexionspoeten, als aus Seelenverwandtschaft für sein (angebliches) Heidentum entsprungen. Stammt doch das Wort „goethe-

reif" von einem Juden (Auerbach)! Auch das Zudringliche, Lüsterne, Zweideutige der Geschwister Brentano würde dann in ganz neue Beleuchtung fallen. Doch solche Rassenpsychologie nimmt sofort Reissaus, sobald wir an Heine herangehen. Während wir sonst bei jüdischen Literaten jede Gewaltigkeit der Anschauung vermissen, wie sollen wir dies aufrecht halten angesichts der gewaltigen Herodiasvision in „Atta Troll", der noch gewaltigeren auf dem Domplatz zu Köllen im „Wintermärchen" und so vieler anderer Proben!

Heine fasste sein Judentum nicht als eine Religion, sondern als ein Unglück auf. Seine sardonischen Lippen spieen giftige Ironie auf blaue Blumen und bleiche Lilien. In der merkantilen Atmosphäre, die seine Abkunft umgab, verwelkte naiver Jugendwahn und nur orientalische Sinnlichkeit träumte noch in ihm von Zionstöchtern mit Nasen wie der Turm, der gen Damaskus schauet. Doch sein Idealismus, untrennbar von Genialität, ist nur scheintot, sein kalter Spott zurückgetretene Wärme unter zu jähem Frost der Wirklichkeit.

Renan (Histoire génerale des langes sémitiques) urteilt: „Der eminent subjektive Charakter der hebräischen Poesie hängt mit einem andern Zug des Semitengeistes zusammen, der völligen Abwesenheit schöpferischer Phantasie." Trifft dies und der sonst bei Juden immer bemerkbare Mangel an Originalität für Heine zu? Sicher nicht. Die Rezeptivität seiner Rasse beschränkte sich in seinem Dichten nur auf scheinbares Aneignen äusserer Formen: Goethes, des Volkslieds, Clemens Brentanos. Aber man braucht nur Brentanos Loreleilied, von dem das Heinesche angeblich plagiiert sei, mit Heines Meisterwerk zu vergleichen, um das völlig Neue im Tonfall zu unterscheiden.

Dieser Erbe der Psalmisten spannte auf die deutsche Harfe eine neue feinklingende Saite. Wer ihr zartes Vibrieren und ihre reizvollen Dissonanzen nicht vernimmt, der sollte nicht vorschützen, dass er für andere Lyrik Gehör habe. Gewiss, man merkt schon, dass er Jude ist: Einen bitteren Beigeschmack wie von Tränensalz lässt sein Seelenduft zurück und in die reiche Melodik schrillt

etwas Boshaftes und Spitzes hinein. Der Ghettovogel glaubt noch immer im Käfig zu sitzen und schlägt mit angstvoll trotzigem Flattern die Flügel, als wolle er sie an Käfigstäben wundschlagen. Er ist ihnen ja entwischt, ist frei, doch ein dumpfer Gefangenentraum lastet noch über ihm. „Brich aus in laute Klagen, du düstres Martyrerlied!“ Daher das Verbissene, Unruhige, daher auch die schrillen Trotzschreie, schrill bis zur Unverschämtheit, schadenfroh kreischend, wenn er sich seiner Freiheit bewusst wird.

Er soll nur ein seltenes Nachahmertalent sein? So behaupten Treitschke, Scherer, Bartels als ob sie mit ihrer magistralen Aufgeblasenheit überhaupt berufen wären, über so hohe Dinge zu urteilen. Das sind dieselben Leutchen, die einen blassen Eklektiker wie Geibel unter die Dichter rechnen. Zwar scheint es obenhin, dass Heines Stimmungsduft wie Heines Ironie, äusserlich betrachtet, nicht Neues und Eigenes, sondern Gemeingut der romantischen Schule seien. Aber der innere Gehalt verändert sich bei Heine ununterbrochen, auch die Formen, ja die Technik selber in Vers und Prosa entfernen sich ruckweise aus dem dumpfig schwülen Moderhauch dieser geistigen Kirchhofblumen. Wie er politisch als demokratischer Freiheitssänger den denkbarsten Gegensatz zu der konservativen Dumpfheit und gezierten Vornehmthuerei der Romantiker und der Goethepigonen bildet, so wandert er von Anfang an einsam fürbass, fern dem romantischen Haufen, fern den Ateliers eines deutschen l'art pour l'art, um als Freilichtmaler im Sonnenlicht des Lebens zu baden. Und auch sein Mondlicht, das so oft seine Poesie gespenstig überflutet, glich nicht dem grünlich-magischen künstlichen Flimmer, den die Romantik über ihre unterirdischen Höhlen ausgoss. Dies war das lebendige Mondlicht in Natur und Menschenseele, in dem er sich selber wie eine dunkle Säule stehen sah, das dämmrig die Geisterinsel der Sehnsucht umspielt oder auf den Wolken ruht wie eine Riesenpommeranze und das Meer mit breitem Goldstreif säumt.

Unter ihm bewegt sich am Kreuzweg langsam die Armesünderblum ... der jungen Leiden. Doch Heines Mond buhlt auch mit der Lotosblume, wo stille bleiche Menschen am Ganges knien, wo rotblühende Gärten mit Gazellen und

kichernden Veilchen sich duftende Märchen erzählen. Dieser Spätling des Orients träumt von Palmen fern im Morgenland und den Rosen von Saaron, aber auch ihm rauschen die Tannen des Harzes alte Sagen deutscher Herrlichkeit, ihm rauschen die Quellen von Prinzessin Ilse. Ihm rauschen die Wogen der Nordsee germanische Wehmut und germanischen Zorn, ob auch in den Wolken die Götter Griechenlands vorüberziehen. Die deutsche Erde hat ihn nicht nach seinem Taufschein gefragt, als er ihr ablauschte, was an verschwiegenem Reiz in ihren Tiefen schläft. Aus alten Märchen winkt es hervor mit weisser Hand .. und dies Zauberland der Schönheit blüht, klingt und singt in Heines Liedern wie in keinem andern Lyriker der Welt. Eine schwermütige traumhafte Heiterkeit, ein sehr feines und inniges Lebensgefühl, lässt brütendes Leidversinken nicht aufkommen. Liebliches Geläute durchsäuselt die Gestade des Rheins, und der Himmel wird blauer und die Seele wird weit. „Märchenhaft vorrüberzogen Strom und Burgen, Wald und Au, und das alles sah ich glänzen in dem Aug' der schönen Frau“ Ein Echo von Walter v. d. Vogelweides Minnegesang, ein Geigen wie vom Hörselberg ... aber immer lauter übertönt von rollenden Trommelwirbeln Le Grands, von Fanfaren einer Zukunft.

„Denn ich selber bin ein solcher Ritter von dem heiligen Geist.“ Immer wilder und trotziger schmettern die Töne, auf Felsen am Meer will er ein neues drittes Testament bauen: „Das Leid ist ausgelitten.“ Da plötzlich ein schauriger Missklang, die Symphonie reisst ab... und der Geschichtedeuter des „Romanzero“, der wie Richard Löwenherz durch der Wälder einödige Pracht gesprengt und dem grüne Zungen zuriefen: „Willkommen Herr König“, er liegt nun elend am Boden, ein Hiob der „Lamentationen“. Nicht mehr stösst er ins Horn gar seelenvergnügt und heiter. Ihm war so wohl in der freien Luft, wie neugeboren gab er dem Rosse die Sporen und dachte im alten Zauberwald, wo die Lindenblüte duftet, so für sich hin: „Mein Harnisch ist von festem Erz, noch fester ist mein Gemüte. Das ist Herr Heinrich Löwenherz, der deutschen Ritterschaft Blüte.“

Ja, zum deutschen Helden hatte er sich geträumt — und die Deutschen hielten ihn für einen Hanswurst, einen

Herrn v. Schnabelewopski, der sich die Lippen nach allerlei pikanten Gerichten leckt — und nun lag er wieder winselnd am Boden, ein von Jehova mit Lähmung Geschlagener, mit dem ganzen krümmenden Weh des Ewigen Juden im Rückenmark. Der mit soviel ungezogener Grazie auf Atta Troll's Bärenfell sich gewälzt, der mit aristophanischem Hohn den Deutschen ein „Wintermärchen" zugeraunt, dass ihnen die Ohren gellten, den umfing nun lebendiges Begrabenwerden in seiner Matratzengruft und die Sorge sang ihm ein graues Märchen von „Affrontenburg".

Wie langsam kroch sie ihm dahin, die Zeit, die schauderhafte Schnecke, ihm, der eine neue Zeit bejubeln wollte! Der unbändige Pegasusreiter blieb immer auf demselben Flecke, er, der so gern das Rad deutscher Dinge ins Rollen brachte. Doch unverwüstlich harrte der Genius aus an seinem Schmerzenslager; ob er kaum noch das Lid bewegen konnte, sein geistiges Auge strahlte ungetrübt und die Marterblume, die der Jüngling als Armesünderblume erblickt, entfaltete noch dem Hinscheidenden ihre Süsse. „Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt hat meine Seel' beständig ihr Gesichte, sie sah mich an beseeligt und verzückt und geisterhaft bestrahlt vom Mondenlichte". Was die Marterblume und ihr Toter kosen, das Geheimnis nahm er mit ins Grab.

Ja, diese Blume war von ganz besonderer Art. Sie war keine deutsche Rose, die sich grüssen lässt, keine Lotos, die bloss zittert, duftet und leuchtet und am Ende vergehen will vor Liebe und Liebesweh. Diese oberste und reifste Blüte lyrischer Empfindungswelt strömte einen betäubenden Duft aus, mit einem Wurm im Marke, der etwas Giftiges in den exotischen Wohlgeruch mischte. Ob dieser Wurm wirklich das Jüdische in Heine war oder nicht vielmehr das allen Genialen jeder Rasse gemeinsame Nagen der unteren Erkenntnis, die noch nicht den Einklang zwischen dem Allzumenschlich-Gemeinen des sinnlichen Ichs und den oberen Aspirationen des Unbewussten fand?

Die blaue Blume der Romantik aber war es nicht, es sei denn, man fasse dies verwaschene Wort in so weitem Sinne, dass man Byron und auch den jungen Goethe darin unterbringen kann. Die deutsche Romantik befliss sich des

verbohrten Rückwärtsschauens und strich die Wirklichkeit als farb- und bedeutungslos, um sich in bleiche Traumlande einzuspinnen. Heine schaute immer vorwärts und strotzte von rotem Blut der Lebensfreude, die sich mit durstigen Sinnen an das Irdische klammerte und ihm ungeahnte Schönheitsnuancen abgewann.

Die Gestaltungsgabe der Fabulierer und das Dramatische blieben ihm versagt. Seine Tragödien „Radcliff" und „Almansor", bei denen er das Flügelrauschen eines Adlers zu vernehmen glaubte, zerschmolzen in Nachtigallklagen und sein Gedicht Almansor wirkt (im Buch der Lieder) dramatischer als sein Drama. Die gut angesetzte Novelle vom Rabbi von Bacharach blieb Fragment. Aber welche meisterliche Gestaltung des Realen steckt in einzelnen runden Stimmungsstücken, wie in dem vom einsamen Pfarrerhaus und vom Försterhaus („zu ihren Füssen schmiegt sich des Vaters Dachs") und vom Harzmädel. Seine besten Lyrika — man braucht nicht an Balladeskes wie „Es folgte Edith Schwanenhals der Leiche ihrer Liebe" zu denken — knüpfen an reale Gegenständlichkeit einer Landschaft an. Ein klassisches Beispiel dafür: „Am fernen Horizonte erscheint wie ein Nebelbild die Stadt mit ihren Türmen in Abenddämmrung gehüllt. Ein feuchter Windzug kräuselt die graue Wasserbahn, mit traurigem Takte rudert der Schiffer in seinem Kahn". Das ist Hamburg ganz und gar, in poetischen Duft getaucht.

Dass der jüdische Esprit viel Ähnlichkeit mit dem französischen habe, ward von jeher bemerkt. Heine und der geistreichelnde Börne, dessen Geschwätz über Goethe, den „gereimten Knecht", man ihm hätte um die Ohren schlagen sollen, hatten ihre Klingen tief in französische Essenzen getaucht. Dass Heine sich eine gewisse französische Leichtigkeit und Natürlichkeit des Tons und der Lebenshaltung aneignete, wie es der Deutsche sonst nicht vermag, könnte wohl als jüdisch und deshalb als ein Stück seiner besonderen Eigenart innerhalb der deutschen Literatur angenommen werden. Assimilieren, Adoptieren, die verschiedensten Elemente assoziieren, die verschiedenen Nationalgeister begreifen und all dies Fremde kombinieren, dürfte

wohl sonst die einzige Gabe der künstlerisch physiognomielosen Judenkunst ausmachen. Ihrer orientalischen Abkunft erinnert sie sich mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen, die Palmen und Cedern Palästinas winken nur sehr fern in ihre ultramoderne Welt herüber. Jeder Jude möchte im Zionistenstaat der Herren Herzl und Nordau nur auswärtige Gesandtschaftsposten einnehmen, da es in der alten Heimat weder „Papierche" noch literarische Börsenmanöver noch zu beschummelnde Gojim als bewundernde Zuschauer gibt. Wenn also in der von Juden in arischer Sprache verfassten Poesie das Jüdische zum Ausdruck kommt, so sicher nicht als etwas Orientalisches. Doch Versuche, das spezifisch Jüdische in Heine und Anderen festzustellen, machen sich die Sache sehr leicht. Denn diese „französische" Leichtigkeit und Brillanz des Stils, welche man auch bei jüdischen Publizisten wie Harden entdecken kann, wird man in ziemlich gleicher Art bei manchen Teutonen der Heinezeit wiederfinden, z. B. bei Aufsätzen von Gutzkow, Laube und anderen Jung-Deutschen, bei der epigrammatischen Eleganz von Georg Büchner, endlich in unseren Tagen bei Nietzsche, der freilich nur ein polnischer Halbdeutscher, doch alles eher als Jude war. Und die Ironie, der beissende Witz? Steht er etwa dem Urgermanen Byron im „Don Juan" minder zu Gebote? Der sinnliche Cynismus? Strotzen nicht viele Franzosen davon, liebten nicht Grabbe und Büchner, beides Zeitgenossen Heines, dergleichen? Immerhin dürfte ein gewisses Behagen an Unfläterei, obschon man hierbei an Rabelais und unsern alten Papa Wieland, an Heinse und Callot-Hoffmann sich erinnern sollte, als ein Nachgeruch des schmutzigen Ghetto in Heine herumspuken.

Er selber aber denkt anders. In „Shakespeares Frauen und Mädchen" feiert er die Verwandtschaft des Deutschen mit dem Jüdischen Geiste: in Tiefe des Gedankens, Ernst des Gefühls und Sittlichkeit! Das klingt sehr anmassend und sehr spassig, und doch glauben die Juden merkwürdigerweise an diese innere Verwandtschaft, hegen oft eine Art unglücklicher Liebe für das Deutschtum. Ach! wenn ein englischer Jude etwa umgekehrt sich dem Engländer verwandt erklären würde wegen praktischer Klugheit, Unter-

nehmungslust und Zähigkeit, so würde wohl Keiner wähnen, dass ausser solchen Äusserlichkeiten des niederen Lebens irgendwelche Ähnlichkeit im höheren obwalte, dass Shakespeare und Byron irgendwie dem Jüdischen verwandt seien!

Allein, obiges Selbstlob Heines für seine Rasse ist nicht ganz so töricht, wie es aussieht. Er verwechselt nur Tiefe des Gefühls, mit einer nervös leidenschaftlichen, begehrlich hingebenden Empfindsamkeit. Die Vermählung dieser angeblich Verwandten sah Heine nun wohl in sich selber, und nichts kann daher falscher sein, als ihn geflissentlicher Französelei zu bezichtigen. Im Gegenteil fühlte er so ausschliesslich, ja fast borniert deutsch, dass man eher sagen könnte: grade seine Unfähigkeit, Engländer und Franzosen richtig zu würdigen, sei etwas Undeutsches gewesen, was unserm kosmopolitischen Verständnis für fremde Eigenart fernlag! Er staunt, dass die Engländer Shakespeare hervorbrachten, ein Volk, so stupid, so geistlos, so englisch! Er bespöttelt die französische Literatur und lässt gegen seinen Pariser Seelenverwandten Musset, den er anlässlich seines Rheinlieds einen ‚Gassenjungen‘ schimpft, den glänzenden, aber schnöd ungerechten Witz los: „Er gleicht jenen künstlichen Ruinen in herrschaftlichen Parks, die mit der Zeit wirklich verwittern.“ Dass sein Napoleonkult damals von den besten Deutschen geteilt wurde, Heine selbst aber sogar unpassend davon zurückkam, hat Holzhausen ‚Heine und Napoleon‘ dokumentär dargelegt, welches glänzend geschriebene Buch wir nur allseitig empfehlen können. Heines Franzosenliebe, teils in den politischen Zuständen Deutschlands begründet, teils gefühlsmässiger allgemeiner Freiheitspoesie entsprechend, kühlte sich im Exil völlig ab. Sein Buch ‚Lutetia‘ lässt durchaus die Wärme vermissen, womit seine Abhandlungen über Deutsche Poesie und Romantische Schule auch den Franzosen Ehrfurcht vor allem Deutschen beibringen wollen. Mit tiefem Verständnis und in genialen Gleichnissen erhebt er den Genius des Nibelungenlieds. Selbst Uhland, dessen lächerliche Überschätzung ihn zum Spott reizen musste, kommt sehr glimpflich bei ihm weg.

Dass man sein Urteil über zeitgenössische Dichter unfein und gehässig fand, lässt sich nur durch blöde Vor-

eingenommenheit erklären, die Heines gutes Recht dazu nicht begreifen, seine eigene überragende Grösse nicht erkennen will. Gewiss, Platens Abschlachtung in den „Bädern von Lucca“ geht an sich über die Grenzen des Zulässigen hinaus und der tolle Rabelaissche Humor überschlägt sich hier in burschikoser Unflätigkeit. Die jüdische Rachsucht, eine Rasseneigentümlichkeit, tobte sich überhaupt öfters bei ihm aus, wie sein langweiliges Spottverfolgen des trefflichen Massmann traurig belegt. Aber andre Leute sind auch rachsüchtig und wir hörten als Kind selber Massmann auf Frage Major Beitzkes (des Historikers der Befreiungskriege), was er wohl Heine getan haben möge, triumphierend antworten: „Durchgewalkt hab' ich ihn.“ Der Grund, weshalb dies geschah — weil Student Heine sich über Student Massmanns Mutter lustig gemacht habe —, würde dem Hebräer gewiss Unehre machen, doch liegt das Warum offen zu Tage, dass nämlich Massmann mit ostentativstem Diogenesstolz diese brave Waschfrau öffentlich paradieren liess und hiedurch Heines ohnehin gegen die Teutomanen gereizte Ironie herausforderte. Man darf und soll all die kleinen Läppereien, die über Heines Boshaftigkeit in Umlauf gehen, nicht prüfungslos übernehmen. Lassalle selbst erzählte mal, er habe, den kranken Heine in Paris besuchend, ihn voll Begeisterung verlassen und dann wegen seines vergessenen Stocks umkehren müssen: da habe er Heine sich in Lachkrämpfen winden sehen, offenbar höchlich belustigt über die Sozialismustiraden und wahrscheinlich posierenden Prahlereien seines jungen Verehrers. Natürlich verzieh Lassalle dies nie, zumal Heine ihm seinen geliebten Platen zerpflückte. Aber hätte nicht noch Anderen dies Unglück passieren können, einen jugendlichen Phraseur, den er für einen Faiseur hält, auszulachen, geschweige dem durchdringenden Spottgeist des grossen Ironikers? Und bot nicht Platens platonische Päderastie ihm sozusagen ein gesundes Fressen? Hatte der Grössenwahn des ‚edlen Dichters‘ nicht gegen den ‚frechen Judenjungen‘ einen hochgräflichen Ton angeschlagen? Wahrlich, bei solchen Vorgängen im wahren Reiche des Geistes, wohin freilich jüdisches Literatentum sonst nicht vorzudringen pflegt, wenn

man eigene Inferiorität bloss mit dem Mantel des Christlich-germanischen decken will, stehen wir ganz auf Seite des Juden. Auch verleugnet sich selbst hier in persönlicher Fehde nicht die echte Genialität, die hinterm Zufällig-Individuellen immer das Typische, die „Idee" sucht. Denn die späteren unsterblichen Verse: „Eine grosse Tat in Worten .. wahre Prinzen aus Genieland zahlen bar, was sie verzehrt" geisseln eine ganze nie aussterbende Gattung: „Tot ist zwar der alte Junker, doch sein Same lebt noch heut. . . Meine teuern Hallermünder, o ich kenn' euch gar zu gut."

Man sagt, Heine habe sich selbst gegen den besten Freund einen Witz nicht verkneifen können. Nun, seine Freunde waren danach! Und wenn er Bekannte in dem klassischen Lobgesang auf die zwei edeln Polen — wohlgemerkt auch hier nur als Allgemeintypen des Polentums — verhöhnte, so weiss man andrerseits, dass Heines Tasche den politischen Flüchtlingen immer offenstand und seine Gutmütigkeit sich oft genug brandschatzen liess. Die ihm von Guizot bezahlte Pension, worüber die Maulpatrioten so viel Lärm schlagen, sieht im Lichte neuerer Forschung recht harmlos aus und neunzig Prozent der Moralheuchler hätten in gleichen Umständen gradesogut diesen Ehrensold eingesteckt. Grabbe, dessen urdeutsche Art Heine pietätvoll ehrte, schimpfte auf den ‚Judenjungen': der ‚rachsüchtige' Heine schrieb über ihn das ehrendste Urteil nieder. Handelt so ein Charakterloser?

Er lebte nicht wie ein Herrnhuter, sondern wie jeder Pariser, vor seiner törichten Ehe mit der dummen dicken Mathilde, seiner Christiane Vulpius . . o der Schandkerl! Er wusste nicht Haus zu halten und machte Schulden . . o der Lump! Von steinreichen Verwandten, die heut noch mit seinem unsterblichen Namen herumstolzieren und sich mit seinem Ruhme brüsten, — eine Heine heiratete bekanntlich den Fürsten von Monaco und brannte gelegentlich mit dem jüdischen Komponisten Lara durch —, verlangte er pekuniäre Unterstützung . . o der Elende! All diese unbezahlbare Komik hat wenigstens das ernste Verdienst, dass Heine auf sie das unbezahlbare Wort „die zahlungsfähige Moral" münzte.

Da sehe man übrigens, wie verlogen das Judentum seinen Kultus des Geistes und seine Opferfreudigkeit für geistige Güter vorschwindelt! Welche pekuniären Opfer hat seine Rasse denn für den Einzigen gebracht, der ihr Einlass in arische Gemütswelt und arischen Besitzstand verschaffte? Und glaubt man wirklich, dass die Juden das Ewige in Heine bewundern, das freilich weder jüdisch noch arisch, sondern im Genieland geboren ist? Nie vergessen wir, wie ein Jude vor uns für Heine schwärmte und als Beleg was zitierte? Das schweinische Schelmenlied „In einem P—sspott kam er geschwommen." Lassen wir also alle chemischen Blutuntersuchungen bei Seite und kümmern wir uns gar nicht mehr darum, ob er Hebräer oder Deutscher war. Ein Genius war er und das Genie hat in gewissem Sinne kein Vaterland. Aber gleichzeitig wurzelte er national genug im heimatlichen Boden, und wenn dieser „vaterlandslose Geselle" überhaupt etwas Nationales hatte, dann war er in denkbar prononziertester Weise ein Deutscher, deutscher als die Romantiker, als der Gräkophile Platen und Ungar Lenau, deutscher als alle modernen Schriftsteller.

„Deutschland, du meine ferne Liebe, gedenk ich deiner, wein ich fast", seufzte dieser „undeutsche" grosse Dichter der Deutschen in seinem Pariser glänzenden Elend, sehr undankbar gegen die einst geliebten Wälschen: „Dies leichte Volk wird mir zur Last." Und mit jener spöttischen Wehmut, die er so wundervoll in dem herrlichen Lied „Jetzt wohin?" austönt, wo er „seinen eignen Stern nirgendwo erblicken kann", seufzt er tief: „Die Grobheit, die ich einst genossen im Vaterland, sie war mein Glück." Ihr aber, die ihr achselzuckt über die tränenstille Klage: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland" „Das flüsterte auf deutsch und sprach auf deutsch" — ihr, dass ich es nur sage, ihr seid undeutsch! Seid unwürdig, dass dieser Jude in eurer Sprache das Deutscheste gedichtet hat. Und wenn ihr Schwätzer faselt, dies Deutscheste sei eben gar nicht deutsch, dann kann man auch nur mit Heinescher Ironie antworten: schade, dann haben wir leider das Deutschtum überschätzt!

Doch es wird euch gar nichts helfen. Die Veilchen Heinescher Lyrik werden duften und blühen, wenn nur das

dürre Gras auf euren Gräbern wuchert. Ja wahrlich, kaum seid ihr begraben, da **wuchert** das Gras schon wieder . . . ihr biederen Zinshäufer des Althergebrachten seid immer wieder da. Was den Heine verlästert, ist das nämliche Geschlecht abgedörrter Kathederästheten und lederner Kritikaster, das selbst einen Ganzgrossen, das Byron zu den Toten warf. Aber indem dieser heilige Name unsrer Feder entfliesst, müssen wir freilich bekennen, dass selbst hier der jüdische Geist in seinem berühmtesten Vertreter nicht günstig abschneidet. Denn es bedarf keiner Erörterung, dass wiederum der Arier das originale Urbild und der Jude nur eine eigenartig geniale Kopie bedeutet.

Während Byrons tragisches Pathos und Gedankenflug von Lenau aufgenommen wurden, so dass naive Unkenntnis ihn den „deutschen Byron" zu nennen wagte, setzt sich die ‚mobility', die universale Beweglichkeit des ‚Herolds der Weltliteratur', wie ihn Goethe taufte, in Heine fort. Allerdings kann von wirklicher Anlehnung an Byron keine Rede sein, so frühzeitig Heine sich in ihn vertiefte und einige zwar etwas unbeholfene, aber hochpoetische Übersetzungen (Geisterszene aus Manfred und An Jnez) ihm ablauschte. Er wehrt sich einmal dagegen, dass man ihn vom ‚spleenig schwarzgalligen' Lord ableite, sich seiner Lebenslust rühmend, ohne zu ahnen, wie naiv er damit sein Jüdisches bekennt. Ein andermal freilich verspottet er den Boykott gegen Byron besonders von seiten der englischen Damen, die heimlich für ihn erglühen, und erklärt: „Es ist ihr (der Briten) grösster Dichter." Man wäre nun versucht, die ganze Heinepoesie eine Paraphrase des ‚Don Juan' zu nennen, dessen Mischung von Erhabenstem und Frivolstem, flammender Idealität und realistischer Spottsucht, Heldenpathos und burlesker Travastie sich bei Heine übers gesamte Schaffen verbreitet. Doch würde man damit Heine wohl ebenso Unrecht tun, wie der heut gang und gäben Meinung, er habe Romantik und Ironie schlankweg von der Romantischen Schule übernommen.

Heinesche Ironie ist eine ganz andere als die eines Tieck, seine Romantik grundverschieden von der eines Novalis oder selbst eines Lenau. Nicht als ob ihm die romantische Flucht ins Mittelalter und die Kirche fremdgewesen wäre. Kein

Romantiker hat so tief und gross das Wesen der Gothik ergründet, wie Heine an einigen Stellen seiner Prosaschriften. Märchenhaftes zaubert im ‚Buch der Lieder' herum, wovon er sich freilich bald völlig losmachte. Die wundervolle Ballade der Muttergottes von Kevelaar hat unzählige katholische Gemüter beseligt, die grossartige Christusvision auf der Nordsee nicht minder. Dennoch merkt man durch, dass Heine dies Rückschauen nur historisch auffasst, als Wurzel und Urquell des Christlichgermanischen, das er so gern sich assimilieren möchte. Seine Romantik ist sozusagen ein kulturhistorisches Gewand, in dessen Kleidsamkeit sich seine Muse, modern vom Scheitel bis zur Sohle, aus Schönheitsgründen einschmiegt. Seine Ironie ironisiert nicht wie die affektierte Vornehmtuerei Tiecks die Realität an sich, sondern nur das Schlechte, Hässliche und vor allem Komische der einzelnen Scheinrealitäten. Die dämonisch olympische Ironie in Byrons ‚Don Juan', wo ein leibhaftiger Gott Lucifer sich über Eitelkeit der Eitelkeiten zu belustigen scheint, konnte Heine schon deshalb nicht erreichen, weil er als Augenblicksrevolutionär an Zeiterscheinungen klebte. Ihm fehlt apollinischer Humor homerischen Gelächters, das dort der höchste Genius über Welt und Dasein anschlägt, verbunden mit subtilster Aushöhnung philosophischer Systeme und theologischer Schrullen. Grade der weniger bewunderte Schlussteil des ‚Don Juan' enthällt zahlreiche Strophen von nie dagewesener Denkerkraft, indem hier das im ‚Cain' mit grossartigem Ernst Gedachte sich in lustvolle Freiheit einer (freilich nur scheinbaren) triumphierenden Skepsis verwandelt, neben der Montaigne und Swift matt und ledern verblassen. Neben solcher Genietat kommen einem selbst Heines aristophanische Orgien ziemlich harmlos vor. Und wenn wir gar den ganzen Byron mit dem ganzen Heine vergleichen, so steht der bedeutendste Jude doch nur wie ein Knirps neben dem arischen Riesen.

Dies betonte, unserm Beispiel folgend, auch Professor Harnack beim Heinejubiläum und es wirft ein Licht auf jüdische Unverfrorenheit, wenn von dieser Seite wir — ausgerechnet wir — als „Berufenster" aufgefordert wurden, gegen diesen sonst überaus heinefreundlichen Aufsatz

Harnacks Stellung zu nehmen. Wir erwiderten wörtlich: wer Heine herabsetze, weil er Jude sei, verdiene nicht mehr Verachtung, als wenn man umgekehrt Heine masslos aufblase, gleichfalls weil er Jude sei. In der Tat, viel vom so ungerechten Rückschlag gegen die Heinevergötterung lässt sich entschuldigen durch die gerechte Entrüstung über die ausschliessliche Weltreklame des Judentums für den Stammesgenossen, den man allein von allen deutschen Dichtern im Ausland — nicht nur in Frankreich, sondern auch England und Italien — populär gemacht hat. Selbst wenn man nicht abgeneigt, ihn wirklich als „grössten deutschen Dichter nach Goethe“ anzuerkennen, so wird man solche Rangabstufung immerhin erst prüfen müssen, wo es sich um einen Nur-Lyriker handelt. Da liesse sich lang und breit von Unter- und Überschätzung der Lyrik reden. Denn einerseits belächelt oder begähnt sie der Kunstbanause. andrerseits wird ihr traditionell über Gebühr gehuldigt.

Tollstes in dieser Hinsicht leistet der Burnskult: Ein gebildeter Schotte sagte uns einmal ernsthaft bei einer Fahrt durchs ‚Burns-Land‘ (Dumfriesshire), dass man „in this country“ Burns in seiner Weise für gradeso gross als Shakespeare halte, und Carlyles kindische Burnsraserei stellte seinen Landsmann hoch über Byron. Demgegenüber muss der schwereren Arbeit des Epikers und Dramatikers ihr Recht gewahrt bleiben. Ein schlechtes Drama und einen mässigen Roman schreiben, erfordert mehr Talent als einen Band mittelguter Gedichte zurechtbringen. Wenn wir Hebbel und Grillparzer abstraktpoetisch tief unter Heine und Lenau stellen, so stehen erstere andrerseits hoch über Uhland, Platen, Geibel. Erst dann wird der Lyriker, also der eigentliche Sänger, ein Ebenbürtiger des Dramatikers, wenn er aufs mannigfaltigste die Tragödien und Komödien seiner eigenen Subjektivität vor uns abspielt. Alsdann kann er der berufenste Vertreter seiner Zeitseele werden.

Dies trifft wie bei kaum einem Zweiten bei Heine zu, dessen ‚Buch der Lieder‘, obschon vielfach sein schwächstes Buch und von den Nordseebildern, Neuen Gedichten und Lamentationen künstlerisch weit übertroffen, ein vollständiges Tagebuch eines Menschen vormärzlicher

Ära darstellt. Grade dass hier auf ergreifende Herzensschreie flotte leichtsinnige Schnurren folgen, dass tiefsinnige Meisterlyrik wie „Der Tod, das ist die kühle Nacht“ neben burschikosem Scherzo wie „Mir träumt ich bin der liebe Gott“ als Tagebuchblätter geschrieben stehen, macht den besonderen Reiz aus. Übrigens will hier auch sentimentaler Überschwang kulturhistorisch genossen werden, da er damaligem Milieu entsprach. Das unglückselige Weib, das mit ihren Tränen vergiftet, gehörte mit zur Theatergarderobe dieser zerrissenblasierten Schöngeistergesellschaft, „sie sassen und tranken am Teetisch und sprachen von Liebe viel.“ Übrigens möchten wir alle, die sich vor des unglückseligen Weibes und anderen Tränenbächen Heines ekeln, erst auffordern, den herrlichen Versfluss und die innere Melodik dieser Lieder nachzumachen, die ihre Weltberühmtheit immer noch teilweise verdienen.

Fassen wir nun kurz Heines wirkliche Verdienste zusammen. Er war so ziemlich der geistreichste Mensch, der je die Feder zu espritvoller Prosa ansetzte, nnd schuf einen neuen Stil, rettete ihn von den Unarten der Goetheschen Steifheit und Wichtigtuerei, die alle himmlische Urfrische des Werther später einbüsste und auf gezierten Sprachstelzen wandelte. Und wenn die besten deutschen Stilisten der Jahrhundertwende, Freytag und Treitschke, wieder in den Geheimratston verfielen, so schuldeten sie die gewandtere Leichtigkeit des Satzbaus gleichfalls nur Heine. Dieser — und gar Börne, den Heine als seine eigene Karikatur hasste — schadete freilich auch, indem er das seichtelegante Feuilleton der hebräischen, besonders Wiener Schule befruchtete Selbst der blendendste Publizist deutscher Zunge, Felix Wittkowsky — getauft als Maximilian Harden —, stammt von ihm her, nicht von kleinen Französchen wie Sarcey und Lemaitre, die er immer im Munde führt. Solche Früchte wird man sich gefallen lassen, wenn man das sonstige banale Zeitungsdeutsch damit vergleicht. Dass aber diese Heinesche Prosa, deren Glanz in Landschafterei, Stimmungsträumerei, Seelenskizze, kulturhistorischer und ästhetischer ernster Betrachtung, vornehmer Ironie und unvornehmer Lustigkeit überall gleichmässig strahlt, reinweg

„französisch“ klinge, gehört mit zu den Urteilen jener Klasse, von der Tolstoi grob die Wahrheit zum Besten gibt: „Kritiker das sind die Dummen, die über die Klugen schreiben“.

Denn französisch ist garnichts daran, als dass Heine bewies, man könne auch im Deutschen die knappen und klaren Sätze des Französischen anwenden, statt endloser Einschachtelungen und Perioden. Was aber hier klingt und duftet, ist viel lebendiger, anschaulicher und blühender, hat weit mehr Frische, Farbe und Fleisch als die französische Glätte, die wie ein spitzes schmales Floret hin und herzuckt: Heine aber handhabt sein geliebtes Deutsch wie einen Flamberg in funkelnder Sonne.

Heine ist ferner der grösste Satiriker der Deutschen und der mittelalterlichen Plumpheit Huttens weit überlegen. Seine juvenalische Ader blutete so reich sich aus, dass kaum Swift mit grellerem Blutrot morsche Torschwellen beschmiert als Bote der heiligen Vehme. Man denke nur als beliebige Probe an die klassischen und noch heute „aktuellen“ Spottverse über die Achtundvierziger-Schwärmerei:

„Auch eine Flotte will Gott uns bescheeren, die patriotische Überkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren, die Prügelstrafe wird abgeschafft.
Der Frühling kommt, es platzen die Schoten, frei atmet der Mensch in der freien Natur,
Und wird unser ganzer Verlag verboten, verschwindet am Ende von selbst die Zensur.“

Der grosse Künstler des Prosastils war endlich der grösste Lyrikkünstler aller Zeiten, falls man darunter eine bewusste und durchdachte Technik versteht. Die Goethebonzen wollen dies natürlich nicht Wort haben. Dem Geschwätz, Heine habe seinen Versstil von Goethe entlehnt, könnte man mit gleicher Münze des Unsinns dienen, Goethe habe den seinen vom Volkslied entlehnt, was bezüglich Erlkönig und Haideröslein sogar in plagiatorischem Sinne zutrifft. Dass ein kleiner Kern Goethescher Lyrik — die Mignonlieder, König von Thule, Grenzen der Menschheit, Füllest wieder Busch und Tal, Über allen Wipfeln ist Ruh u. s. w. — aus lauter Krondiamanten besteht, hebt nicht auf, dass die Hauptmasse seiner Reflexions- und Gelegenheits-

gedichte vom Standpunkt künstlerischer Technik aus fast gar keinen Wert besitzt. Heines Technik meistert hingegen gleichmässig in allen Gattungen der Lyrik. Ein geschichtliches Romanzerolied wie „Frohlockst, Plantagenet, und glaubst“ oder „Richard Löwenherz“ trägt genau die gleichen Kennzeichen knapper Abrundung und hingehauchter Frische, wie seine Liebes- oder Naturstimmungslieder. Dass Heine auch der Breite ihr Recht liess, wo diese angebracht, zeigen „Finsternis“, „Nordseebilder“, „An die Mouche“ und ähnliches. (In „Atta Troll“ tut er in epischer Breite sogar des Guten zu viel.) Im Allgemeinen aber stellte er zuerst als Gesetz auf, das Lied habe auf knappsten Raum grösstmögliche Fülle zusammenzudrängen. Das eigentliche Heinesche Lied hat also nur vier, oft nur zwei, am besten aber drei Strophen, die wie Prämisse, Hypothese, Konklusion aufeinanderfolgen.

Als künstliche Antithese wirkt es aber nie, weil das Ganze als fertiger plastischer Organismus vor uns ins Leben springt und wir von den Atelierspänen des rastlos zusammenstreichenden Feilens nichts gewahren. Musterhaft spielt auch die Kunst der Introduktion, des unwiderstehlichen Aufrollens der Vorstellung gleich mit der ersten Zeile. Was völlig mühelos hingehaucht scheint, hat tiefer Kunstverstand erarbeitet. Und so hat sich Heine einen eigenen Ton geschaffen, der ihn völlig von jeder anderen Vortragsweise unterscheidet. Mag man Goethes beste Lyrik wie Blume schweren Rheinweins schlürfen, bei Heine gibt es eine reiche Auswahl von schäumendem Champagner, perlendem Mosel, klarem Bordeaux und süssschwellendem Tokayer. Dies Gleichnis hinkt jedoch, denn in seiner Musterkarte sind alle Weine deutsch mit nur leichtem Beisatz jener Trauben von Kanaan, die schon Josuas Kundschafter rühmten. Forschen wir aber, worin der unnennbare Reiz seiner Melodie bestehe, so widerlegt die Begründung gleichzeitig den so oft erhobenen Vorwurf der Unwahrhaftigkeit aufs schlagendste.

Es ist nämlich einfach die ungewöhnliche Natürlichkeit und Ehrlichkeit des Tons, was die Menschen aller Stände hier so eigentümlich fasciniert. Wer hat nicht Naive schon äussern hören, Heine sei so „natürlich“, das sei alles wie hingesprochen! Allerdings fiel dies Natürliche nicht gleich

vom Himmel, die zwei berühmten Strophen „Du bist wie eine Blume“ oder „Ein Fichtenbaum steht einsam“ entstanden aus Brouillon zahlreicher Strophen. Allein, das Ursprünglich-Natürliche des sprachlichen Wurfs, der sich intuitiv der Konzeption vermählt, bleibt hier nichtsdestoweniger ein inspirierter Naturlaut. Dieser Dichter spricht wie die Natur, die Natur spricht durch ihn. Sie hat freilich verschiedene Töne und bei Goethe spricht sie weihevoller, getragener. Um so alberner die Behauptung, dass solche Grundverschiedenheit sich decke. Nein, auch Heine hatte, wie Goethe von Byron singt, einen „eigensten Gesang“. Mit gleichgültiger Sicherheit wählt er oft scheinbar banale und prosaische Wendungen, die aber bei ihm wie lauterste Poesie klingen, und seine souveraine Beherrschung der Sprache wählte absichtlich das an sich Disharmonische, um daraus den herben Vollklang zu gewinnen. Die paar von uns früher gekennzeichneten Süsslichkeiten im ‚Buch der Lieder‘ abgerechnet, wird Heines Verssprache immer derber, vollsaftiger, realistischer. Selbst sein Suchen nach ungewöhnlichen Reimen, was man als raffinierte Mätzchen auslegte, kam ihm ganz unwillkürlich im Streben, alles Konventionelle der „schönen“ Sprache abzustreifen. Das Harsche, Harte, dem Banausengefühl Prosaische wirkt bei ihm immer dämonisch. „Die Raben krächzten abscheulich“ in der Hastingsballade ist kein ausgeklügelter Notreim auf „Lailich“, sondern ein unheimlicher Naturschrei. Unter seinen Gedichten letzter Periode findet sich eins, in dem sich klar ausprägt, was wir meinen:

„Wenn dich ein Weib verraten hat, so nimm dir flugs eine andre!
Noch besser wär's, du liessest die Stadt, nimm den Ranzen und wandre!
Du kommst zu einem blauen See, umkränzt von Trauerweiden,
Dort wirfst du ab dein kleines Weh und deine engen Leiden.
Und wenn du auf die Berge steigst, wirst du beträchtlich ächzen,
Doch wenn du dann den Gipfel erreichst, hörst du den Adler krächzen.
Dort wirst du selbst zum Adler fast, du fühlst dich wie neugeboren,
Du fühlst dich frei, du fühlst, du hast da unten nicht viel verloren!“

Das ist die höchste Poesie, erhebend, gewaltig, grade weil dies Gewaltige so schlicht und schmucklos hingeplaudert. „Beträchtlich ächzen“, mein Gott, wie prosaisch! seufzt der Bierphilister. Dem Kunstgeniesser aber ist dies beträchtliche Ächzen ein Hochgenuss auserlesener Feinheit.

Unaufrichtig seine Liebes- und anderen Schmerzen? Was ihr nicht sagt! Wir fürchten sehr, dass nur der so blasphemiert, dem nie eine Leidenschaft und nie die Mystik der Liebe im Herzen gewohnt.

„Mir träumte, traurig schiene der Mond und traurig schienen die Sterne . . es zog mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt, vielhundert Meilen ferne. Ich stand vor ihres Hauses Tür, ich küsste die Steine der Treppe, die oft ihr kleiner Fuss berührt und ihres Kleides Schleppe. Die Nacht war still, die Nacht war kalt, es waren so kalt die Steine . . es lugt aus dem Fenster die bleiche Gestalt, beleuchtet vom Mondenscheine.“ Dass dies unendlich einfach in seiner düstern Schönheit ist, bestreitet wohl niemand: weshalb denn unaufrichtig? Die Heuchelei pflegt sich gewählter auszudrücken. Das berühmte „Und das Wort hab' ich vergessen“ wuchs auf sehr leiddurchwühltem Acker des Genies. Wer aber vollends das antithetische Meisterwerk „Ich hab im Traum geweinet“ wegen seiner äuseren Tränenseligkeit anpöbelt, dem sind solche psychologischen Tiefen der Liebestragödie verschlossen. Nein, hier ist alles echt. Echt die trotzige Wildheit, die ihre Liebe selbst den Weltensturz überdauern lassen will. Echt die unendliche Wehmut des „Ich will dir nie gestehen, dass ich dich geliebet hab', und wenn du stirbst, so will ich weinen auf deinem Grab“. Echt das brünstige Lallen, das dumme Banausen als grellen Misslaut empfanden: „Madame, ich liebe Sie“. Ja, selbst eine offenbare Geschmacklosigkeit wie in den Nordseebildern der Harpyenschwanz des spöttischen Anhängsels zur Christusvision, entspringt dieser inneren Ehrlichkeit. Dass ein so grosser Künstler sonst recht wohl verstanden hätte, wie sehr er damit ästhetisch seine Schöpfung schädigte, liegt auf der Hand. Aber Heine wollte um keinen Preis seine wahre Überzeugung verleugnen, noch die Vermutung aufkommen lassen, ein so inniger Anbeter Christi flüchte

am Ende in den Mutterschooss der Kirchlichkeit. Und echt, wir wiederholen es, war sein Deutsch-Empfinden.

Wenn er sich auch als Jude bekennt, wie in dem höhnischen Gedicht von der hochgeborenen hebräerhassenden Spanierin, deren Liebster sich als Jude entpuppt, so lässt er sich andrerseits den lieben Nationalhelden David nicht entgehen in dem fürchterlichem Romanzerosymbol: „Sterbend lächelt der Despot . . dass ich Joab dir empfehle, einen meiner Generäle". Es hat eine tiefere Bedeutung, wenn er düster singt: „Keine Messe wird man singen, keinen Kadosch wird man sagen, nichts gesagt und nichts gesungen wird an meinen Sterbetagen". Denn er stand dem Jüdischen innerlich geradeso fern wie dem Kirchlichen. Sein Messias war ihm Napoleon gewesen, dessen Hindurchreiten durch die Düsseldorfer Allee er im „Le Grand" so genial symbolisierte und dessen Aschenheimkehr nach Paris ihm noch das Bekenntnis entpresste: „Ich seufze tiefbeklommen, da ich den alten Liebesruf, das Vive l'Empereur vernommen". Von deutschen Kaisern wollte er freilich nicht viel wissen und seine geniale Kyffhäuserparodie im „Wintermärchen" verstehen wir heute besser denn je, wo wir dies von ihm Geahnte bewahrheitet und alten Feudalplunder mit Barbarossa wieder auferstehen sahen. Dies „so brauchen wir gar keinen Kaiser" hat ihn natürlich bei allen Hurrapatrioten anrüchig gemacht. Aber deshalb die deutsche Gesinnung dessen zu verdächtigen geht wohl nicht an, der alle deutschen Bratenbarden mit dem einen unvergleichlichen Vaterlandslied totschlug: „Deutschland ist noch ein kleines Kind, doch die Sonne ist seine Amme", das kein echter Deutscher ohne Herzklopfen hören sollte. Nirgendwo hat echter deutscher Nationalstolz so grosse Worte gelassen ausgesprochen.

Jene Horden des unechten Pöbelantisemitismus, die ihre albernen Reimereien „Deutschland über alles" oder „Wacht am Rhein" herbrüllen und mit „Juden raus" untermischen, sollten mit Erröten sich des Juden erinnern, der in Pariser Verbannung und Leid, verzehrt von bitterm gerechtem Hass gegen hundsfeige deutsche Michelei und unsagbare Stänkerei der Reaktion, seinem innersten Herzen dies majestätische Trutzlied deutscher Herrlichkeit entriss. Heut kann das

jeder Wicht; damals spuckte ganz Europa auf uns herab. Und dieser Jude, den Deutschland ausstiess und das eitle Frankreich huldvoll als Franzosen empfing, wagte der Welt zuzurufen: „Ihr Nachbarskinder, hütet euch, mit dem jungen Riesen zu hadern!" Er hat es nicht mehr geschaut, was sein Auferstehungsjauchzen uns zurief:

„Ja, du wirst einst wie Siegfried sein und töten den
hässlichen Drachen:
Heisa, wie freudig vom Himmel herab wird deine Frau
Amme lachen!"

Wenn, der solches sang, kein guter Deutscher, wer ist dann einer![1])

Wie ein prophetisches Sinnbild seiner eigenen scheidenden Sonnengrösse, die ihr Liebstes, ihr Deutschtum verlor, erhebt sich strahlend der Schlussakkord jenes wie in drei Stockwerken einer stossweisen Inspiration aufgebauten dreistrophigen Meistersangs, wo fern am Horizonte wie ein Nebelbild zu des Lebensruders traurigem Takt die Erinnerung erscheint:

„Die Sonne hebt sich noch einmal leuchtend vom
Boden empor
Und zeigt mir jene Stelle, wo ich das Liebste verlor."

Wenn, der solches sang, kein grosser Dichter, wer ist dann einer!

„Und sie seufzet: Pauvre homme! Feuchte Wehmut in den Blicken", sah der Sterbende bloss die dicke Mathilde sein Grab besuchen. Er irrte. Kaiserinnen und Fürsten des Geistes pilgerten zu seinem Grab und haben es mit Kränzen überschüttet. Pauvre homme! Armer Heine! Sein altes Mütterchen, Rachelchen aus Geldern, das er in einer Widmung mit durchsichtiger, aber wohlfeiler Selbstironie „geborene v. Geldern" taufte, hat er sein Lebenlang zärtlich und treu geliebt. Und seine grosse strenge Mutter Deutschland, an deren Busenquell, den heiligen Rhein, seine Wiege

[1]) Wir erinnern uns, dass wir als Jüngling in London, von jedem deutschen Verkehr getrennt, von einem alten englischen Freund ein seltenes Exemplar der ersten Originalausgabe der „Jungen Leiden" bekamen und dass dies Buch uns mit einem Gefühl des Deutschtums mitten in unsrer Engländerei übermannte, das wir niemals vergessen haben.

